

London, my Love

Liebesgeschichten

Ausgewählt von
Karin Labhart

Diogenes

Mitarbeit: Marie Hesse
Nachweis am Schluss des Bandes
Covermotiv: Foto von Irene Suchocki
Copyright © Irene Suchocki

Originalausgabe

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2020
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
80/20/36/1
ISBN 978 3 257 24514 1

Inhalt

- Jane Gardam
Lunch mit Ruth Sykes 7
- Alan Bennett
The Mall 28
- Zadie Smith
*Die seltsame zweite Heirat
des Archie Jones* 32
- Elizabeth Bowen
Was Menschen Übles tun 66
- Wladimir Kaminer
London sehen 77
- Anna Stothard
Die Bedeutung einer Geschichte 84
- William Boyd
Art / Rat 100
- Doris Lessing
Zur Verteidigung der Underground 120
- Graham Swift
Schlüssel 145

Ian McEwan
Um fünf Uhr waren wir ein Liebespaar 156

Ali Smith
So fing es an 176

Richard Beard
Ich kann mich nicht denken hören 190

Charles Dickens
Die vier Schwestern 206

Monika Ali
Brick Lane 213

Cees Nooteboom
Hotel Rembrandt 225

W. Somerset Maugham
Das eingehaltene Versprechen 234

Jan Brandt
Welt ohne Netz 243

Nachweis 283

JANE GARDAM

Lunch mit Ruth Sykes

Gestern Nacht hat sie wieder geweint, das hat es mir heute Morgen leichter gemacht.

Ich sagte: »Heute gehe ich mit Ruth Sykes mittagessen, Liebes.«

»Mmmm«, machte sie, schwarzen Kaffee in einer Hand, Toast in der anderen, und schaute auf die Morgenzeitung hinunter, die sie auf dem Küchentisch ausgebreitet hatte – sie setzt sich zum Frühstück nie hin.

»Du kommst zurecht, Liebes?«

»Mmmm.«

»Wegen Mittagessen meine ich. Nach der Sprechstunde. Ich stell dir was in den Ofen. Musst du nur rausnehmen.«

»Was?«

»Dein Mittagessen. Nach der Sprechstunde. Und den Hausbesuchen. Steht im Ofen.«

Sie sah mich durch ihre große Brille an – was für eine große, schöne Tochter. Wie kann so eine große Frau aus mir herausgekommen sein? Ich bin doch so klein. Jack war auch klein. Und niemand von uns war irgendetwas Besonderes. Schon gar nicht etwas so Schlaues wie Arzt, in keiner unserer Familien. Komisch – ich sehe sie an, meine Tochter, meine Rosalind, und kann nicht fassen, dass sie das Baby ist, das ich damals bekommen habe: das dicke, kleine,

runde, warme, strahlende Ding, das seine Fäustchen aus dem Kinderwagen ins Licht streckte und die sich sanft bewegendes Blätter der Birke betrachtete wie ein träges Kätzchen. Und jetzt ist sie so mutig und tapfer und stark – schnelles Auto, Arzttasche auf der Rückbank, Stethoskop, weißer Kittel. So schnell am Telefon. Ach, es ist immer so schön, sie telefonieren zu hören! »Ja? Wann war das? Gut – tun Sie nichts, bis ich bei Ihnen bin.« Wie viele Leben sie wohl rettet! Sie ist eine wundervolle Ärztin.

Aber dieses Weinen ist schrecklich. Letzte Nacht war es wirklich schlimm.

»Warum bist du nicht da, Mutter?« (Wirft einen Blick auf den *Telegraph*. Geht näher ran.)

Sie lässt sich nie gehen, nicht mal, wenn sie glücklich ist. Ich glaube, das letzte Mal, dass ich sie so richtig überwältigt erlebt habe, war, als die Zusage aus Oxford kam. Damals hat sie nur das Telegramm geöffnet, »Ach du lieber Himmel« gesagt und sich einen kompletten Becher Kaffee über die Schuluniform gekippt – und auf den sauberen Boden.

»Ich gehe mit Ruth Sykes mittagessen.«

Sie trank ihren Kaffee aus. »Tschüss«, sagte sie. »Viel Spaß. Dann sehen wir uns zum Abendessen – ach nein, das habe ich ganz vergessen. Da bin ich noch im Krankenhaus.«

»Wie lange denn, Liebes?«

»Gott, keine Ahnung. Zehn? Elf?«

»Ist gut.«

Ohne sie fehlt der Straße, dem Vorgarten und dem ganzen Haus etwas. Der Morgen hat keine Kraft mehr.

Ich ging wieder in die Küche und räumte das Frühstück weg.

Fahre ich *wirklich*? Traue ich mich?

Ich wusch ab und stand dann lange da und betrachtete den Geschirrschrank, bevor ich die Sachen wegräumte. Ich ging nach oben und zog mein dunkelblaues Wollkostüm und die guten Schuhe und Strümpfe an und betrachtete mein Gesicht im Spiegel.

Es ist ein ziemlich dummes Gesicht. Wie ein nicht sehr intelligenter Vogel. Angeblich haben Vögel ja intelligente Gesichter, aber ich weiß nicht. Meins ist ein Vogelgesicht, aber nicht das eines besonders schlaunen Vogels. Eher drittklassig. Ein verschüchtertes, unsicheres Gesicht. Bereit, sich zum Affen machen zu lassen. Zum Affen aus einem Vogel. Rosalind sorgt immer dafür, dass ich mir wie ein Affe vorkomme. Als sie ein Baby war, war das noch nicht so. Damals hat sie noch nach Teilen von mir gegriffen – meinem Ohr oder meinem Kinn, und sich daran festgehalten und gelacht und gelacht. Eigentlich schade ...

Egal, ich sehe besser aus als Ruth Sykes. Wenn ich mit Ruth Sykes zusammen bin, bin ich auch kein Affe. Ich bin total entspannt. Wir sind zusammen zur Schule gegangen, und sie war nicht im Entferntesten so schlau wie ich, wobei ich überhaupt nichts Besonderes war. Ich wünschte, ich würde mit Ruth Sykes mittagessen gehen.

Würde ich aber nicht. Das habe ich vor zwei Wochen beschlossen, und ich verliere jetzt nicht die Nerven. Auf keinen Fall. Nicht bei all dem Geheule.

Ich fuhr nach London, zu Michael.

Es ging nicht gleich los mit dem Weinen, als Michael seine Besuche einstellte. Am Anfang war sie ganz gefasst und ru-

hig und normal, sogar ziemlich nett zu mir. Einmal hat sie mich sogar gefragt, ob ich mit ihr ins Theater gehe, und ich habe uns Karten für den *Rosenkavalier* besorgt – nur hier bei uns vor Ort. Das ist überhaupt nicht meine Lieblingsoper, und ich nehme an, sie fand es fürchterlich, aber wir saßen zwei Stunden lang ganz friedlich nebeneinander.

»Hat Michael heute Abend zu tun?« Da hatte ich es noch nicht gemerkt.

»Das nehme ich an«, sagte sie.

Sie hat sich allerdings nicht zu Hause verkrochen, überhaupt nicht. Und sie erwähnte ihn nie. Sie war mehrere Wochen lang wirklich nett zu mir – manchmal hat sie sich zu mir gesetzt und ein bisschen mit mir ferngesehen, und einmal hat sie mir sogar ein Kompliment für mein Kleid gemacht. Einmal hat sie mich angesehen, als wollte sie etwas sagen, und ich habe einfach gewartet, ich hatte so eine Angst, das Falsche zu tun. Ich rede nämlich immer zu viel. Ich mache mich schnell lächerlich mit meiner Art zu sprechen, wenn ich erst mal loslege.

Aber sie sagte nichts, und alles, was ich ein oder zwei Tage später sagte, war, dass Michael in letzter Zeit gar nicht mehr angerufen habe und ob sie im Sommer wieder zusammen in Urlaub fahren würden. Sie stand einfach auf und knallte die Tür hinter sich zu.

In der Nacht hörte ich sie weinen – schreckliche, lange Schluchzer. Ich wachte davon auf und wusste erst gar nicht, was das war – wie gruselige Säegeräusche im Sekunden-takt. Ich ging auf den Flur hinaus, und es schien von oben zu kommen, wo sie schläft, und ich bin hinaufgerannt und stand vor ihrer Tür.

Schreckliche Schluchzer.

Na ja, ich habe mich natürlich nicht getraut hineinzugehen.

Ich ging wieder hinunter und bei offener Tür zurück ins Bett und lauschte – zitternd, mit weit offenen Augen. Und versuchte, mir ihr Gesicht vorzustellen, sonst so weich und selbstbewusst, jetzt im Dunkeln verzerrt, der Mund verzogen, aus dem diese grässlichen Geräusche kamen.

Aber beim Frühstück war sie wie immer – Kaffeetasse in einer Hand, Toast in der anderen, schielte sie auf die Zeitung hinunter. Vielleicht hatten sich über ihrer Nase zwei Falten gebildet, die ineinanderliefen, das war alles.

»Setz dich doch, Liebes. Du verdirbst dir ja die Augen.«

Sie antwortete nicht. Ich stand in einer plötzlichen Anwendung auf, ging um den Tisch, legte ihr den Arm um die Taille – sie ist so viel größer als ich – und sagte: »Schatz, kannst du dich nicht für einen Moment hinsetzen?«

Sie sagte: »Du meine Güte, Mutter«, und entzog sich mir.

Ich sagte: »Du verdirbst dir die Augen.«

»Gibt es irgendeinen Tag im Jahr«, fragte sie, »an dem du das nicht sagst?«

»Meinst du«, sagte sie, »du könntest wenigstens ein einziges Mal irgendetwas Selbstgedachtes von dir geben?«

Eine Zeitlang hörte ich sie nicht mehr weinen, aber vor drei Wochen fing es wieder an. In der ersten Woche hat sie jede Nacht geweint. Ich bin jedes Mal aufgestanden. Erst bin ich in meinem Zimmer herumgelaufen und habe mit Dingen gepoltert. Dann bin ich in den Flur gegangen und habe das

Licht an- und ausgemacht. Einmal habe ich die Toiletten-
spülung betätigt. Aber das Weinen ging weiter. Am Ende –
wie letzte Nacht – bin ich dazu übergegangen, mich vor
ihrem Zimmer auf die Treppe zu setzen. Das hat natürlich
nicht geholfen, aber es war alles, was ich tun konnte, also
tat ich es. Ich habe mich in mein Federbett eingewickelt
und saß einfach da und betete, dass sie aufhören würde.
Manchmal redete ich mir ein, sie würde herauskommen
und »Oh, Mutter!« sagen, und dann würde ich sie in den
Arm nehmen und drücken und sagen »Ach, Rosalind, was
ist denn passiert? Sag mir doch, was los ist. Was *ist* mit
ihm?«

Aber sie kam nie heraus.

Am Ende hörte das Weinen immer auf – längere Pau-
sen zwischen den Schluchzern, und wenn die bescheuer-
ten Vögel langsam wach wurden, wurde sie endlich still.
Lustig. Als sie ein Baby war, war das die Zeit, zu der sie
aufwachte. Mit anderthalb Jahren hat sie mich wirklich ge-
nervt, da musste ich hart bleiben. Ich bin zu ihr reingegan-
gen, und dann stand sie in ihrem Bettchen, die Windeln
um die Knöchel, das Nachthemd ganz verknittert, das Ge-
sicht rosig.

»So, Rosalind. Leg dich wieder hin. Es ist zu früh, Liebes.
Es ist erst fünf. Der Tag hat noch gar nicht angefangen.«

»Aber die Vögel! Zwitschern schon!«, sagte sie. Oh, sie
war so süß! »Die Vögel zwitschern schon.« Da war sie noch
nicht mal zwei! Und noch in Windeln! Die Geschichte
erzähle ich heute noch, muss ich gestehen. Das sollte ich
nicht tun, denn sie hasst es. Sie funkelt mich dann an und
stampft hinaus, oder, noch schlimmer, sie tötet mich mit

einem eiskalten Blick. »Wie oft Ruth Sykes *die* Geschichte wohl schon gehört hat«, sagt sie.

Ich weiß, ich bin eine Idiotin.

Jedenfalls hat unser Arzt mich vor zwei Wochen für eine Idiotin gehalten, als ich bei ihm war und gesagt habe, ich habs am Herzen und möchte zum Kardiologen. »So, so, Mrs Thessally«, sagte er. »Soll ich das entscheiden? Was sagt denn Ihre Tochter?«

»Ich habe es ihr nicht erzählt«, sagte ich. »Ich möchte nicht, dass sie das weiß. Aber ich bin mir sicher, und ich möchte zu einem Spezialisten. Ich möchte zu Dr. Michael Kerr.«

»Das ist nicht der Arzt, zu dem ich normalerweise überweise. Und überhaupt untersuche ich Sie jetzt erst mal, ob es überhaupt notwendig ist.«

Er untersuchte mich und sagte, er freue sich, mir mitteilen zu können, dass ich keinen Kardiologen brauche. »Vollkommen normales Herz, soweit ich das sehen kann. Sehr gut für Ihr Alter. Wie alt sind Sie? Fünfzig? Zweiundfünfzig? Keinerlei Anzeichen für Probleme.«

Aber ich ließ nicht locker. Ich lasse gern mal nicht locker, wenn ich nicht gerade mit Rosalind zusammen bin. Dann spreche ich kaum.

»Wissen Sie – ich kann Sie nicht gut in die Harley Street schicken, wenn Ihnen überhaupt nichts fehlt«, sagte er.

»Meine Tochter sagt, drei Viertel der Leute, die zu ihr kommen, haben rein gar nichts. Es ist nur in ihren Köpfen. Und das hier ist mein Kopf«, sagte ich. »Und ich kriege es da nicht raus.«

»Schlafen Sie nicht gut?«, fragte er.

»Nein.« (Das stimmte zumindest.)

»Essen?«

»Nicht viel.«

»Belastet Sie etwas?«, fragte er, legte die Fingerspitzen aneinander und sah mich über sie hinweg an wie in einer Krankenkassenwerbung. Was um alles in der Welt würde es nützen, es ihm zu erzählen?

»Mein Herz«, sagte ich schließlich. »Ich weiß, dass das idiotisch ist.« Ich habe große blaue Augen. Tatsächlich ist es so, wenn ich den Leuten mit weit offenen Augen ins Gesicht sehe und dabei ganz ehrlich an das denke, was ich gerade gesagt habe, dann lächeln sie oft, als hätte ich ihnen etwas Gutes getan. So wie der Arzt jetzt.

»Nun gut«, sagte er und löste die Fingerspitzen voneinander. »Ich überweise Sie an Doctor Michael Kerr und mache einen Termin für Sie aus.«

Die Überweisung hatte ich jetzt in der Handtasche, und diese Handtasche hielt ich in der U-Bahn, mit der ich bis Oxford Circus fuhr, sorgsam fest. Ich trug einen Hut und gute Handschuhe und Perlenohrstecker, allerdings nur von Woolworth. Auf dem Weg zu Michaels Praxisklinik war ich die Ruhe selbst, und ein oder zwei Leute – einer davon ein großer, schwarzer Mann mit einem bezaubernden Lächeln – bemerkten mich, und ich lächelte sie ebenfalls an, vor allem den Schwarzen, der sehr freundlich aussah.

Aber in der Praxis fühlte ich mich nicht mehr so gut. An der Rezeption war eine schreckliche Frau. »Zu Dr. Kerr?«, sagte sie und sah mich an, als hätte jemand so Unbedeutendes wie ich kein Recht, Michael zu sehen. »Sind Sie privat?«

»Nein. Also, nicht wirklich«, sagte ich. »Aber heute.«

»Tut mir leid, das verstehe ich nicht.«

»Ich bin gesetzlich versichert, aber ich fand es nicht richtig, Dr. Kerr auf Kassenkosten zu besuchen, denn mein Arzt meint, ich habe nichts. Deshalb bestehe ich darauf, selbst zu zahlen.«

Ihre sauber nachgezogenen Augenbrauen schossen in die Höhe. »*Verstehe*«, sagte sie (noch eine Verrückte). »Setzen Sie sich doch bitte noch kurz hier vorne hin.«

Sie nahm meinen Brief entgegen, öffnete ihn, strich ihn glatt, hängte ihn an eine Pinnwand und las ihn. Durfte sie das? Musste ich Rosalind mal fragen.

Aber das hier war etwas, was ich Rosalind nicht fragen konnte. Das hier war privat. Rosalind würde es nie erfahren. Ich war heute eindeutig privat.

Die Sprechstundenhilfe sah mich jetzt genauer an, und ihr Blick bekam so ein Funkeln, und ich versuchte, nicht hinzusehen. Ich betrachtete die beiden Türen mit den Aufschriften MALES und FEMALES. Sie waren frisch gestrichen, man erkannte noch, wo LADIES und GENTLEMEN gestanden hatte. MALES und FEMALES sah irgendwie schrecklich aus. Wie im Zoo.

Ich hatte schon immer Angst vor Arztpraxen und Krankenhäusern, aber das weiß Rosalind natürlich nicht. Ich starrte die Aushänge an den Wänden an und dachte: »Deswegen also«, wobei ich selbst keine Ahnung hatte, was ich damit meinte.

»Bitte hier entlang, Mrs Thessally.« Eine nette, krausköpfige Schwester, so mollig wie Rosalind als Baby, brachte mich in ein Wartezimmer, und eine Minute später kam eine

blitzsaubere, dünne chinesische Schwester aus einer Tür, hielt sie auf und sagte: »Bitte, Mrs Thessally.«

Ich versuchte aufzustehen, war aber bewegungsunfähig.

»Hier entlang, Mrs Thessally.«

Ich blieb sitzen.

Sie kam zu mir und sagte: »Kommen Sie bitte mit, Mrs Thessally. Dr. Kerr beißt nicht.« Sie lachte und zeigte ihre hübschen, kleinen Zähne.

Und dann saß ich da, vor einem Tisch von der Größe eines Tennisplatzes, und dahinter saß Michael, der immer mit uns zu Abend gegessen hatte und der mir durchs Küchenfenster Grimassen geschnitten hatte, bevor er zur Hintertür hereinkam, sodass mir vor Schreck die Teekanne aus der Hand geglitten war. Er hatte im Garten Unkraut gejätet, auf die Uhr gesehen und gesagt: »Wo bleibt die Frau denn? Warum arbeitet Ihre Tochter so viel? Warum kommt sie nicht Tennis spielen?« Michael hatte mehr als zwei Jahre lang zu unserem Leben gehört.

Im weißen Kittel wirkte er älter, strenger und sogar größer. Er trug eine Brille – das war neu –, und er las meinen Arztbrief mit demselben niedergeschlagenen Gesichtsausdruck, den Rosalind neuerdings hat.

»Also dann«, sagte er. »Mrs – er?«

Ich saß da.

»Mrs *Thessally*!«, sagte er.

Und ich saß da und betrachtete meine Hände in den guten Handschuhen. Ich sah ihn nicht mehr an. Ich wusste alles, was ich hatte wissen wollen. Ich wusste es dank seiner entsetzten, am Ende hochgehenden Stimme. »Mrs *Thessally*.«

Und da auf dem Tisch lag der Brief von meinem Haus-

arzt, dass mir gar nichts fehlte, ich aber darauf bestanden hätte, ihn zu sehen, und nur ihn.

In dem Moment wurde mir klar, wie gründlich ich es vergeigt hatte. Und wie immer bei Rosalind – und wie noch nie bei dem lieben Michael – war ich unfähig zu sprechen.

Ein Arzthelferinnenwesen kam herein und sagte: »Tut mir leid, Herr Doktor, könnten Sie die hier bitte kurz unterschreiben?« Und das tat er dann. Sie ging wieder hinaus. Er schob den Aschenbecher und andere Dinge auf dem Tennisplatz herum und räusperte sich. Ich hörte das leise Ticken der kleinen, goldenen Uhr auf dem Regal hinter ihm – eins von Rosalinds Geburtstagsgeschenken.

Wieder wurde die Tür aufgerissen, und jemand rief: »Oh, Entschuldigung – kann ich Sie mal kurz sprechen?«, und ein junger, sorglos wirkender Medizinalassistent in Kittel und fliegendem Stethoskop kam herein. »Mrs Arnold geht es ja wirklich gut.«

Michael sagte: »Oh ja.«

»Wunderbar. Ich denke, wir können sie heute entlassen.«

»Das würden Sie nicht denken, wenn Sie sie heute Nacht gesehen hätten. Sie ist kollabiert.«

»Was?«

»Ja. Wir waren zwei Stunden bei ihr.«

»Oh Gott. Das hat mir niemand gesagt!«

»Dann ist es ja gut, dass Sie mich noch konsultiert haben, nicht wahr? Ich hoffe, Sie haben es ihr noch nicht gesagt?«

»Was?«

»Dass sie heute nach Hause kann.«

»Nein. Nein.«

»Sie braucht noch ziemlich viel Pflege.«

Der Medizinalassistent verschwand, und die Tür ging zu.

Michael stand auf, ging ans Fenster und sah hinaus. Ich stand ebenfalls auf.

»Dann gehe ich wohl besser«, sagte ich. Er sagte nichts. Ich ging zur Tür und musste mich einfach noch mal zu ihm umdrehen, und da stand die vertraute Gestalt, so gottgleich und allmächtig durch diese Umgebung, überlebensgroß, so anders, als wenn er durch meinen Rittersporn kroch und Schneckenkorn ausbrachte und meine abwesende, zu viel arbeitende, sich nicht für Tennis interessierende Tochter verfluchte. Wie hatte ich es nur wagen können!

»Mrs T.«, sagte er zu den weit entfernt liegenden Kühltürmen von Bayswater, »ich kann überhaupt nichts tun. Ich möchte, dass Sie das wissen. Von mir kann im Moment nichts kommen. Das hat Rosalind Ihnen offensichtlich nicht erzählt, also muss ich es tun. Es ist so ziemlich alles vorbei.«

»Female«, sagte ich.

»Was?« Er drehte sich um.

»Weiblich.« Ich dachte an die schrecklichen Schilder an den Türen draußen. Ich bin nicht sicher, ob ich wusste, was ich da redete, aber ich fuhr fort. »Sie kann nicht einfach zu Ihnen kommen. Ich weiß, Gleichberechtigung und so, und sie scheint auch wirklich eine echte Ärztin zu sein. Aber es gibt tiefsitzende Konventionen.«

Er runzelte die Stirn, wandte sich ab und sah wieder aus dem Fenster.

»Es gibt Dinge, die eine Frau nicht tun kann. Es ist komisch – aber sie kann nicht. Außer sie ist so ein Mannweib.

Das hat nichts mit Status und Emanzipation und so zu tun, es ist ein Instinkt. Rosalind würde Ihnen nie, nie schreiben oder Sie anrufen – außer wenn jemand gestorben wäre. Sie würde alles, was Sie zusammen hatten, in den Wind schlagen, bevor sie ...«

Und weg war ich, aus dem Behandlungszimmer, aus dem Wartezimmer, aus der Klinik, wieder auf der Oxford Street, und mein Herz hämmerte so laut, es machte vermutlich mehr Lärm als das von Mrs Arnold, die kollabiert war. Anscheinend weinte ich auch. Ich ging die gesamte Oxford Street hinunter und sah in alle Schaufenster, aber ich habe keine Ahnung, was darin lag. Als ich die Tottenham Court Road erreichte, war da ein großes Kino, und ich kaufte ein Ticket und ging hinein. Der Film war anscheinend für Riesen gemacht. Die Leinwand war so groß, dass man ständig von links nach rechts gucken musste, um alles zu sehen. Riesige Menschen hüpfen daraus auf einen zu und sangen aus voller Kehle – glückliche Kinder und Nonnen, die Gouvernanten wurden und Prinzen heirateten und den Deutschen entkamen und sangen und sangen und sangen. Was für seltsame Leben die Menschen führten.

Es waren nur wenige Leute im Kino – eine alte Frau in meiner Reihe schlief tief und fest, und sonst war nur noch ein schmieriger junger Mann da, der die Füße auf die Reihe vor sich gelegt hatte und dauernd aufstand und nach hinten ging und Eis kaufte. Am Ende des Films, bei einer Art königlicher Hochzeit, stand ich auf und ging und stellte fest, dass es draußen schon ziemlich dunkel war; ich wollte mir irgendwo eine Tasse Tee besorgen.

Aber dann ging ich den ganzen Bloomsbury Way hin-

unter und fand nichts, und am Ende der Straße stand ich stattdessen auf den Stufen zu einem Hotel.

Es war ein hässliches Hotel mit fadenscheinigen Teppichböden und nicht sehr sauber, aber der Laden brummte, jede Menge Studenten lungerten mit ihren Rucksäcken im Foyer herum, und ich schob unwillkürlich die Glastüren auf und ging hinein und buchte ein Zimmer für die Nacht. Es kostete sechs Pfund Vorkasse, ich bezahlte bar und ging hinauf. Ich legte mich aufs Bett, das schmal und hart war, und starrte an die Decke. »Was bringt das denn? So mit ihr mitzuleiden«, dachte ich, und ich war so müde, dass ich nicht mal die Schuhe ausgezogen hatte. »Immerhin«, dachte ich, »geht es ja gar nicht um mich.«

Ich musste eingeschlafen sein, denn plötzlich war es sehr still, und irgendetwas in der Stille und in der Dunkelheit im Fenster sagte mir, dass es mitten in der Nacht sein musste. Ich setzte mich auf und war für einen Augenblick verängstigt und benommen, bis mir wieder einfiel, wo ich war. Dann stellte ich fest, dass ich mit meinen Gedanken nicht weitergekommen war, obwohl meine Uhr drei Uhr morgens anzeigte. Ich dachte immer noch: »Warum so leiden? Es geht ja nicht um mich. Es geht mich nichts an.«

Ich begann, auf eine Weise nachzudenken, wie ich das in Rosalinds gesamten siebenundzwanzig Jahren nicht getan hatte. Ich dachte an die Frühstücke, bei denen sie nie in meine Richtung sah; die Monate und Monate und Monate, in denen sie nur ein Schemen war, der zu den Mahlzeiten auftauchte und sich ansonsten ins Arbeitszimmer zurückzog oder ausging und Leute traf; an all die Jahre, in denen – außer Ruth Sykes und Mrs Somebody auf der Straße oder

Uncle James in Hastings, denn wir haben so wenig Verwandtschaft und seit Jacks Tod hatte ich kein besonderes Interesse mehr an Freunden und am Ausgehen –, all die Jahre, in denen jeder Anruf, jeder Brief, jede Nachricht und jede Anfrage und jede Einladung immer für sie waren. Ich dachte an ihr großes, gutaussehendes Gesicht, das mich nie anlächelte, und wie sie zusammenzuckt, wenn ich den Mund aufmache, und wie sie mich so eindeutig verachtet. Und dass sie nur dann so weich wurde wie die frühere Rosalind – wie sie war, bevor Jack starb –, wenn Michael da war. Sie hatte Michael nie wirklich *eingeladen*, fiel mir jetzt auf. Er hatte den Weg zu uns selbst gefunden, zuerst hatte er sie am Gartentor abgesetzt oder sie abgeholt, normalerweise etwas zu früh für sie. »Oh Gott, sorry!«, hat sie immer gesagt, wenn sie hereingeplatzt kam, während wir uns unterhielten oder Michael umherstreifte und die Deckel von den Töpfen hob. »Schon gut«, sagte er dann, »deine Mutter und ich haben uns bestens amüsiert.« Ich erinnere mich an ihren manchmal leicht überraschten Gesichtsausdruck, wenn er das sagte – ein schneller Blick auf mich, was ich trug, und die Erleichterung, wenn sie es nicht ganz so schrecklich fand.

Die Dämmerung färbte den Himmel über Bloomsbury blass und schmutzig, und mir ging endlich auf, dass ich Rosalind eigentlich nicht besonders mochte.

Und beim Einschlafen, als draußen die Spatzen anfangen zu zwitschern, sagte ich laut und deutlich: »Es reicht. Oh, es reicht wirklich.«

Als ich gegen halb zehn aufwachte, machte ich eine halberzige Katzenwäsche an dem fiesem, kleinen Waschbecken, immer noch in demselben Wollkostüm, in dem ich auch geschlafen hatte, ging hinunter und setzte mich für eine Weile in die Lobby. Es waren mehr Studenten unterwegs denn je und holten sich Kaffee in Pappbechern aus einer Maschine an der Wand. Ich fühlte mich mit meinem Hut und den Handschuhen und Perlensteckern fehl am Platz und irgendwie schwach in all dem Gewimmel und der Hitze. Ein rot-blondes Mädchen von vielleicht achtzehn oder neunzehn Jahren ließ sich auf den Sitz neben mir fallen und studierte einen Stadtplan von London. Sie stieß meinen Arm an. »Oh, Entschuldigung«, sagte sie. »Alles in Ordnung?«

»Wenn ich Ihnen das Geld gebe«, sagte ich, »könnten Sie mir dann eine Tasse Tee aus dem Automaten holen?«

Sie holte mir eine und blieb dann vor mir stehen, während ich den Tee trank. »Ist wirklich alles in Ordnung?«, fragte sie. »Soll ich jemanden benachrichtigen?«

Sie fragte das, wie ein Kind jemand Klügeren fragt. »Nein, Liebes«, sagte ich. »Aber vielen Dank.« Ein nettes, gewöhnliches kleines Ding. So eins, wie ich es hätte haben können. So eins, wie man es von Jack und mir eigentlich erwartet hätte. So eins hätte ich gern ...

Ich ging auf den Bloomsbury Way hinaus und in die Museum Street und dachte, vielleicht gehe ich ins British Museum, aber die Straße wirkte sehr lang, und ich kam irgendwie nicht recht voran. Ich fühlte mich ganz komisch. »Vielleicht sollte ich der armen Mrs Arnold ein Geschenk kaufen«, sagte ich zu einem Passanten, der mich erschrocken ansah. An einer Ampel fuhr ein Bus sehr dicht an mir

vorbei. Ich spürte den Luftzug. Er drückte mir den Rock an die Beine. Ein Taxifahrer schrie mich an, als ich gerade den Bordstein erreichte. Ich dachte: »Ich muss wirklich besser aufpassen, und vielleicht sollte ich jetzt mal weiter?«

Was genau ich mit »weiter« meinte, sollte mein Unterbewusstsein selbst herausfinden, und das tat es erfreulicherweise auch und entließ mich aus der Verantwortung. Es führte mich zur U-Bahn-Station Russell Square und schlug vor, dass ich dort hinuntergehe. Ich stieg um, jedenfalls nehme ich an, dass ich umgestiegen bin, ein paar Mal, denn nach einer unbestimmten Zeit – einer Stunde oder einem Tag – hielt der Zug in Putney Bridge. Anscheinend war ich zu Hause. Ich stieg aus.

Unser Haus ist eins von denen rechts der Putney High Street, und zu Fuß ist es ziemlich weit, sowohl von Putney Bridge als auch von der Station High Street aus. Mit dem Bus kommt man auch nicht viel näher ran. Man muss gleich am Anfang die High Street überqueren, und das ist samstagsvormittags nicht so einfach. »Mach hin!«, rief jemand, als ich auf einer Verkehrsinsel zögerte. Ich schaffte es ans andere Ufer und trottete weiter. Ich trottete die Lacy Road und die Cawnpore Terrace entlang. Ich trottete an den ganzen pflaumen- und lilafarbenen Häusern vorbei, Reihe um Reihe, die Namen wie Quantox oder East Lynne hatten. Jack hat Putney so geliebt. Ich habe es nie besonders gemocht.

Vielleicht ziehe ich um. Ich gehe einfach weg. Eigentlich ist es schön blöd, eine große, siebenundzwanzigjährige Frau von Kopf bis Fuß zu bedienen, wenn man sie nicht mal besonders gut leiden kann und sie einen auch nicht.

Mein Strumpfhalter löste sich. Ich habe schon immer lieber Strümpfe getragen – Strumpfhosen sehen an niemandem in meinem Alter gut aus. Bei Home and Colonial gibt es immer noch diese altmodischen Strapse, sehr verlässlich und haltbar, auch wenn Rosalind das anders sieht. Nie zuvor hat sich einer gelöst und hing heraus.

Dann bog ich in unsere Straße ein und sah den Polizeiwagen.

Und rannte.

Ich rannte an Mrs Fergusson in Nummer 63 vorbei, obwohl sie winkte und etwas rief, und Mrs Atkinson nebenan rief auch irgendetwas, sie stand in ihrem Vorgarten und sah zu uns rüber. Plötzlich kam es mir gar nicht mehr wie unsere Straße vor. Es war so viel los. Und ich war mittendrin – mit raushängendem Strumpfhalter.

Aus unserem Haus kam ein Polizist, zusammen mit Michael, sie sprachen miteinander. Da wusste ich es. Auf der Stelle wusste ich es.

Sie hatte sich umgebracht.

Sie hatte letzte Nacht geweint, war aus ihrem Zimmer gekommen, hatte sich das komplette Aspirin aus dem Bad geholt und sich umgebracht. In der einen Nacht, in der ich nicht auf dem Treppenabsatz gesessen und auf sie gewartet hatte, in der einen Nacht in ihrem gesamten Leben, in der ich sie verlassen und mich nicht um sie gekümmert hatte. Ein Abschiedsbrief. Michaels Name auf dem Umschlag. Die Polizei hatte Michael zu uns nach Hause zitiert.

Als Nächstes lag ich flach auf dem Rücken auf unserem Wohnzimmersofa und drei Gesichter sahen zu mir herunter – eins kannte ich nicht, es gehörte einem Polizisten, der

sehr jung und vernünftig wirkte. Eins war Michaels, und eins – oh Gott, oh Gott, oh Gott sei Dank! – war Rosalinds.

Ihr Gesicht war ganz nass und tränenüberströmt, auch unter der Brille, und sie schrie und brüllte und wütete: »Wo warst du? Wo warst du? Wie konntest du mir das antun?«

Der Polizist schüttelte Michael die Hand, und der brachte ihn zur Tür, nehme ich an, während Rosalind weiterhin brüllte wie eine Irre. »Wir dachten, du bist tot! Wir dachten, du bist tot! Unter ein Auto gekommen!«

Michael kam herein, packte sie an den Schultern und schüttelte sie. »Du bist jetzt sofort still und holst deiner Mutter einen Tee.« Schluchzend wie ein großer Trottel ging sie. Ich setzte mich auf, und Michael und ich sahen uns an.

»Ach, Michael, es tut mir leid. Das hätte ich nicht tun sollen. Ich hätte mich nicht einmischen sollen. Es geht ja gar nicht um mich. Ich weiß auch nicht, was ich mir dabei gedacht habe.«

»Schhh«, machte er. Er setzte sich auf einen Hocker, nahm meine Hand, und wir saßen einfach still da.

»Ich habe Ruth Sykes angerufen. Tu nicht so, als wärest du mit ihr unterwegs gewesen!«, heulte Rosalind, die mit einem Milchkrug hereingestürzt kam. »Wir waren komplett außer uns vor ... Du lieber Himmel! Dein Strumpfhalter!«, quiekte sie. Sie verschwand und zerdepperte in der Küche lautstark Geschirr.

»Oje«, sagte ich. »Hoffnungslos. Ich sollte wohl ...«

»Schhh«, machte er.

»Sie hat mich angerufen«, sagte er. »Sie hat mich heute Morgen angerufen.«

»Dann hatte ich nicht mal damit recht.«

»Doch«, sagte er. »Sie hat eine Nachricht hinterlassen. Sie hat gesagt: ›Es geht um meine Mutter. Es geht um Leben und Tod.‹ Und Sie hatten gesagt: ›Nur, wenn jemand gestorben ist.‹«

»Es ist ja niemand gestorben«, sagte ich.

»So, wie Sie im Moment aussehen, wirkt es aber fast so.«

»Ach, Michael. Es tut mir leid. Ich wollte nicht, dass Sie denken, Sie müssten gleich hier angelaufen kommen ...«

»So ist es auch nicht. Ich hatte gestern schon beschlossen zurückzukommen. Nachdem Sie weg waren. Man hat mich nach Rosalinds Anruf gerade noch erwischt, ich war schon unterwegs. Aber das weiß sie nicht. Sie hat gesagt: ›Oh, du warst aber schnell‹, als sie mir die Tür aufmachte. Da war ich ein bisschen beschämt.«

Ich schloss die Augen, das war mir alles zu kompliziert. Dann kam Rosalind wieder hereingestürmt, mit einem Sammelsurium von Geschirr auf einem Tablett. Die alte, braune Teekanne und drei durcheinandergewürfelte Tassen. Sie hatte die Brille abgenommen, das Haar fiel ihr ins Gesicht, und ihre Wangen waren leuchtend pink bis unter die Augen, sie war rosig wie ein Kind. Sie ist wirklich ein zauberhaftes Mädchen.

»Wie konntest du?«, jaulte sie immer noch. »Ich war außer mir! Du hast doch noch nie ... Wann hast du denn ...?« und so weiter. Michael streckte die andere Hand aus und nahm ihre und sagte: »Schhh, lass deine Mutter doch erst mal zur Ruhe kommen.« Er sagte: »Ich habe noch nie ein so emotionales Paar kennengelernt. Wenn ihr jetzt nicht beide aufhört, muss ich einen Arzt rufen.«

»Jetzt werd nicht auch noch witzig, Michael.« Aber

»Schhh«, machte er wieder. »Deine Mutter braucht jetzt all ihre Kraft, um diese Hochzeit zu organisieren.«

Rosalind kippte sich einen kompletten Becher Tee übers Kleid und auf den Boden und ließ die Tasse fallen, die sofort kaputtging (die letzte vom guten Worcesterporzellan), und starrte ihn an.

»Ich fasse es nicht«, sagte er – und starrte hocheifrig zurück –, »ich fasse es wirklich nicht. Rein medizinisch«, sagte er. »Es grenzt an ein genetisches Wunder« (das muss ich unbedingt Ruth Sykes erzählen), »wie eine so intelligente Frau eine so dumme, großartige Tochter haben kann.«

ALAN BENNETT

The Mall

Eine der wiederkehrenden Pflichten der Queen war die Eröffnung des Parlaments, und bisher hatte sie diese Aufgabe nie besonders lästig gefunden, sondern sogar genossen: an einem klaren Herbstmorgen die Mall entlang kutschiert zu werden, war auch nach fünfzig Jahren noch eine Freude. Nun nicht mehr. Ihr graute vor den zwei Stunden, die das Prozedere in Anspruch nahm, auch wenn sie glücklicherweise in der Karosse fuhren und nicht im offenen Wagen, sodass sie ihr Buch mitnehmen konnte. Das gleichzeitige Lesen und Winken beherrschte sie inzwischen recht gut, es kam nur darauf an, das Buch unterhalb der Fensterkante zu halten und sich auf die Buchstaben zu konzentrieren, nicht auf die Menschenmenge. Dem Herzog gefiel es natürlich ganz und gar nicht, aber es half ganz außerordentlich.

Das war ja alles gut und schön, doch erst als sie in der Kutsche saß, die Kolonne sich im Vorhof des Palastes aufgestellt hatte und fertig zum Abmarsch war, merkte sie beim Aufsetzen der Brille, dass sie das Buch vergessen hatte. Und während also der Herzog in seiner Ecke schäumt und die Postillions nervös werden, während die Pferde trappeln und die Geschirre klirren, wird Norman auf seinem Mobiltelefon angerufen. Die Wachsoldaten rühren sich, die Ko-

lonne wartet. Der verantwortliche Offizier schaut auf die Uhr. Zwei Minuten über die Zeit. Er weiß, dass nichts Ihre Majestät mehr verärgert als Unpünktlichkeit, und ist ob der unvermeidlichen Konsequenzen wenig erfreut. Doch da kommt Norman über den Kies gehastet, hat das Buch klugerweise in eine Stola gehüllt, und los geht es.

Dennoch wird ein äußerst missgelauntes königliches Paar über die Mall kutschiert, der Herzog auf seiner Seite wütend winkend, die Queen ihrerseits eher lustlos, und das Tempo ist recht hoch, denn die Kolonne versucht die verlorenen zwei Minuten wiedergutzumachen.

In Westminster angekommen, versteckte sie das Buch bis zur Rückfahrt hinter einem Polsterkissen, und als sie auf dem Thronplatz Platz nahm und ihre Rede begann, war ihr mehr als sonst bewusst, wie öde der Sermon war, den sie hier halten musste, obschon dies die einzige Gelegenheit war, bei der sie der ganzen Nation etwas vorlesen durfte. »Meine Regierung wird dies tun ... meine Regierung wird jenes tun.« Das Ganze war so barbarisch formuliert und so völlig stillos und uninteressant, dass ihrer Ansicht nach der Akt des Lesens selbst dadurch in den Schmutz gezogen wurde, und ihr diesjähriger Auftritt war noch schlimmer als üblich, weil auch sie versuchte, die fehlenden zwei Minuten hereinzuholen.

Mit einiger Erleichterung kehrte sie daher in die Kutsche zurück und suchte hinter den Kissen nach ihrem Buch. Es war nicht da. Während sie weiterrumpelten, suchte sie tapfer winkend mit der anderen Hand unauffällig hinter den anderen Polstern.

»Du sitzt doch nicht darauf?«

»Auf was?«

»Auf meinem Buch.«

»Nein, bestimmt nicht. Da sind Veteranen von der British Legion und ein paar Leute im Rollstuhl. Wink, Herrgott noch mal.«

Als sie wieder im Palast angekommen waren, sprach sie mit Grant, dem heute eingeteilten jungen Lakaien, der sagte, während Ma'am im Oberhaus gesprochen habe, seien die Suchhunde zur Kutsche geführt worden, und die Sicherheitsbeamten hätten das Buch beschlagnahmt. Er glaubte, es sei wohl zur Explosion gebracht worden.

»Zur Explosion gebracht?«, fragte die Queen. »Aber das war Anita Brookner.«

Der bemerkenswert undevote junge Mann antwortete, die Sicherheitskräfte hätten es wahrscheinlich für einen Sprengsatz gehalten.

Die Queen sagte: »Ja. Genau das ist es auch. Ein Buch ist ein Sprengsatz, um die Phantasie freizusetzen.«

Der Lakai entgegnete: »Sehr wohl, Ma'am.«

Es kam ihr vor, als würde er mit seiner Großmutter sprechen, und nicht zum ersten Mal wurde ihr unangenehm bewusst, welchen Unwillen, ja welche Abscheu ihre Lektüre zu erregen schien.

»Nun gut«, sagte sie. »Dann sollten Sie die Sicherheitskräfte in Kenntnis setzen, dass ich morgen früh ein neues Exemplar des gleichen Buches, auf Sprengstoff untersucht und freigegeben, auf meinem Schreibtisch vorzufinden erwarte. Und noch etwas. Die Polster der Karosse sind völlig verdreckt. Schauen Sie sich mal meine Handschuhe an.« Ihre Majestät zog ab.

»Scheiße«, sagte der Lakai und zog das Buch vorn aus seiner Livreehose, wo es zu verstecken befohlen worden war. Doch wegen der Verspätung wurde zur allgemeinen Überraschung nichts Offizielles verlautbart.

ZADIE SMITH

Die seltsame zweite Heirat des Archie Jones

Früh am Morgen, Ende des Jahrhunderts, Cricklewood Broadway. Um 06.27 Uhr am 1. Januar 1975. Alfred Archibald Jones trug Kord, saß in einem abgasgefüllten Cavalier Musketeer Estate, den Kopf ans Lenkrad gelehnt, und hoffte, dass das göttliche Gericht nicht zu hart mit ihm umgehen würde. Er lag in einer demütigen Kreuzigungshaltung nach vorn geneigt, der Unterkiefer schlaff, die Arme ausgebreitet wie ein gefallener Engel; in den Fäusten hielt er seine Armeedorden (links) und seine Heiratsurkunde (rechts), denn er hatte beschlossen, diese Irrtümer mitzunehmen. Ein kleines grünes Lämpchen blinkte ihm ins Auge, kündigte ein Rechtsabbiegen an, das er, wie er entschieden hatte, in diesem Leben nicht mehr vornehmen würde. Er war fest dazu entschlossen. Er war dazu bereit. Er hatte eine Münze geworfen und blieb nun standhaft bei ihrer Entscheidung. Der Selbstmord war beschlossene Sache. Tatsächlich war er ein Vorsatz zum neuen Jahr.

Aber noch während seine Atmung unregelmäßig wurde und seine Sicht schwächer, war Archie klar, dass der Cricklewood Broadway eine seltsame Wahl war. Sie würde der ersten Person seltsam vorkommen, die seine zusammengesunkene Gestalt durch die Windschutzscheibe sah, dem

Polizisten seltsam vorkommen, der seinen Bericht schrieb, dem Lokaljournalisten, der fünfzig Worte darüber schreiben sollte, und den Angehörigen, die diese Worte lesen würden. Cricklewood, eingezwängt zwischen einem allmächtigen Kinokomplex auf der einen Seite und einer riesigen Kreuzung auf der anderen, war keine Art von Ort. Es war kein Ort, den ein Mann aufsuchte, um zu sterben. Es war ein Ort, den ein Mann aufsuchte, um über die A41 zu anderen Orten zu gelangen. Doch Archie Jones wollte nicht in irgendeinem schönen, fernen Wald sterben oder an einer von zarter Heide gesäumten Meeresklippe. Nach Archies Ansicht sollten Leute vom Land auf dem Lande sterben, und Stadtmenschen sollten in der Stadt sterben. Nur ordentlich. *Er starb, wie er gelebt hatte* und so weiter. Es ergab einen Sinn, dass Archibald auf dieser schäbigen städtischen Straße sterben sollte, auf der er gelandet war, mit siebenundvierzig Jahren allein lebte, in einer Einzimmerwohnung über einer leer stehenden Pommesbude. Er war nicht der Typ, ausgefeilte Pläne zu schmieden – Abschiedsbriefe und Anweisungen für die Beerdigung –, er war nicht der Typ für irgendwelche ausgefallenen Sachen. Er wollte nichts als ein bisschen Ruhe, ein bisschen Stille, damit er sich konzentrieren konnte. Alles sollte mucksmäuschenstill sein, wie in einem leeren Beichtstuhl oder wie der Augenblick im Gehirn zwischen Denken und Sprechen. Er wollte es hinter sich bringen, bevor die Geschäfte öffneten.

Über ihm erhob sich eine Horde der ortsansässigen fliegenden Ratten von irgendeinem unsichtbaren Aussichtspunkt, stieß herab und schien Archies Wagendach ins Visier zu nehmen – nur um im letzten Augenblick eine ein-

drucksvolle Kehrtwendung zu vollbringen und gekonnt, mit der Eleganz einer Bananenflanke, auf dem Dach der renommierten Halal-Fleischerei *Hussein-Ishmael* zu landen. Archie war schon viel zu weggetreten, um sich großartig Gedanken darum zu machen, aber er beobachtete sie mit einem warmherzigen, inneren Lächeln, als sie ihre Ladung ausklinkten und auf weiße Mauern lila Streifen malten. Er beobachtete, wie sie ihre neugierigen Vogelköpfe über die Hussein-Ishmael-Dachrinne reckten; er beobachtete sie, wie sie das langsame und stetige Tröpfeln von Blut aus den toten Tieren beobachteten – Hühner, Rinder, Schafe –, die an ihren Haken im Laden hingen wie Mäntel. Die Unglücklichen. Diese Tauben hatten einen Instinkt für die Unglücklichen, und so schenkten sie Archie keine Beachtung. Denn, obwohl er es noch nicht wusste und trotz des Staubsaugerschlauches, der auf dem Beifahrersitz lag und die Abgase vom Auspuff in seine Lunge pumpte, war das Glück an diesem Morgen mit ihm. Eine hauchfeine Schicht Glück lag auf ihm wie frischer Tau. Während er immer wieder das Bewusstsein verlor, hatten der Stand der Planeten, die Musik der Sphären, das Schlagen der durchsichtigen Flügel eines Bärenspinners in Zentralafrika und noch ein Haufen anderer Dinge, die Gott weiß was bewirken, beschlossen, dass es Zeit war, Archie eine zweite Chance zu geben. Irgendwo, irgendwie und von irgendwem war beschlossen worden, dass er leben sollte.

*

Die Fleischerei Hussein-Ishmael gehörte Mo Hussein-Ishmael, einem Bären von einem Mann mit Haaren, die sich zuerst zu einer Tolle erhoben und dann zu einem Entenschwanz senkten. Mo glaubte, dass man bei Tauben das Problem an der Wurzel packen musste; nicht die Exkremente, sondern die Taube selbst. *Die Scheiße ist nicht die Scheiße* (das war Mos Mantra), *die Taube ist die Scheiße*. Daher begann der Morgen von Archies Beinahetod wie jeder Morgen im Hussein-Ishmael: Mo schob seinen gewaltigen Bauch auf die Fensterbank, lehnte sich hinaus und schwang ein Hackbeil, um das lila Tröpfeln aufzuhalten.

»Haut ab! Verschwindet, ihr Scheiße produzierenden Biester! Ja! SECHS!«

Es war wie Cricket – das vom Immigranten adaptierte Spiel der Engländer, und sechs war die Höchstzahl an Tauben, die du mit einem Schlag erwischen konntest.

»Varin!«, rief Mo hinunter auf die Straße und hielt das blutige Hackbeil triumphierend hoch. »Du bist am Zug, mein Junge. Fertig?«

Unter ihm auf dem Bürgersteig stand Varin – ein mächtig übergewichtiger Hindu-Junge, der hier sein Schulpraktikum absolvierte, das er sich bestimmt anders vorgestellt hatte – und blickte nach oben, wie ein großer trauriger Punkt unter Mos Fragezeichen. Es war Varins Aufgabe, sich eine Leiter hinaufzuquälen, abgehackte Taubenstücke in eine kleine Kwik-Save-Einkaufsstüte zu sammeln, die Tüte zuzubinden und sie in einem der Mülleimer am Ende der Straße zu entsorgen.

»Vorwärts, Mr. Fatty-man«, schrie einer von Mos Küchengehilfen und stieß Varin zur Unterstreichung jedes

Wortes mit einem Besen in den Hintern. »Beweg-dein-fettes-Ganesh-Hindu-Hinterteil-da-hoch-du-Elefantenboy-und-hol-was-von-diesem-Taubenbrei-runter.«

Mo wischte sich den Schweiß von der Stirn, schnaubte und sah über Cricklewood hinweg, ließ den Blick über ausrangierte Sessel und Teppichstreifen wandern, Gartenliegen für die Trunkenbolde der Gegend; die Spielsalons, die Pommesbuden und die Taxis – alles mit Scheiße bedeckt. Eines schönen Tages, davon war Mo überzeugt, hätte Cricklewood mit all seinen Anwohnern Grund, ihm für sein tägliches Massaker zu danken; eines schönen Tages müsste kein Mann, keine Frau, kein Kind dieser Straße je wieder ein Teil Reinigungsmittel mit vier Teilen Essig verrühren, um den Dreck wegzubekommen, der auf die Welt fällt. *Die Scheiße ist nicht die Scheiße*, wiederholte er feierlich, *die Taube ist die Scheiße*. Mo war der einzige Mensch im Viertel, der das wirklich verstand. Was das betraf, hatte er gerade ein ausgesprochenes Zen-Gefühl – kam sich vor wie ein Wohltäter der Menschheit –, bis er Archies Wagen entdeckte.

»Arshad!«

Ein verschlagen aussehender dünner Bursche mit buschigem Schnurrbart, der in vier unterschiedlichen Brauntönen gekleidet war, kam aus dem Laden, mit Blut an den Händen.

»Arshad!« Mo konnte sich kaum beherrschen und stieß mit dem Finger in Richtung des Wagens. »Mein Junge, ich werde dich das bloß einmal fragen.«

»Ja, Abba?«, sagte Arshad, von einem Fuß auf den anderen tretend.

»Was zum Teufel ist das da? Was macht das da? Ich krieg

um halb sieben eine Lieferung. Um halb sieben hab ich fünfzehn tote Rinder hier. Die muss ich nach hinten schaffen. Das ist mein Job. Kapiert? *Fleisch* ist im Anrollen. Und deshalb bin ich *perplex*.« Mo setzte eine verwunderte Unschuldsmiene auf. »Weil ich bisher dachte, das wäre ganz eindeutig als ›Lieferbereich‹ gekennzeichnet.« Er zeigte auf ein verwittertes Holzbrett, auf dem ABSOLUTES HALTEVERBOT stand. »Und?«

»Ich weiß nicht, Abba.«

»Du bist mein Sohn, Arshad. Ich lass dich nicht bei mir arbeiten, damit du nicht weißt. *Ihn* da lass ich bei mir arbeiten, damit er nicht weiß« – er langte aus dem Fenster und schlug Varin, der gerade wie ein Seiltänzer über die gefährliche Regenrinne balancierte, so kräftig auf den Hinterkopf, dass er den Jungen beinahe hinuntergestoßen hätte. – »Dich lass ich bei mir arbeiten, damit du Sachen *weißt*. Informationen verarbeitest. Licht in die große Dunkelheit des unerklärlichen Universums des Schöpfers bringst.«

»Abba?«

»Find raus, was es da macht, und schaff es weg.«

Mo verschwand vom Fenster. Eine Minute später kehrte Arshad mit der Erklärung zurück. »Abba.«

Mos Kopf schnellte wieder durchs Fenster wie ein boshafter Kuckuck aus einer Schweizer Uhr.

»Da bringt sich einer um, Abba.«

»Was?«

Arshad zuckte die Achseln. »Ich hab durchs Seitenfenster gerufen und dem Typen gesagt, er soll wegfahren, und er hat gesagt: ›Ich bring mich um, lass mich in Ruhe.‹ Einfach so.«

»Auf meinem Grund und Boden bringt sich keiner um«, zischte Mo, während er nach unten marschierte. »Dazu haben wir keine Genehmigung.«

Auf der Straße angekommen, schritt Mo zu Archies Wagen, zog die Handtücher raus, die den Ritz im Seitenfenster abdichteten, und drückte die Scheibe mit brutaler, bulliger Kraft zehn Zentimeter runter.

»Hören Sie, Mister? Wir haben hier keine Genehmigung für Selbstmorde. Der Ort hier ist halal. Koscher, kapiert? Falls Sie hier sterben wollen, mein Freund, müssen Sie leider vorher erst ordentlich ausgeblutet werden.«

Archie riss den Kopf vom Lenkrad hoch. Und in dem Augenblick, nachdem er die schwitzende Masse eines braunhäutigen Elvis klar erkannte und bevor er begriff, dass das Leben noch immer ihm gehörte, hatte er eine Art von Epiphanie. Ihm kam der Gedanke, dass das Leben zum ersten Mal seit seiner Geburt ja zu Archie Jones gesagt hatte. Nicht einfach bloß »okay« oder »jetzt-wo-du-angefangenhast-kannst-du-auch-weitermachen«, sondern eine vollmundige Bejahung. Das Leben wollte Archie. Es hatte ihn eifersüchtig den Fängen des Todes entrissen, zurück an seinen Busen. Auch wenn er nicht gerade zu seinen erleseneren Exemplaren zählte, das Leben wollte Archie, und Archie, sehr zu seiner eigenen Überraschung, wollte das Leben.

Hektisch kurbelte er beide Seitenscheiben runter und schnappte aus tiefster Lunge nach Sauerstoff. Zwischen gierigen Atemzügen dankte er Mo überschwänglich, während ihm Tränen über die Wangen rannen und seine Hände sich an Mos Schürze festklammerten.

»Schon gut, schon gut«, sagte der Fleischer, löste Archies Finger und bürstete sich ab, »nun machen Sie, dass Sie weiterkommen. Gleich wird Fleisch geliefert. Mein Geschäft ist das Ausbluten. Nicht Therapie. Sie brauchen die Lonely Street. Das hier ist die Cricklewood Lane.«

Archie, der sich noch immer schluchzend bedankte, setzte zurück, fuhr los und bog rechts ab.

*

Archie Jones wollte Selbstmord begehen, weil sich seine Frau Ophelia, eine veilchenblauäugige Italienerin mit leichtem Oberlippenbärtchen, kürzlich von ihm hatte scheiden lassen. Aber er hatte den Neujahrsmorgen nicht etwa deshalb mit einem Staubsaugerschlauch verbracht, weil er sie liebte. Vielmehr, weil er so lange mit ihr zusammengelebt hatte, *ohne* sie zu lieben. Seine Ehe kam Archie so vor, als hätte er ein Paar Schuhe gekauft, sie mit nach Hause genommen und dann festgestellt, dass sie nicht passten. Um den Schein zu wahren, hatte er sich mit ihnen abgefunden. Und dann, ganz plötzlich und nach dreißig Jahren, rappelten die Schuhe sich auf und spazierten aus dem Haus. Sie ging. Dreißig Jahre.

Soweit er sich erinnerte, war ihr gemeinsamer Anfang, wie bei allen Paaren, ganz passabel gewesen. Zu Frühlingsbeginn 1946 war er aus der Dunkelheit des Krieges in ein Café in Florenz getaumelt, wo ihn eine Kellnerin bediente, die wahrlich die Sonne selbst war: Ophelia Diagilo, ganz in Gelb gekleidet, verströmte Wärme und die Verheißung

von Sex, als sie ihm einen schaumigen Cappuccino reichte. Sie gingen wie Scheuklappen tragende Pferde in die Ehe. Sie sollte nicht wissen, dass Frauen in Archies Leben nicht blieben, wie das Tageslicht, dass er sie irgendwo tief in seinem Innern nicht mochte, ihnen nicht traute und sie nur lieben konnte, wenn sie einen Heiligenschein trugen. Niemand erzählte Archie, dass im Stammbaum der Familie Diagilo zwei hysterische Tanten lauerten, ein Onkel, der mit Auberginen sprach, und ein Vetter, der seine Kleidung auf links trug. Also heirateten sie und kehrten nach England zurück, wo sie ihren Fehler sehr schnell erkannte, er sie sehr schnell in den Wahnsinn trieb und der Heiligenschein auf den Speicher verschwand, wo er zusammen mit dem übrigen Gerümpel und den kaputten Küchengeräten, die Archie eines Tages zu reparieren versprach, Staub ansetzen konnte. Unter dem Gerümpel war auch ein Staubsauger.

Am zweiten Weihnachtstag, sechs Tage bevor er vor Moskoscherer Fleischerei parkte, war Archie in ihre gemeinsame Doppelhaushälfte in Hendon zurückgekehrt, um nach diesem Staubsauger zu suchen. Es war das vierte Mal in ebenso vielen Tagen, dass er auf den Speicher stieg, um die Überreste einer Ehe in seine neue Wohnung zu schaffen, und der Staubsauger zählte zu den allerletzten Dingen, die er zurückhaben wollte – eines der kaputttesten Dinge, der hässlichsten, der Dinge, die man aus purer Niedertracht verlangt, weil man das Haus verloren hat. So läuft das bei Scheidungen: Man nimmt Dinge, die man nicht mehr will, von Menschen, die man nicht mehr liebt.

»Ach, *Sie* schon wieder«, sagte die spanische Haushalts-

hilfe an der Tür, Santa-Maria oder Maria-Santa oder so.
»Miiiister Jones, was jetzt? Die Küchenspüle, sí?«

»Staubsauger«, sagte Archie düster. »Nur der Staubsauger.«

Sie kniff die Augen zusammen und spuckte auf die Fußmatte nur wenige Zentimeter neben seine Schuhe. »*Meinetwegen*, Señor.« Das Haus war eine Stätte für Menschen geworden, die ihn verabscheuten. Abgesehen von der Haushaltshilfe hatte er es auch noch mit Ophelias weitläufiger italienischer Verwandtschaft zu tun, einer Krankenschwester für Psychiatrie, der Frau vom Sozialamt und natürlich mit Ophelia selbst, die im Zentrum dieser Klapsmühle zu finden war, in Embryonalhaltung auf dem Sofa zusammengerollt, wo sie Muhgeräusche in eine Flasche Bailey's machte. Er brauchte eineinviertel Stunden, nur um durch die feindlichen Linien zu stoßen – und wofür? Für einen pervertierten Staubsauger, der Monate zuvor ausrangiert worden war, weil er sich nicht davon abbringen ließ, genau das Gegenteil von dem zu tun, was man von einem Staubsauger erwartet: er pustete nämlich Staub aus, statt ihn einzusaugen.

»Miiiister Jones, warum Sie kommen her, wenn es Sie so unglücklich macht? Seien Sie *vernünftig*. Was Sie wollen damit?« Die Haushaltshilfe folgte ihm die Speichertreppe hinauf, mit irgendeiner Reinigungsflüssigkeit bewaffnet. »Er ist kaputt. Sie *brauchen* ihn nicht. Sehen Sie? Sehen Sie?« Sie stöpselte ihn in eine Steckdose und demonstrierte den defekten Schalter. Archie zog den Stecker raus und wickelte die Schnur wortlos um den Staubsauger. Wenn er kaputt war, kam er mit. Alle kaputten Dinge kamen mit. Er

würde jedes kaputte Scheißding in diesem Haus reparieren, wenn auch nur, um zu beweisen, dass er zu etwas taugt.

»Sie zu nichts taugen!« Santa wie auch immer scheuchte ihn die Treppe wieder hinunter. »Ihre Frau ist krank im Kopf, und Sie haben nichts Besseres zu tun!«

Archie hielt den Staubsauger an die Brust gepresst und trug ihn in das bevölkerte Wohnzimmer, wo er unter den Blicken etlicher vorwurfsvoller Augenpaare seine Werkzeugkiste auspackte und mit der Arbeit anfang.

»Sehen euch den an«, sagte eine von den italienischen Großmüttern, die elegantere, mit den großen Schultertüchern und den nicht so zahlreichen Leberflecken, »er nehmen alles, capisce? Er nehmen ihre Verstand, er nehmen Mixer, er nehmen alte Stereoanlage – er nehmen alles außer Fußbodenbretter. Einfach widerlich ...«

Die Frau vom Sozialamt, die selbst an trockenen Tagen an eine langhaarige, völlig durchnässte Katze erinnerte, nickte zustimmend mit ihrem mageren Kopf. »Es ist widerwärtig, wem sagen Sie das, es ist widerwärtig ... und natürlich sind wir es, die hinterher alles wieder aufräumen müssen. Dieser *Versager* hier muss –«

Woraufhin die Krankenschwester dazwischenredete: »Sie kann nicht alleine hier bleiben ... jetzt, wo er sich *verpiss*t hat, braucht die arme Frau ... ein richtiges Zuhause, sie braucht ...«

Ich bin hier, hätte Archie am liebsten gesagt, *ich bin genau hier, wissen Sie, ich bin verdammt noch mal genau hier. Und es war mein Mixer.*

Aber Archie mochte keine Konfrontationen. Er hörte den anderen noch weitere fünfzehn Minuten stumm zu,

während er die Saugkraft des Staubsaugers an Zeitungspapierstücken testete, bis er von dem Gefühl übermannt wurde, dass das Leben ein gewaltiger Rucksack war, so unglaublich schwer, dass es, selbst wenn es bedeutete, alles zu verlieren, unendlich viel leichter war, alles Gepäck hier am Straßenrand liegen zu lassen und in die Finsternis davonzugehen. *Du brauchst den Mixer nicht, Archie-Boy, du brauchst den Staubsauger nicht. Dieser ganze Kram ist nur Ballast. Leg einfach den Rucksack ab, Arch, und schließ dich den fröhlichen Campern im Himmel an.* War das falsch? Archie – Exfrau und Verwandtschaft der Exfrau in einem Ohr, rauschender Staubsauger im anderen – schien es einfach so, als wäre das ENDE unausweichlich nah. Das hatte nichts Persönliches mit Gott zu tun oder so. Es kam ihm einfach wie das Ende der Welt vor. Und er würde mehr brauchen als schlechten Whisky, Knallbonbons und eine armselige Packung Pralinen – aus der die mit Erdbeergeschmack schon alle weggefuttert waren –, um den Übergang in ein neues Jahr zu rechtfertigen.

Geduldig reparierte er den Staubsauger und saugte dann das gesamte Wohnzimmer mit einer eigentümlich methodischen Endgültigkeit, schob die Saugdüse selbst in die unzugänglichsten Ecken. Ernst warf er eine Münze (Kopf Leben, Wappen Tod) und empfand nichts Besonderes, als er nach unten auf den tanzenden Löwen starrte. Still löste er den Staubsaugerschlauch, packte ihn in einen Koffer und verließ das Haus endgültig.

*

Aber Sterben ist gar nicht so einfach. Und Selbstmord kann man nicht einfach so auf eine Liste der zu erledigenden Dinge setzen, zwischen Grill sauber machen und Sofabein mit Ziegelstein ausgleichen. Es ist nicht die Entscheidung, etwas zu tun, sondern nichts mehr zu tun: ein Kuss ins Leere. Egal, was allgemein behauptet wird, Selbstmord erfordert Mut. Er ist etwas für Helden und Märtyrer, wahrhaft hochmütige Menschen. Archie war nichts von alledem. Er war ein Mensch, dessen Bedeutung im Großen Schöpfungsplan nach altvertrauten Maßstäben gemessen werden konnte:

Kiesel – Strand.

Regentropfen – Ozean.

Nadel – Heuhaufen.

Also ignorierte er die Entscheidung der Münze ein paar Tage lang und fuhr einfach nur mit dem Staubsaugerschlauch durch die Gegend. Nachts blickte er durch die Windschutzscheibe in den gigantischen Himmel und erkannte wieder einmal seine universalen Proportionen, kam sich winzig und entwurzelt vor. Er dachte an die Delle in der Welt, die er vielleicht hinterlassen würde, wenn er verschied, und sie erschien ihm unwesentlich, zu klein, um noch berechenbar zu sein. Er vergeudete freie Minuten damit, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, ob »Hoover« im Englischen ein Oberbegriff für Staubsauger geworden war oder ob es, wie andere argumentierten, bloß ein Markenname war. Und die ganze Zeit lag der Staubsaugerschlauch wie ein großer schlaffer Schwanz auf seiner Rückbank, verspottete seine stille Angst, verlachte seine trippelnden Schritte, als er sich dem Scharfrichter näherte, verhöhnte seine hilflose Unentschlossenheit.

Dann, am 29. Dezember, traf er sich mit seinem alten Freund Samad Miah Iqbal. Vielleicht ein ungewöhnlicher Genosse, aber dennoch der älteste Freund, den er hatte – ein bengalischer Muslim, an dessen Seite er damals gekämpft hatte, als gekämpft werden musste, der ihn an diesen Krieg erinnerte; an diesen Krieg, der manche Menschen an fettigen Speck und aufgemalte Damenstrumpfnähte erinnerte, der in Archie jedoch die Erinnerung an Schüsse und Kartenspiele und den Geschmack eines scharfen fremdländischen Alkohols auslöste.

»Archie, mein lieber Freund«, hatte Samad gesagt, in seinem warmen herzlichen Tonfall. »Du musst diesen ganzen Weiberärger vergessen. Fang ein neues Leben an. Genau das brauchst du. Und jetzt genug davon: Ich setze deine fünf Shilling und erhöhe um fünf.«

Sie saßen in ihrer neuen Stammkneipe, O’Connell’s Pool House, und spielten Poker mit nur drei Händen, zwei von Archie und einer von Samad – denn Samads rechte Hand war ein kaputtes Etwas, grauhäutig und unbeweglich und in jeder Hinsicht tot, trotz des Blutes, das in ihr floss. Das Lokal, in dem sie saßen, in dem sie sich jeden Abend zum Essen trafen, war halb Café, halb Spielhölle und gehörte einer irakischen Familie, deren zahlreiche Mitglieder alle eine schlechte Haut hatten.

»Sieh mich an. Die Heirat mit Alsana hat mir neuen Lebensmut gegeben, verstehst du? Sie zeigt mir ganz neue Möglichkeiten. Sie ist so jung, so vital – wie ein frischer Luftzug. Du willst einen Rat von mir? Dann pass auf. Hör mit diesem alten Leben auf – es ist ein krankes Leben, Archibald. Es ist nicht gut für dich. Überhaupt nicht gut.«

Samad betrachtete ihn mit großem Mitgefühl, denn er war sehr besorgt um Archie. Ihre Kriegsfreundschaft war durch die dreißigjährige Trennung auf unterschiedlichen Kontinenten unterbrochen worden, doch im Frühling 1973 war Samad nach England gekommen, ein Mann mittleren Alters, der ein neues Leben mit seiner zwanzig Jahre alten neuen Braut beginnen wollte, der kleinen, mondgesichtigen Alsana Begum, mit den gescheiterten Augen. In einem Anfall von Nostalgie und weil er der einzige Mensch war, den Samad auf dieser kleinen Insel kannte, hatte Samad Archie ausfindig gemacht, war in seinen Londoner Stadtteil gezogen. Und langsam, aber sicher entstand zwischen den beiden Männern erneut so etwas wie Freundschaft.

»Du spielst wie eine Tunte«, sagte Samad und legte seine siegreichen Königinnen mit dem Gesicht nach unten ab. Er schnippte sie in einer einzigen eleganten Bewegung mit dem Daumen seiner linken Hand so, dass sie fächerförmig auf den Tisch kippten.

»Ich bin alt«, sagte Archie und warf sein Blatt hin, »ich bin alt. Wer würde mich denn jetzt noch wollen? Es war schon beim ersten Mal schwierig genug, jemanden zu überzeugen.«

»Das ist Blödsinn, Archibald. Du hast die Richtige noch gar nicht kennen gelernt. Diese Ophelia, Archie, sie ist nicht die Richtige. Nach dem, was du mir erzählt hast, passt sie nicht in diese Zeit –«

Er meinte Ophelias geistige Umnachtung, in der sie die Hälfte der Zeit glaubte, sie wäre die Dienstmagd des berühmten Kunstmäzens aus dem fünfzehnten Jahrhundert, Cosimo de' Medici.

»Sie ist ganz einfach in die falsche Zeit hineingeboren, lebt in der falschen Zeit! Es ist nicht ihr Jahrhundert! Vielleicht nicht mal ihr Jahrtausend. Das moderne Leben hat diese Frau völlig unvorbereitet und von hinten erwischt. Ihr Verstand ist hin. Im Arsch. Und du? Du hast dir an der Garderobe das falsche Leben abgeholt, und jetzt musst du es zurückgeben. Außerdem hat sie dich nicht mit Kindern gesegnet ... und ein Leben ohne Kinder, Archie, wozu ist das gut? Aber es gibt immer eine zweite Chance. O ja, es gibt im Leben immer eine zweite Chance. Glaub mir, ich weiß es. Du«, fuhr er fort, während er die Zehn-Pence-Stücke mit der Kante seiner versehrten Hand einstrich, »hättest sie nie heiraten sollen.«

Hinterher ist man immer schlauer, dachte Archie. Da hat man den Durchblick.

Schließlich, zwei Tage nach diesem Gespräch, früh am Neujahrsmorgen, war der bohrende Schmerz unerträglich geworden, so dass Archie sich nicht länger an Samads Rat klammern konnte. Stattdessen hatte er beschlossen, sein eigenes Fleisch zu töten, sich das Leben zu nehmen, sich von einem Lebensweg zu befreien, der ihn vielfach in die Irre und dann in die tiefste Wildnis geführt hatte, bis er letztlich völlig verschwand, während sein Brotkrumenverlauf von den Vögeln aufgepickt wurde.

*

Als der Wagen sich allmählich mit Gas füllte, hatte er den obligatorischen Flashback auf sein Leben bis zu diesem Tag. Wie sich herausstellte, war es ein kurzes unerbau-

liches Seherlebnis mit niedrigem Unterhaltungswert, das metaphysische Äquivalent zu einer Rede der Königin. Eine öde Kindheit, eine schlechte Ehe, ein aussichtsloser Job – das klassische Triumvirat –, alles huschte vorbei, leise, mit wenig Dialog, und fühlte sich ganz ähnlich an wie im Original. Archie glaubte zwar nicht an Schicksalsfügungen, aber wenn er es sich recht überlegte, kam es ihm doch so vor, als hätte die Vorherbestimmung keine Mühe gescheut, dafür zu sorgen, dass sein Leben für ihn ausgesucht worden war wie ein Arbeitgeberweihnachtsgeschenk – zu früh, und das Gleiche wie das von allen anderen.

Natürlich hatte es den Krieg gegeben; er war im Krieg gewesen, nur das letzte Jahr, mit gerade mal siebzehn, aber das zählte kaum. Nein, nicht an vorderster Front, keineswegs. Er und Samad, der alte Sam, Sammy-Boy, hatten ein paar Geschichten zu erzählen, o ja, und Archie hatte sogar einen Schrapnellsplitter im Bein, falls ihn irgendwer sehen wollte – aber das wollte keiner. Keiner wollte noch *darüber* reden. Es war wie ein Klumpfuß, ein entstellendes Muttermal. Es war wie Nasenhaare. Die Leute blickten weg. Wenn irgendwer zu Archie sagte: *Was hast du denn so im Leben gemacht* oder *Was ist deine wichtigste Erinnerung*, nun, dann erwähnte er bestimmt nicht den Krieg, Gott bewahre; die Augen wurden glasig, die Finger trommelten, jeder bot an, die nächste Runde zu schmeißen. Keiner wollte es wirklich *wissen*.

Im Sommer 1955 ging Archie in seinen allerfeinsten Schuhen zur Fleet Street und wollte einen Job als Kriegskorrespondent. Ein tuntig wirkender Typ mit dünnem Schnurrbart und dünner Stimme hatte gefragt: *Irgend-*

welche Erfahrungen, Mr. Jones? Und Archie hatte ihm alles erzählt. Das mit Samad. Das mit ihrem Churchill-Panzer. Dann hatte sich dieser Tuntentyp in seinem schneien Anzug über den Schreibtisch gebeugt, total blasiert, total selbstgefällig, und gesagt: *Wir bräuchten eigentlich jemanden, der nicht nur im Krieg gekämpft hat, Mr. Jones. Kriegserfahrung ist nicht wirklich relevant.*

Und das war's dann. Der Krieg hatte keine Relevanz – nicht '55 und noch weniger '74. Nichts, was er *damals* getan hatte, spielte *jetzt* noch eine Rolle. Die Fähigkeiten, die man erwarb, waren, im modernen Sprachgebrauch nicht relevant, *nicht übertragbar.*

Haben Sie sonst noch was vorzuweisen, Mr. Jones?

Aber natürlich hatte er verdammt noch mal nichts vorzuweisen, da das britische Schulsystem ihm viele Jahre zuvor kichernd ein Bein gestellt hatte. Dennoch hatte er ein gutes Auge für das Erscheinungsbild einer Sache, für die Form einer Sache, und so landete er schließlich bei MorganHero, zwanzig Jahre und kein Ende in Sicht, bei einer Druckerei auf der Euston Road, wo er entwarf, wie alle möglichen Sachen *gefaltet* werden sollten – Umschläge, Briefbögen, Broschüren, Prospekte –, vielleicht keine große Leistung, aber es ist nun mal eine Tatsache, dass Dinge Falze brauchen, sie müssen sich überlappen, ansonsten wäre das Leben ein Planobogen, der im Wind flattert, die Straße hinunter, so dass man die wichtigen Teile übersieht. Nicht, dass Archie viel Zeit für die Planobögen gehabt hätte. Wenn man es ihnen nicht zumuten konnte, ordentlich gefaltet zu werden, warum sollte man es ihm zumuten, sie zu lesen (das hätte er gern mal gewusst)?

Was noch? Nun, Archie hatte nicht immer nur Papier gefaltet. Vor langer, langer Zeit war er mal Radrennfahrer gewesen. Besonders gut gefiel Archie an den Bahnrennen, dass es immer rundherum ging. Rundherum. Wodurch man stets die Möglichkeit hatte, ein bisschen besser zu werden, eine schnellere Runde zu fahren, es *richtig* zu machen. Nur, dass es bei Archie eben so war, dass er *nie* besser wurde. 62,8 Sekunden. Was eine ziemlich gute Zeit ist, sogar Weltklasse. Aber drei Jahre lang fuhr er die Runde in exakt 62,8 Sekunden. Die anderen Rennfahrer machten manchmal Pause, nur um ihm zuzusehen. Sie lehnten ihre Räder an die Schräge und stoppten seine Zeit mit dem Sekundenzeiger an ihrer Armbanduhr. Jedes Mal 62,8 Sekunden. Diese Art von Unfähigkeit, besser zu werden, ist wirklich höchst selten. Diese Art von Beständigkeit ist übernatürlich, in gewisser Weise.

Archie mochte das Bahnrennenfahren, er war gleichmäßig gut darin, und es bescherte ihm seine einzig wahrhaft große Erinnerung. 1948 hatte Archie Jones an den Olympischen Spielen in London teilgenommen und sich den dreizehnten Platz (62,8 Sekunden) mit einem schwedischen Gynäkologen namens Horst Ibelgaufts geteilt. Unglücklicherweise ist dieses Faktum in den olympischen Annalen vergessen worden. Schuld daran war eine schlampige Sekretärin, der eines Morgens nach einer Kaffeepause andere Dinge durch den Kopf gingen, so dass sie seinen Namen übersah, als sie eine Liste auf ein anderes Blatt übertrug. Madame Nachwelt schob Archie in die Sofaritze und vergaß ihn dort. Sein einziger Beweis dafür, dass das Ereignis je stattfand, waren die regelmäßigen Briefe und Karten,

die er im Laufe der Jahre von Ibelgaufts selbst erhielt. Wie folgende Zeilen:

17. Mai 1957

Lieber Archibald,
beiliegend sende ich Dir ein Foto von meiner lieben Frau und mir in unserem Garten vor einer ziemlich unerfreulichen Baustelle. Es sieht vielleicht nicht gerade nach Arkadien aus, dennoch baue ich genau da ein primitives Velodrom – nicht zu vergleichen mit dem, in dem wir beide unser Rennen gefahren sind, aber für meine Zwecke ausreichend. Es wird sehr viel kleiner ausfallen, aber es ist ja auch für die Kinder gedacht, die wir erst noch bekommen werden. In meinen Träumen sehe ich sie darin herumradeln, und dann wache ich mit einem strahlenden Lächeln im Gesicht auf! Sobald es fertig ist, musst Du uns unbedingt besuchen kommen. Wer außer Dir wäre würdiger, diese Rennbahn zu taufen, erbaut von Deinem schärfsten Konkurrenten

Horst Ibelgaufts?

Und die Postkarte, die just an diesem Tag auf dem Armaturenbrett lag, dem Tag seines Beinahetodes:

28. Dezember 1974

Lieber Archibald,
ich lerne Harfe spielen. Ein guter Vorsatz fürs neue Jahr, wenn Du so willst. Eine ziemlich späte Entscheidung, das ist mir klar, aber auch ein alter Hund kann

noch neue Kunststückchen lernen, meinst Du nicht auch? Ich sage Dir, es ist ein schweres Instrument, das man sich da gegen die Schulter lehnt, aber der Klang ist wahrlich engelgleich, und meine Frau hält mich deshalb auf einmal für sensibel. Etwas, was sie niemals im Zusammenhang mit meiner alten Radrennleidenschaft gesagt hätte! Aber andererseits haben nur so alte Hasen wie Du, Archie, je verstanden, was Radrennen wirklich bedeuten, Du und natürlich der Verfasser dieser Zeilen, dein alter Wettstreiter

Horst Ibelgauf's

Er hatte Horst seit dem Rennen nicht mehr wiedergesehen, aber er behielt ihn in liebevoller Erinnerung als einen riesigen Mann mit rotblondem Haar, gelblichen Sommersprossen und ungleichmäßigen Nasenlöchern, der sich wie ein internationaler Playboy kleidete und zu groß für sein Rad wirkte. Nach dem Rennen hatte Horst Archie fürchterlich betrunken gemacht und dann zwei Huren aus Soho herbeigeschafft, die Horst offenbar schon recht gut kannten (»Ich bin häufig geschäftlich in eurer schönen Hauptstadt, Archibald«, hatte Horst erklärt). Das Letzte, was Archie von Horst mitbekommen hatte, war ein unfreiwilliger Blick auf dessen gigantischen rosa Hintern, der im Nachbarzimmer einer olympischen Athletenunterkunft auf und ab wippte. Am nächsten Morgen wartete der erste Brief seiner ausgedehnten Korrespondenz unten am Empfang auf ihn:

*Lieber Archibald,
in einer Arbeits- und Wettkampfoase sind Frauen für-
wahr eine süße und leichte Erquickung, findest Du
nicht auch? Leider musste ich früh abreisen, um das
richtige Flugzeug zu erwischen, aber ich beschwöre
Dich, Archie: Sei kein Fremder! Für mich sind wir
beide ab heute so nah beieinander wie bei unserem
Endspurt! Glaub mir, wer je behauptet hat, dreizehn
wäre eine Unglückszahl, war ein noch größerer Narr
als Dein Freund,*

Horst Ibelgauf's

*P. S. Bitte sorg dafür, dass Daria und Melanie gesund
und munter wieder nach Hause kommen.*

Daria war seine. Fürchterlich mager, Rippen wie ein Hummerfangkorb und keine nennenswerte Brust, aber sie war irgendwie lieb: sanft, mit weichen Küssen und extrem geschmeidigen Handgelenken, die sie gern mit einem Paar langer Seidenhandschuhe betonte – was dich um mindestens vier Kleidermarken ärmer machte. Archie erinnerte sich, dass er hilflos »Ich mag dich« sagte, als sie die Handschuhe wieder überstreifte und ihre Strümpfe anzog. Sie drehte sich um, lächelte. Und obwohl sie eine Professionelle war, hatte er trotzdem das Gefühl, dass sie ihn ebenfalls mochte. Vielleicht hätte er damals mit ihr weggehen sollen, in die Berge flüchten. Aber zum damaligen Zeitpunkt schien das unmöglich, er war zu gebunden, eingedenk einer jungen Frau, die einen Braten in der Röhre hatte (eine hysterische, eingebildete Schwangerschaft, wie sich herausstellte, eine dicke Blase voll heißer Luft), ein-

gedenk seines schlechten Beins, eingedenk der nicht vorhandenen Berge.

Seltsamerweise galt Daria Archies letzter Gedanke, bevor er ohnmächtig wurde. Es war der Gedanke an eine Hure, die er vor zwanzig Jahren ein einziges Mal gesehen hatte, es war Daria und ihr Lächeln, weshalb er Mos Schürze mit Freudentränen benetzte, als der Fleischer ihm das Leben rettete. Er hatte sie im Geist vor sich gesehen: eine schöne Frau in der Tür mit einem *auffordernden* Blick; und ihm wurde klar, dass er es bedauerte, der Aufforderung nicht nachgekommen zu sein. Falls die geringste Chance bestand, je wieder so einen Blick zu sehen, dann wollte er die zweite Chance, er wollte die Verlängerung. Nicht bloß diese Sekunde, sondern die nächste und die übernächste – alle Zeit der Welt.

Später an jenem Morgen fuhr Archie mit seinem Wagen ekstatisch achtmal um einen Kreisverkehr, den Kopf zum Fenster herausgestreckt, während ein Luftstrom auf die Zähne ganz hinten in seinem Mund prallte wie ein Luftsack. Er dachte: *Mannomann, so fühlt man sich also, wenn einem irgendein Typ das Leben rettet! Als hätte man gerade einen fetten Haufen Zeit gekriegt.* Er fuhr schnurstracks an seiner Wohnung vorbei, schnurstracks an den Straßenschildern (Hendon $3\frac{3}{4}$ Meilen) und lachte dabei wie ein Irrer. An den Ampeln warf er die Zehn-Pence-Münze und schmunzelte, wenn das Ergebnis zu bestätigen schien, dass das Schicksal ihn in ein anderes Leben zerrte. Wie ein Hund an der Leine, der um eine Ecke gezogen wird. Die meisten Frauen können so etwas nicht, aber Männer haben sich die

uralte Fähigkeit bewahrt, eine Familie und eine Vergangenheit hinter sich zu lassen. Sie klinken sich einfach aus, als nähmen sie einen falschen Bart ab, und schleichen sich diskret zurück in die Gesellschaft, völlig verändert. Nicht wiederzuerkennen. Auf diese Weise wird in Kürze ein neuer Archie das Licht der Welt erblicken. Wir haben ihn dabei überrascht. Denn er ist in einer Art Einfache-Vergangenheit-vollendete-Zukunft-Stimmung. Er ist in einer Art *Vielleicht-dies-vielleicht-das*-Stimmung. Als er sich einer Straßengabelung nähert, wird er langsamer, betrachtet sein Durchschnitts Gesicht im Seitenspiegel und entscheidet sich völlig wahllos für eine ihm bislang unbekannte Route, eine Straße, die durch eine Wohngegend zu einem Ort namens Queens Park führt. Geh nicht über *Los!*, Archie-Boy, sagt er sich, nimm zweihundert ein und schau um Gottes willen nicht zurück.

*

Tim Westleigh (besser bekannt unter dem Namen Merlin) nahm das hartnäckige Schellen einer Haustürklingel irgendwann doch wahr. Er rappelte sich vom Küchenboden auf, watete durch einen Ozean ausgestreckter Körper und öffnete die Tür, so dass er sich plötzlich Auge in Auge mit einem Mann mittleren Alters befand, der von Kopf bis Fuß in grauen Kord gekleidet war und ein Zehn-Pence-Stück in der offenen Hand hielt. Wie Merlin später sinnieren sollte, wenn er die Begebenheit schilderte, ist Kord zu jeder Tageszeit ein Stoff, der Stress ankündigt. Miet-eintreiber tragen Kord. Steuereintreiber auch. Geschichts-

lehrer fügen noch lederne Ellbogenflicken hinzu. Mit einer solchen Fülle davon konfrontiert zu werden, noch dazu um neun Uhr morgens am ersten Tag des neuen Jahres, ist eine Erscheinung, die schon auf Grund ihrer Menge an negativen Vibrationen tödlich sein kann.

»Was liegt an, Mann?« Merlin blinzelte den Mann in Kord an, der von der Wintersonne beschienen vor der Tür stand. »Enzyklopädien oder Gott?«

Archie bemerkte, dass der Junge die enervierende Angewohnheit hatte, gewisse Worte dadurch zu betonen, dass er den Kopf in einer weiten Kreisbewegung von der rechten zur linken Schulter drehte. Wenn der Kreis dann geschlossen war, nickte er ein paar Mal hintereinander.

»Wenn Sie Enzyklopädien an den Mann bringen wollen, damit sind wir schon reichlich eingedeckt, mit *Informationen*, meine ich ... und wenn Sie Gott an den Mann bringen wollen, dann sind Sie hier falsch. Wir sind hier alle ziemlich easy drauf. Verstehen Sie?«, sagte Merlin abschließend, machte seine typische Nickbewegung und wollte die Tür schließen.

Archie schüttelte den Kopf, lächelte und blieb, wo er war.

»Äh ... alles klar?«, fragte Merlin, die Hand auf der Türklinke. »Kann ich was für Sie tun? Sind Sie high, haben Sie irgendwas genommen?«

»Ich hab Ihr Transparent gesehen«, sagte Archie.

Merlin zog an einem Joint und blickte amüsiert. »Das Transparent da?« Er beugte den Kopf und folgte Archies Blick. Das weiße Laken, das aus einem der oberen Fenster hing. Quer darauf war in großen regenbogenfarbenen

Buchstaben gemalt: WILLKOMMEN ZUR ›ENDE-DER-WELT‹-PARTY 1975.

Merlin zuckte die Achseln. »Ach ja, tut mir leid, Mann, war wohl nix. Ganz schöne Enttäuschung, das Ganze. Oder ein Segen«, fügte er gutmütig hinzu, »je nachdem, wie man es sieht.«

»Ein Segen«, sagte Archie mit Inbrunst. »Ein hundertprozentiger Segen.«

»Hat Ihnen das Transparent denn, äh, gefallen?«, fragte Merlin und machte einen Schritt zurück ins Haus, für den Fall, dass der Mann nicht nur ein Schizo, sondern auch noch aggressiv war. »Kommen Sie aus der Szene? Sollte so was wie ein Witz sein, wissen Sie, nicht ernst gemeint.«

»Ist mir ins Auge gesprungen, könnte man sagen«, erwiderte Archie, noch immer leicht irre grinsend. »Ich bin hier vorbeigekommen und hab nach irgendwas gesucht, wissen Sie, irgendwas, wo es noch was zu trinken gibt, Neujahr, den Kater verscheuchen und so weiter – und überhaupt, ich hab einen ziemlich anstrengenden Morgen hinter mir – und da ist es mir *aufgefallen*. Ich hab eine Münze geworfen und gedacht: wieso eigentlich nicht?«

Merlin schien die Wendung, die das Gespräch nahm, irgendwie zu verwirren. »Ah ... die Fete ist so ziemlich gelaufen, Mann. Außerdem, wie soll ich sagen, sind Sie schon ein bisschen *reifer* an Jahren ... wenn Sie verstehen, was ich meine –« An dieser Stelle wurde Merlin verlegen; im Grunde seines Herzens war er ein braver Mittelschichtsjunge, dem es sozusagen in die Wiege gelegt worden war, Respekt vor älteren Menschen zu haben. »Ich meine«, sagte er nach einer peinlichen Pause, »die Leute hier sind

ein bisschen jünger, als Sie vielleicht gewohnt sind. Kommunemäßig und so.«

»*But I was so much older then*«, sang Archie schelmisch den Text eines zehn Jahre alten Dylan-Songs nach und steckte den Kopf durch die Tür, »*I'm younger than that now*.«

Merlin holte eine Zigarette hinter seinem Ohr hervor, zündete sie an und runzelte die Stirn. »Hör zu, Mann ... ich kann doch nicht einfach irgendwen von der Straße hier reinlassen, verstehen Sie? Ich meine, Sie könnten ein Bulle sein, Sie könnten ein Irrer sein, Sie könnten –«

Aber irgendwas in Archies Gesicht – rund, unschuldig, liebenswert gespannt – erinnerte Tim daran, was sein Vater, der Vikar von Snarebrook, zu dem er schon lange keinen Kontakt mehr hatte, jeden Sonntag von seiner Kanzel über christliche Nächstenliebe gepredigt hatte. »Ach Scheiße, was soll's. Heute ist schließlich Neujahr, Herrgott. Komm schon rein.«

Archie schob sich an Merlin vorbei und ging durch eine lange Diele, von der vier Räume abgingen, eine Treppe nach oben führte und an deren Ende ein Garten lag. Alle möglichen Abfälle – animalisch, mineralisch, pflanzlich – bedeckten den Boden; ein Meer von Bettzeug, unter dem Menschen lagen und schliefen, erstreckte sich von einem Ende der Diele bis zum anderen, ein Rotes Meer, das sich jedes Mal widerwillig teilte, wenn Archie einen Schritt nach vorn machte. In den Zimmern, in manchen Ecken, konnte der Austausch beziehungsweise die Absonderung von Körperflüssigkeiten beobachtet werden: Küssen, Stillen, Ficken, Kotzen – all die Dinge, die sich, wie Archie in der Beilage

seiner Sonntagszeitung gelesen hatte, in Kommunen ereigneten. Einen Moment lang spielte er mit dem Gedanken, sich dazuzugesellen, sich zwischen den Körpern zu verlieren (er hatte so viel *Zeit* zur Verfügung, Unmengen Zeit, die ihm durch die Finger tröpfelte), doch er beschloss, dass ein kräftiger Drink ihm lieber sei. Er kämpfte sich durch die Diele, bis er die rückwärtige Seite des Hauses erreicht hatte, und trat hinaus in den kühlen Garten, wo manche sich für den kalten Rasen entschieden hatten, nachdem sie die Hoffnung auf einen Schlafplatz im warmen Haus aufgeben mussten. Mit dem Gedanken an einen Whisky-Tonic ging er zum Picknicktisch, wo sich etwas, das die Form und die Farbe einer Jack-Daniels-Flasche aufwies, wie eine Fata Morgana aus der Wüste aus leeren Weinflaschen abhob.

»Darf ich ...?«

Zwei junge Schwarze, eine junge Chinesin mit nacktem Oberkörper und eine weiße Frau, die eine Toga trug, saßen auf hölzernen Küchenstühlen und spielten Rommé. Gerade als Archie nach dem Jack Daniels griff, schüttelte die Weiße den Kopf und machte eine Bewegung, als drückte sie eine Zigarette aus.

»Leider nur Tabakbrühe, Darling. Irgendein Mistkerl hat seine Kippe in richtig gutem Whisky ersäuft. Da drüben steht Likör und noch anderer geschmackloser Mist.«

Archie lächelte, dankbar für die Warnung und das freundliche Angebot. Er nahm Platz und goss sich stattdessen ein großes Glas Liebfrauenmilch ein.

Viele Gläser später konnte Archie sich schon nicht mehr an eine Zeit seines Lebens erinnern, in der er Clive und

Leo, Wan-Si und Petronia nicht gut gekannt hatte. Ohne hinzusehen, hätte er mit einem Stückchen Kohle die Gänsehaut um Wan-Sis Brustwarzen zeichnen können, jede Haarsträhne, die Petronia beim Reden ins Gesicht fiel. Um elf Uhr vormittags waren sie ihm alle ans Herz gewachsen, sie waren die Kinder, die er nie gehabt hatte. Und sie bescheinigten ihm, dass er für einen Mann seines Alters eine einzigartige Seele besäße. Alle waren sich einig, dass in und um Archie herum ein ungemein positives Karma zirkulierte, etwas, das stark genug war, einen Fleischer dazu zu bringen, im entscheidenden Moment ein Wagenfenster herunterzudrücken. Und es stellte sich heraus, dass Archie der erste Mensch über vierzig war, den sie je eingeladen hatten, der Kommune beizutreten. Es stellte sich heraus, dass sie schon länger über die Notwendigkeit eines verfügbaren älteren Sexualpartners sprachen, um die etwas abenteuerlustigeren Frauen zu befriedigen. »Prima«, sagte Archie. »Fantastisch. Das werde dann ich sein.« Er fühlte sich ihnen so nahe, dass er ganz durcheinander war, als ihre Beziehung gegen Mittag plötzlich in eine Krise geriet und er von einem Kater attackiert wurde, während er gerade mitten in einer Diskussion steckte, und noch dazu ausgerechnet über den Zweiten Weltkrieg.

»Ich weiß nicht mal mehr, wie wir darauf gekommen sind«, stöhnte Wan-Si, die ihre Blöße schließlich bedeckt hatte, als sie beschlossen, ins Haus zu gehen, Archies Kordjacke um ihre zierlichen Schultern gelegt. »Lasst uns das Thema beenden. Ich geh lieber ins Bett, bevor die Diskussion noch in Streit ausartet.«

»Wir streiten uns schon, wir *streiten* uns«, ereiferte sich

Clive. »Das ist das Hauptproblem mit seiner Generation, die meinen, sie könnten den Krieg hinstellen als irgend so –«

Archie war dankbar, als Leo Clive ins Wort fiel und die Diskussion auf ein weiteres Unterthema des ursprünglichen lenkte, mit dem Archie angefangen hatte (irgendeine unkluge Bemerkung vor einer Dreiviertelstunde, dass der Militärdienst den Charakter eines jungen Mannes festige), und es sofort bereut hatte, als er in die Lage geriet, sich in regelmäßigen Abständen verteidigen zu müssen. Endlich aus dieser Zwangslage befreit, setzte er sich auf die Treppe, stützte den Kopf in die Hände und ließ den Streit einfach weiterlaufen.

Mist. Er wäre so gern Mitglied der Kommune geworden. Wenn er seine Karten richtig ausgespielt hätte, anstatt diese Debatte loszutreten, hätte er freie Liebe und nackte Brüste in der ganzen Zirkusbude kriegen können; vielleicht sogar ein eigenes Beet, um frisches Gemüse zu ziehen. Eine Zeit lang (um zwei Uhr herum, als er Wan-Si von seiner Kindheit erzählte) hatte es so ausgesehen, als könnte sein neues Leben herrlich werden, und von jetzt an würde er immer im richtigen Moment das Richtige sagen, und überall, wo er auch hinkam, würden die Menschen ihn mögen. *Keiner kann was dafür*, dachte Archie, während er über das Debakel nachsann, *keiner kann was dafür, außer mir*, aber er fragte sich, ob da nicht doch vielleicht ein höherer Plan dahintersteckte. Vielleicht wird es immer Menschen geben, die zum richtigen Zeitpunkt das Richtige sagen, die wie Thespis genau im richtigen Moment der Geschichte vortreten, und dann wird es immer Menschen wie Archie Jones

geben, die bloß da sind, um die Masse zu bilden. Oder noch schlimmer, die ihre dicke Chance nur bekommen, um aufs Stichwort hin aufzutreten und postwendend mitten auf der Bühne zu sterben, so dass alle es sehen können.

Ein dunkler Schlusstrich würde jetzt unter den ganzen Vorfall gezogen werden, unter den ganzen traurigen Tag, wäre da nicht etwas passiert, das zur Verwandlung von Archie Jones führte, und zwar in jeder Hinsicht, in der sich ein Mensch überhaupt verwandeln kann; und das lag nicht etwa an irgendwelchen besonderen Bemühungen seinerseits, sondern vielmehr an dem absolut zufälligen, beiläufigen Zusammentreffen von einer Person mit einer anderen. Etwas geschah durch Zufall. Dieser Zufall war Clara Bowden.

Doch zunächst eine Beschreibung: Clara Bowden war im wahrsten Sinne des Wortes schön, nur, da sie schwarz war, vielleicht nicht gerade im klassischen Sinne. Clara Bowden war herrlich groß, schwarz wie schimmerndes Ebenholz, das Haar zu einem hufeisenförmigen Kranz geflochten, dessen Enden nach oben zeigten, wenn sie glücklich war, und nach unten, wenn sie es nicht war. In diesem Moment zeigten sie nach oben. Schwer zu sagen, ob das von Bedeutung war.

Sie brauchte keinen BH – sie war unabhängig, sogar von der Schwerkraft –, sie trug eine rote rückenfreie Bluse, die unterhalb ihres Busens endete, unter dem sie ihren Bauchnabel trug (wunderschön), und darunter wiederum eine hautenge gelbe Jeans. Ganz unten kamen zwei hellbraune Riemchenschuhe aus Wildleder, und auf diesen schritt sie

die Treppe hinunter wie eine Art Vision oder, so erschien es Archie, als er sich umwandte und sie betrachtete, wie ein sich aufbäumendes Vollblutpferd.

Nun kommt es, wie Archie wusste, in Filmen und dergleichen häufiger vor, dass jemand so atemberaubend ist, dass es allen die Sprache verschlägt, wenn dieser Jemand die Treppe herunterkommt. Im wirklichen Leben hatte er das noch nie erlebt. Aber bei Clara Bowden passierte genau das. Sie schritt in Zeitlupe die Treppe hinunter, umhüllt von Abendrot und schummriger Beleuchtung. Und sie war nicht nur das Schönste, was er je in seinem Leben gesehen hatte, sie war auch noch die wohltuendste Frau, der er je begegnet war. Ihre Schönheit war keine aufdringliche, kalte Eigenschaft. Sie roch moderig, fraulich, wie ein Bündel deiner Lieblingskleidungsstücke. Sie war zwar körperlich desorganisiert – Beine und Arme sprachen einen leicht anderen Dialekt als ihr Zentralnervensystem –, doch selbst ihre linkischen Bewegungen erschienen Archie außergewöhnlich elegant. Sie trug ihre Sexualität mit der Natürlichkeit einer älteren Frau, und nicht (wie die meisten jungen Frauen, mit denen Archie in der Vergangenheit zu tun gehabt hatte) wie eine lästige Tasche, bei der man nie weiß, wie man sie halten, wo man sie hinhängen und wann man sie einfach ablegen soll.

»Kopf hoch, Junge«, sagte sie mit einem singenden karibischen Akzent, der Archie an jamaikanische Kricketspieler erinnerte, »wird schon schiefgehen.«

»Ich glaub, das ist es schon.«

Archie, dem soeben eine Kippe aus dem Mund gefallen war, die sowieso nur sinnlos vor sich hin gequalmt hatte,

sah, wie Clara rasch darauftrat. Sie grinste ihn breit an und zeigte ihm dabei ihre möglicherweise einzige Unvollkommenheit. Das völlige Fehlen ihrer oberen Zähne.

»Mann ... die sin mir ausgeschlagen worden«, lispelte sie, als sie seine Verblüffung bemerkte. »Aber ich hab mir gedacht: Wenn das Ende der Welt kommt, is es dem Herrn egal, ob ich Zähne hab oder nich.« Sie lachte leise.

»Archie Jones«, sagte Archie und bot ihr eine Marlboro an.

»Clara.« Sie pfiß unwillkürlich, als sie lächelte und den Rauch einatmete. »Archie Jones, du siehst genauso aus, wie ich mich fühl. Ham Clive und die anderen dir irgendwelchen Blödsinn erzählt? Clive, haste den armen Kerl hier fertiggemacht?«

Clive brummte – mit der Wirkung des Weines war die Erinnerung an Archie so gut wie verschwunden – und machte da weiter, wo er aufgehört hatte, nämlich Leo vorzuwerfen, dass er den Unterschied zwischen politischem und körperlichem Opfer missverstehe.

»O nein ... nichts Ernstes«, plapperte Archie, hilflos angesichts ihres *erlesenen* Antlitzes. »Eine kleine Meinungsverschiedenheit, mehr nicht, Clive und ich sind in ein paar Fragen anderer Ansicht. Vermutlich bloß der Generationsunterschied.«

Clara schlug ihm auf die Hand. »Das will ich aber nich gehört ham. So alt bist du doch gar nich. Da hab ich schon ältere gesehn.«

»Ich bin ziemlich alt«, sagte Archie, und dann, bloß weil ihm danach war, es ihr zu erzählen: »Du glaubst mir bestimmt nicht, aber ich wär heute fast gestorben.«

Clara runzelte die Stirn. »Wirklich? Na dann, willkommen im Klub. Heute Morgen sind wir ziemlich viele. Ist schon 'ne *seltene* Fete hier. Weißte«, sagte sie und fuhr mit einer langgliedrigen Hand über seine kahle Stelle, »für jemand, der so dicht vor Petrus' Tor gestanden hat, siehst du ganz gut aus. Willste 'nen guten Rat hören?«

Archie nickte energisch. Er wollte immer einen Rat, er war ein großer Anhänger von Zweitmeinungen. Deshalb ging er auch nie ohne eine Zehn-Pence-Münze aus dem Haus.

»Geh nach Haus, erhol dich ein bisschen. Am Morgen ist die Welt wie neu, jedes Mal. Mann, das Leben ist nicht einfach.«

Wohin nach Hause?, dachte Archie. Er hatte sein altes Leben ausgeklinkt, er bewegte sich auf unbekanntem Terrain.

»Mann ...«, wiederholte Clara und tätschelte ihm den Rücken, »das Leben ist nicht einfach!«

Sie stieß einen weiteren lang gezogenen Pfiff und ein wehmütiges Lachen aus, und Archie sah, wenn er nicht wirklich langsam durchdrehte, diesen *herausfordernden* Blick; so wie bei Daria, vermischt mit einer Spur von Trauer, Enttäuschung; als hätte sie nicht sonderlich viele andere Möglichkeiten. Clara war neunzehn. Archie war siebenundvierzig.

Sechs Wochen später waren sie verheiratet.

ELIZABETH BOWEN

Was Menschen Übles tun

An der Ecke bei der Feuerwache, wo die Theobald's Road auf die Southampton Row trifft, wurde ein kleiner Mann, der nach der Mittagspause ins Büro zurücklief, von einem Lastwagen überfahren. Um einem Taxi auszuweichen, war er zurückgetreten, und da hatte es ihn noch schlimmer erwischt. Seine Überreste wurden ins Krankenhaus gebracht und blieben dort einige Tage unidentifiziert, weil man in seinen Taschen keinerlei Papiere fand.

Am Morgen nach diesem Vorfall erhielt eine Dame, die am Rande einer Kleinstadt wohnte, einen Brief in einer ihr unbekanntenen Handschrift. Das Eintreffen des Briefes bestürzte sie, wengleich sie schon seit vier Tagen damit rechnete. Sie drehte das Kuvert um und biß sich auf die Lippen. Das Eßzimmer war dunkler als sonst, der Morgen trüb und still. Mit wachsender Beklemmung war sie aufgestanden und hatte sich angekleidet. Ihr Mann war nicht da, und die Fenster erschienen ihr, weil sie an seinem Platz saß und allein frühstückte, weiter entfernt denn je. Sie goß sich eine Tasse Tee ein und hob den silbernen Deckel von einer flachen Schüssel. Der Anblick einer einsamen Wurst gab den Ausschlag. Sie öffnete den Brief.

Ehe sie noch zu Ende gelesen hatte, beugte sie sich vor, stützte das Kinn auf die Fäuste und dachte nach. Andere

Menschen, und darin liegt ein unheimlicher Vorteil, können einem auf den Hinterkopf schauen. Zum ersten Mal in ihrem Leben hatte sie nun das unbehagliche Gefühl, daß jemand das tat, daß jemand nicht nur einfach einen Blick darauf warf, sondern in einem fort darauf starrte. Bei ihrem Mann hatte sie nie ein solches Gefühl.

Sieh einer an, dachte sie, nur eine Stunde und zehn Minuten. Nur eine so kurze Zeit, und jahrelang habe ich es nicht gewußt. Da habe ich mit all diesen Menschen gelebt, ohne zu wissen, daß ich anders bin.

Sie faltete den Brief erst einmal wieder zusammen und wettete mit sich selbst, wie wohl sein Vorname lautete. Evelyn, dachte sie, oder vielleicht Arthur oder Philip. In Wirklichkeit hieß er Charles.

»Ich kenne Sie sehr gut«, ging es weiter in dem Brief. »Noch bevor Sie Ihre Handschuhe ausgezogen hatten, wußte ich, daß Sie verheiratet sind. Sie leben seit Jahren hinter einem Schutzwall. Ich kenne die Bücher, die Sie lesen, und weiß, was Sie sehen, wenn Sie durch die Straßen dieser Stadt mit dem schrecklichen Namen gehen. Sie wohnen in einem dunklen Haus, das auf eine breite Chaussee hinausschaut. Oft stehen Sie im Licht der Fenster, lehnen den Kopf an den Rahmen, und die stumpfen Blätter der Bäume lassen Sonnenschein und Schatten über Ihr Gesicht flattern. Schritte erschrecken Sie, Sie treten sofort ins Zimmer zurück. Gehen Sie an dem Morgen, an dem Sie diesen Brief bekommen, barhäuptig in Ihren Garten und lassen Sie sich vom Wind das Sonnenlicht durchs Haar pusten. Dann werde ich an Sie denken.

Ihr Mann und Ihre Kinder nehmen Sie ganz in An-

spruch. Selbst Ihre Kinder tun Ihnen mit ihren kleinen, weichen Händen weh, und dennoch sind Sie, was Sie immer waren, unberührt und einsam. Bei der Dichterlesung sind Sie langsam aus sich herausgekommen, wie eine Nymphe aus einem Wald. Sie kamen als ein weißes Etwas zwischen den Bäumen auf mich zu, und ich packte Sie, als Sie sich umdrehten, um zurückzugehen –«

Ihre Wangen brannten.

»Ach, du liebe Güte«, rief sie und kaute an ihrem Daummennagel. »Unglaublich, daß jemand so schreiben kann! Unglaublich, daß jemand in der Abiram Road Nummer 28 in West Kensington wohnen kann. Ob er wohl eine Frau hat? Das frage ich mich wirklich.« Eine köstliche Wärme durchrieselte sie. »Gedichte! Ich habe mir schon gedacht, daß er Gedichte schreibt. Unglaublich, daß er erraten hat, daß ich Gedichte lese.«

»Ich werde Ihnen meine Gedichte schicken. Sie sind noch nicht veröffentlicht, aber ich lasse sie abtippen. Wenn sie veröffentlicht werden, soll auf der Widmungsseite nur Ihr einer Anfangsbuchstabe stehen. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß Sie allein unter diesen Fremden leben, die Ihnen weh tun – vertraute, unvertraute Gesichter und kalte Augen. Ich weiß alles; die dumpfen Morgen, die fiebrigen Nachmittage; die unerträglichen Abende im Lampenschein, die Nacht –«

Aha, dachte sie, er hat bestimmt eine Frau.

»– und Ihr bleiches, benommenes Gesicht wendet sich bar jeder Hoffnung dem ersten Schimmer am Fenster zu –«

Ach, schuldig, schuldig, daß sie so gut schlief!

Die Köchin kam herein.

Nachdem sie die Mahlzeiten für den Tag angeordnet und ganz verstohlen ihr Frühstück verzehrt hatte – der Brief steckte im Teewärmer –, ging sie nach oben in ihr Zimmer und probierte den Hut auf, den sie in London getragen hatte. Sie schob die Seitenteile des Spiegels so, daß sie sich im Profil sehen konnte. Dann beugte sie sich vor, schaute versonnen in den Spiegel, sah den prismenförmig geschliffenen Stöpsel einer Parfümflasche. Mit einem langen, langsamen Atemzug tat sie, als zöge sie sich langsam und bewußt einen Handschuh aus.

»Sie leben«, sagte sie laut, »seit Jahr und Tag hinter einem Schutzwall.« Sie betrachtete das ordentliche, stille Zimmer hinter sich im Spiegel, die beiden Mahagonibetten mit den lichtgesprenkelten Plumeaus, die weißen Wände, auf die sich das Rosa der Gardinen und des Teppichs legte. Auf dem Kaminsims standen Photographien ihrer Tanten, ihrer Kinder und der Frau ihres Schwagers, über dem Waschtisch hing ein Druck mit dem Guten Hirten und über den Betten einer von der »Liebe in den Ruinen«. Auf einer Konsole standen ein paar hübsche französische Porzellanvasen, die Harold ihr in Dieppe, und eine Photogravüre des Jardin du Luxembourg, die sie Harold geschenkt hatte. In einem Bücherschrank befanden sich mehrere Auswahlbände mit Gedichten, wunderschön in farbiges Wildleder gebunden, und ein weiteres Buch, weiß mit goldenen Rosen und dem Titel *Die Lust des Lebens*. Sie stand auf und schob einen Roman aus der Stadtbücherei zuunterst in eine Schublade.

Was um alles in der Welt nützte es, überlegte sie, wenn ich jetzt in den Garten ginge, obwohl es weder Wind noch

Sonne und praktisch keinen Garten gibt? Sie betrachtete ihr Spiegelbild.

Mit dem Hut kann ich, glaube ich, nicht auf die High Street gehen. Irgendwie wirkt er komisch. Halb zehn. Um halb zwölf ist Harold zurück. Ob er mir aus London etwas mitbringt?

Sie puderte sich großzügig das Gesicht, setzte einen anderen Hut auf und legte auch andere Ohrringe an. Dann nahm sie ein Paar leicht angeschmutzter Handschuhe aus einer Schublade und ging nach unten. Kurz darauf eilte sie wieder hinauf und wischte sich den Puder ab.

»Wie eine Waldnymphe«, murmelte sie, »die aus einem Wald kommt.«

Als sie die High Street schon halb hinuntergegangen war, merkte sie, daß sie Einkaufskorb und Geldbörse vergessen hatte.

Harold kam um halb zwölf nach Hause, doch seine Frau war noch nicht wieder da.

Ein paar Minuten stand er pfeifend im Korridor, schaute vergebens in ihr Schlafzimmer, die Küche und das Kinderzimmer und ging dann in seine Kanzlei, um dort einiges zu erledigen. Harold war Rechtsanwalt. Als er zur Mittagszeit wiederkam, traf er sie im Korridor. Sie schaute ihn geistesabwesend an.

»Nanu, du bist aber früh zurück.«

»Ich bin schon seit zwei Stunden wieder hier«, sagte er.

»War es schön in London?«

Mit der ihm üblichen Langmut erklärte er ihr, daß man nicht damit rechne, es in London schön zu finden, wenn man beruflich dort zu tun habe.

»Natürlich wollen wir alle«, sagte er, »aus London herausholen, was möglich ist. Wir alle, könnte man sagen, suchen uns das Beste heraus. Nur bin ich nicht auf Vergnügungen aus – das überlasse ich dir, nicht wahr? – Irgendwoher muß das Kleingeld ja kommen.«

»Ja, Harold.«

»Das Rindfleisch ist sehr gut.«

»Wahrhaftig!« rief sie hochzufrieden. »Ich habe es bei Hoskins gekauft – Mrs. Peck kauft dort, sie hat mir davon erzählt. Es ist viel billiger als bei Biddle's, zwei Pence weniger das Pfund. Wenn ich jetzt an Biddle's vorbeikomme, muß ich auf die andere Straßenseite gehen, ich bin seit Tagen nicht da gewesen, und er sieht aus, als schöpfe er allmählich Verdacht –«

Sie seufzte laut; ihr Interesse erlahmte.

»Ach ja?« sagte Harold, als wolle er mehr hören.

»Ich bin es leid, Rindfleisch zu kaufen«, sagte sie gereizt.

»Ach, komm, du bist es leid, über die High Street zu spazieren? Was würdest du denn sonst –«

Harold war abscheulich! Er hatte ihr nicht einmal etwas aus London mitgebracht.

»Der ganze Tag«, rief sie, »ist mir immer mit Kleinkram verdorben!«

Harold legte Messer und Gabel hin.

»Ach, bitte, iß weiter!«

»Tu ich ja«, sagte Harold. »Ich habe nur nach dem Senf geschaut. Was hast du gesagt?«

»Hast du heute nachmittag etwas vor?« fragte er, wie üblich nach dem Mittagessen.

»Ja, Briefe schreiben«, sagte sie und ging rasch an ihm vorbei ins Wohnzimmer.

Sie schloß die Tür hinter sich und ließ Harold im Korridor stehen. Es sprach einiges dafür, »hinter einem Schutzwall zu leben«. Doch gab es irgendwelche Nischen, irgendwelche Momente in ihrem Leben, in denen sich Harold in den letzten acht Jahren nicht breit gemacht hatte? Und, schrecklich, sie hatte nicht nur mit ihm zusammengelebt, sondern ihn auch gemocht. Zu welchem Zeitpunkt hatte sie eigentlich aufgehört, Harold zu mögen? Hatte sie ihn *je* – ?

Als habe jemand laut von Schuld geredet, hielt sie sich rasch die Ohren zu.

Sie setzte sich an den Schreibtisch, schloß die Augen und strich sich mit der rosafarbenen Feder an der Spitze eines unechten Federkiels gedankenverloren über die Augenbrauen. Langsam fuhr sie mit der Feder über ihre Wange und kitzelte sich damit unterm Kinn, ein wohliges Gefühl, bei dem ihr Schauer über den Rücken liefen.

»Ach«, flüsterte sie und holte bebend Luft, »wie wunder-, wunderschön bist du.«

Das Oberdeck eines Busses, der durch das weniger bekannte London ruckelte und zuckelte, die kalte Luft, die ihr an die Kehle wehte, Momente hinter erleuchteten Fenstern, in denen die Gesichter wechselseitig erkennbar wurden, das plötzliche Auftauchen des Schaffners, das ihn veranlaßte, seine Hände von ihren Handgelenken zu nehmen, ihr Gespräch – das sie vergessen hatte ... »Weiter, weiter, zusammen, für immer ...« Als der Bus anhielt, waren sie ausgestiegen und in einen anderen gestiegen. Sie wußte nicht mehr, wo sie sich voneinander verabschiedet hatten.

Unglaublich, und all das nur, weil man statt ins Lichtspieltheater zu einer Dichterlesung gegangen war. Nein, so was! Und dabei hatte sie die Gedichte nicht einmal verstanden.

Sie öffnete die Augen und sah sich sofort mit den praktischen Schwierigkeiten des Briefeschreibens konfrontiert. Einen solchen Brief konnte man nicht auf Azure Bond schreiben; das Briefpapier, das er benutzt hatte, war aus unerfindlichen Gründen passend gewesen. Sie wußte nicht, wie sie ihn anreden sollte. Er hatte nicht mit »Liebe ...« oder etwas Ähnlichem begonnen, doch das war ihr ziemlich direkt vorgekommen. Nach einer Busfahrt von einer Stunde und zehn Minuten konnte man ihn allerdings auch nicht mit »Lieber Mr. Simmonds« anreden. Wie konnte man überhaupt einen Menschen mit Mr. Simmonds anreden, der einem gesagt hatte, man sei eine Nymphe? Für »Charles« konnte sie sich freilich auch nicht erwärmen. Alles Praktische, stellte sie fest, hatte *er* in das Postscriptum seines Briefes gepackt – es hieß ja immer, das sei typisch für Frauen. Er sagte, er finde es besser, wenn sie ihm an sein Büro in der Southampton Row schreibe. Es war eine Versicherungsagentur, was ihr aus irgendeinem Grunde Vertrauen einflößte. »Lieber Charles«, begann sie.

Es wurde ein steifer kleiner Brief.

»Ich weiß, daß er steif ist«, seufzte sie, als sie ihn bekümmert noch einmal las. »Er klingt gar nicht hemmungslos, aber wie kann ich in diesem Wohnzimmer hemmungslos klingen?« Verzagt stand sie auf. »Es ist doch der reinste Käfig! Ein unerträglicher Käfig!« sagte sie und begann zwischen den Möbeln hin- und herzulaufen. »Die Chintz-bezüge sind hübsch, ich bin froh, daß ich die genommen

habe. Und die süßen Rüschenkissen aus Satin ... Wenn er zum Tee käme, würde ich hier am Fenster sitzen und hinter mir wären die Vorhänge ein Stückchen zugezogen – nein, doch hier am Kamin, es wäre im Winter, und es gäbe nur das Licht vom Kaminfeuer. Aber Menschen wie er kommen nie zum Tee; er würde später kommen, abends, und die Vorhänge wären zugezogen, und was würde ich tragen –? Ach, »wie eine Nymphe«. Wie banal das alles klingt.«

Und da fragte Harold sich, was sie noch zu tun hätte, wenn sie nicht zum Einkaufen in die High Street ginge. Sie würde es ihm zeigen. Doch wenn sie diese Geschichte bis zum Ende verfolgte, durfte Harold es nie erfahren. Wozu aber wäre etwas gut, wenn Harold es nicht mitbekam?

Noch einmal las sie den Brief, den sie geschrieben hatte:

»– natürlich hat mein Mann an meinem tieferen Leben nie Anteil genommen –« Das »natürlich« war mit kurzen entschlossenen Linien unterstrichen. Es traf ja auch zu; sie ließ Bücher mit Gedichten herumliegen, und Harold würdigte sie keines Blickes; sie saß stundenlang vor dem Kamin und starrte ins Feuer oder (wie Charles sagte) aus dem Fenster, und Harold fragte sie nie, was sie dachte; wenn sie mit den Kindern spielte, brach sie bisweilen jäh ab, drehte sich mit dem Gesicht weg und seufzte, und Harold fragte nie, was los sei. Er war tagelang weg und ließ sie allein im Haus, und dann hatte sie niemanden zum Reden als die Kinder, die Bediensteten und die Nachbarn. Aber natürlich sei die Flucht in die Einsamkeit ihr einziger Trost, fügte sie als Postscriptum hinzu.

Harold kam herein.

»Das hier«, sagte er, »habe ich heute mittag versehent-

lich in der Kanzlei liegen gelassen. Ich dachte, ich hätte es in London vergessen – was mir sehr mißfallen hätte. Ich war schon ganz besorgt. Ich habe die Angelegenheit nicht erwähnt, weil ich dich nicht enttäuschen wollte.« Er reichte ihr ein Päckchen. »Ich weiß nicht, ob sie hübsch ist, aber ich dachte, womöglich gefällt sie dir.«

Es war eine bildschöne silbergraue Handtasche mit dem zarten Flaum makellosen Wildleders – dunkler, wenn man in einer Richtung, heller, wenn man in der anderen darüber strich. Der Verschluß war aus echtem Gold, und die Henkel, an denen man sie trug, besaßen genau die richtige Länge. Innen waren drei Fächer; als sie das Seidenpapier herauszog, kam ein Futter aus elfenbeinfarbenem Moiré zum Vorschein, und das Licht rann in kleinen Rinnsalen wie Wasser in die Schatten des luxuriös duftenden Inneren. In den seidigen Falten des mittleren Fachs lagen eine Börse mit Goldverschluß, ein goldenes Etui, das man entweder für Zigaretten oder Visitenkarten benutzen konnte, und ein allerliebster kleiner Spiegel mit goldener Rückseite. In einer äußeren Tasche steckten ein Notizblock und ein Heftchen mit *papier poudré*.

Sie setzten sich aufs Sofa und betrachteten, die Köpfe dicht beieinander, eingehend die Tasche.

»Oh!« rief sie. »Du hast nichts dagegen, Harold? *Papier poudré*?«

»Nein«, sagte Harold, »wenn du nicht zuviel auflegst.«

»Und schau, der niedliche kleine Spiegel. Habe ich da nicht auch ein niedliches kleines Gesicht drin?«

Mit einem großmütigen Seufzer schaute auch Harold in den Spiegel.

»Harold«, sagte sie, »du bist wirklich wunderbar. So eine Tasche habe ich mir schon immer gewünscht ...«

»Du kannst sie morgen früh zum Einkaufen auf der High Street mitnehmen.«

Sie ließ die Handtasche zuschnappen, verwischte die Spuren ihrer Fingerspitzen, ließ die Tasche an ihrem Handgelenk baumeln und betrachtete sie mit halbgeschlossenen Augen.

»Harold«, seufzte sie und konnte nichts weiter sagen.

Sie küßten sich.

»Soll ich deine Briefe einstecken?« fragte er.

Sie warf einen Blick auf den Schreibtisch. »Würdest du einen Moment warten? Nur einen Moment; ich muß noch eine Adresse schreiben und ein Postscriptum.«

»Mein liebes kleines Frauchen«, sagte Harold zufrieden.

»P.P.S«, fügte sie hinzu. »Glauben Sie nicht, daß ich meinen Mann nicht liebe. Es gibt Augenblicke, da berührt er beinahe mein *äußeres* Leben.«

Sie, Harold und die Handtasche gingen bis zur Post zusammen, und sie sah zu, wie die Briefe im Schlund des Briefkastens verschwanden.

»Hast du noch eine Versicherung abgeschlossen?« fragte Harold.

»Ich habe mich nach den Geschäftsbedingungen erkundigt«, sagte sie.

Eine Weile lang überlegte sie, was Charles denken würde, wenn er das Postscriptum zu dem Postscriptum las, und erfuhr nie, daß das Schicksal ihm das ersparte.

WLADIMIR KAMINER

London sehen

Meine Mutter suchte lange Mitreisende für einen gemeinsamen Londonbesuch und fand niemanden. Alle ihre Freundinnen waren entweder mit ihrer Gesundheit oder in ihren Gärten beschäftigt, und manche waren auch schon in London gewesen, hatten es aber doof gefunden. Die Reise-Oma meinte, wenn sie schon so weit fahren würde, dann, um Sonne zu tanken, und nicht, um im berühmten britischen Nebel herumzuirren. Die Musik-Oma hielt die Engländer für kalt, zurückhaltend und wenig herzlich. Die Kommunisten-Oma gab zu bedenken, alle Reichtümer und ihren ganzen Wohlstand hätten die Engländer bloß ihren Kolonien zu verdanken, vor allem Indien, das sie um einiges erleichtert hätten. Selbst die königlichen Kronen – es gäbe mehrere davon: für große und kleine Köpfe, für feierliche und für traurige Anlässe – seien mit Juwelen aus Indien geschmückt. Die Engländer hätten sie einem Maharadscha aus der Mütze geklaut. Und solange sie den Indern das Geraubte nicht zurückgäben, würde sie, die Kommunisten-Oma, ihren Fuß nicht auf englischen Boden setzen. Selbst wenn die Königin persönlich sie darum bitten würde.

Das seien doch alles Klischees und unbestätigte Vorurteile, verteidigte meine Mutter das Inselvolk. »Lass uns hin-

fahren und mit den Engländern reden! Gerade dafür muss man doch reisen: um sich ein eigenes Bild von der Welt zu verschaffen und neue interessante Menschen kennenzulernen.«

Doch die Omas waren nicht umzustimmen. Meine Mutter ist aber auch stur. Wenn sie sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hat, rückt sie von ihrem Vorhaben nicht mehr ab. In ihrer Verzweiflung beschloss sie, ein russisches Reisebüro in Deutschland zu finden, das Busreisen nach London organisierte, um sich einer russischen Reisegruppe anzuschließen. Russen reisen viel und gerne nach England. Vor allem reiche Russen aus dem Kernland, korrupte Beamte, regionale Politiker, verbrannte Banker und vom Staat abgestoßene Oligarchen haben das in ihrer Lebensplanung vorgesehen: Wenn es brenzlich wird, setzen sie sich nach London ab. Sie und ihre Familienmitglieder haben dort inzwischen eine richtige Kolonie gegründet, ein »Reiche-Russen-Getto«. Doch solche Menschen fahren selten mit dem Bus nach London. Und wenn sie in Gruppen reisen, dann nur mit ihresgleichen.

Meine Mutter telefonierte in Berlin mit einem Dutzend Reiseveranstalter, die sich auf russische Wünsche spezialisiert hatten. Aber eine Busreise nach London stand nicht auf deren Angebotsliste. Die Sache war klar: Arme Russen bevorzugten Griechenland oder Bulgarien, und reiche Russen gingen nicht ins Reisebüro, wenn sie dringend nach England mussten. Meine Mutter gab aber nicht auf. Sie wusste: Wer sucht, der findet. Und so fand sie in der Tat ein russisches Reisebüro in Hannover, das eine fünftägige Reise nach London anbot: drei Tage im Bus und zwei Tage

in London, dafür aber zum Schnäppchenpreis von 99 Euro. Um an dieser Reise teilzunehmen, musste meine Mutter um halb drei Uhr nachts in einen Bus am Zentralen Omnibusbahnhof Berlin steigen, nach Hannover fahren und dort um 7.00 Uhr früh in den anderen Bus Richtung London umsteigen.

Mir kam die ganze Reiseplanung meiner Mutter von Anfang an nicht überzeugend vor. Allein schon der Name des niedersächsischen Reiseveranstalters ließ mich an dessen Seriosität zweifeln. Ich habe schon viele russische Reisebüros in Deutschland kennengelernt, und die trugen alle solch passende, zum Reisen animierende Namen wie *Vostok*, *Transit* oder *Sputnik*. Das Reisebüro, das meine Mutter gefunden hatte, hieß dagegen *Vorwärts!*.

»Bitte?«, dachte ich. »Warum so hektisch, wir sind doch nicht im Krieg.«

Das Reiseangebot bestand aus drei Programmpunkten: Nationalgalerie, Königin, Fisch und Chips. Alles im Preis von 99 Euro inbegriffen. Das gebuchte Hotel sollte direkt im Zentrum der Hauptstadt liegen, zumindest zeigte der rote Pfeil auf der Seite des Reisebüros *Vorwärts!* im Google-Maps-Programm auf Big Ben. Wahrscheinlich sollte meine Mutter direkt im Keller des englischen Parlaments untergebracht werden. Mama war von dieser Leistung des Reisebüros begeistert, dabei war es nur ein Trick: Der Pfeil zeigte nur ganz allgemein auf London, nicht auf ihr Hotel, das sich in Wahrheit laut Adresse in der Nähe des Londoner Flughafens Heathrow befand. Wäre meine Mutter geflogen, wäre es vielleicht sogar sinnvoll gewesen, ein Hotel neben dem Flughafen zu buchen. Aber Busse fliegen nicht.

Ich wollte ihr den Spaß an der Weltentdeckung per Busreise nicht verderben und sagte nichts dazu. In der Nacht vor der Abreise schickte ich ihr eine sms: »Grüß die Königin von mir.« Leider hat diese kleine Nachricht meine Mutter schier in Verzweiflung getrieben, wie ich später erfuhr. Und das kam so: Seit einer Reise nach Moskau war ihr Mobiltelefon nicht mehr aufgeladen. Moskau ist die teuerste Stadt der Welt geworden, besonders was Telefongespräche mit dem Ausland betrifft. Meine Mutter hatte mich zwar nur ein Mal aus Moskau angerufen – um zu berichten, wie toll man den Park für Kultur und Erholung renoviert hätte –, und schon war ihre Karte alle. Meine sms wurde daher automatisch an Mamas stationäres Telefon weitergeleitet. Weder ich noch sie wussten allerdings, dass eine solche technische Leistung überhaupt existierte. Mitten in der Nacht, kurz vor ihrer Abfahrt zum Busbahnhof, klingelte das Telefon bei ihr, und eine blecherne Roboterstimme wiederholte drei Mal mit Nachdruck, meine Mutter habe eine wichtige Nachricht: Sie solle dringend die Königin grüßen.

Meine Mutter wäre beinahe verrückt geworden. Ihr Blutdruck stieg, und sie dachte als Erstes, das Reisebüro *Vorwärts!* wolle ihr eine verschlüsselte Botschaft übermitteln, zum Beispiel dass sich die Abfahrtszeiten geändert hätten oder der Bus kaputt sei. Sie rief beim Reisebüro an, wo aber nachts keiner dranging. Nur die blecherne Stimme drängte sie in regelmäßigen Abständen, sie solle die Königin grüßen.

Trotz aller Unsicherheit machte sich meine Mutter wie verabredet auf den Weg. Um halb drei Uhr nachts wartete ein Bus am Busbahnhof auf sie und brachte sie nach Han-

nover. Dort stieg sie in einen anderen Bus, auf dessen Seite in großen Buchstaben »Vorwärts! Die ganze Welt für 99 Euro« stand. Trotz der tollen Werbung war der Bus nicht voll besetzt. Außer meiner Mutter fuhr noch der Busfahrer mit, seine Frau, seine Tante mit ihrem Ehemann, die auf einem der hinteren Sitze Kaffee und Würstchen gegen einen geringen Aufpreis anboten, und die zwei pubertären Töchter des Busfahrers, wie meine Mutter erfuhr. Sie kicherten und spielten mit ihren Smartphones. Es saßen auch noch ein paar ältere schweigsame Männer im Bus, die möglicherweise ebenfalls mit dem Fahrer verwandt waren, sie gaben aber nicht damit an.

Und dann war meine Mutter plötzlich verschwunden. Nachts war sie pünktlich in den Bus gestiegen, aber am nächsten Tag tauchte sie nicht mehr auf. Ich verfluchte das *Vorwärts!*, malte mir Autounfälle aus und überlegte schon, zur Polizei zu gehen. Da klingelte mein Telefon, und eine unbekannte männliche Stimme sagte:

»Hier ist Sergej, Sie kennen mich nicht, aber ich Sie schon. Sie werden jetzt mit Ihrer Mutter reden. Machen Sie es kurz.«

»Mist«, dachte ich, »die Russen haben meine Mutter gekidnappt und wollen mich jetzt erpressen.«

»Mein Sohn«, hörte ich die Stimme meiner Mutter, »alles ist in Ordnung. Sergej ist unser Reiseleiter und Busfahrer, er hat mir sein Telefon gegeben, denn meins ist alle. Kannst du mir bitte die Karte aufladen, damit ich telefonieren kann? Ich rufe dich vom Buckingham-Palast an, die Königin ist da, wir warten, ob sie vielleicht rauskommt. Dann könnten wir vielleicht zusammen Fisch und Chips essen gehen.«

Später erzählte sie mir, angeblich sei die Königin früher nicht so wählerisch gewesen und durchaus manchmal zu russischen Touristen hinausgegangen. Doch seit die reichen Russen an der Themse für negative Schlagzeilen sorgten, mied die Königin unsere Landsleute.

Kurz bevor meine Mutter auf Reisen gegangen war, hatte ein Journalistenteam eine Dokumentation mit dem Titel »From Russia with Cash« gedreht. Darin gaben sich zwei Freiwillige als junges reiches Paar aus Moskau aus und ließen sich von mehreren englischen Immobilienmaklern Wohnungen und Häuser ab fünf Millionen Pfund zeigen. Dabei erzählten sie jedem Makler, wie sie an ihr Geld gekommen wären. Die Geschichten wurden von Mal zu Mal haarsträubender. Sie erzählten, dass sie das Geld obdachlosen Kindern geklaut hätten, Alten, Kranken, Notleidenden. Sie wollten die Reaktion der Briten sehen: ob sie Gewissensbisse, gar moralische Bedenken bei den Verhandlungen zeigen würden. Doch alle Makler gratulierten den Russen nur zu ihrem Geld und hofften, in diesen Wilden die richtigen Käufer für ihr Objekt gefunden zu haben. Dabei wurden sie mit einer versteckten Kamera gefilmt, und die Journalisten stellten die Aufnahmen anschließend ins Netz.

Die Engländer und ihre Medien waren vor allem über die Russen entsetzt, für das Verhalten ihrer Landsleute hatten sie hingegen Verständnis: Die Russen hätten die englischen Immobilienmakler verdorben, sagten sie. Sogar der Premierminister sah sich gezwungen, sich zu der Angelegenheit zu äußern. Unser Land braucht weder die Russen noch ihr Geld, sagte er sinngemäß. Dadurch gerieten die Russen auf der Insel in Verdacht, Menschen ohne mora-

liche Skrupel zu sein. Und deswegen wollte die Königin nicht mit meiner Mutter Fisch und Chips essen.

Auch sonst kam meine Mutter während der ganzen Reise kaum mit Einheimischen in Kontakt. Sie hat weder die Königin begrüßt noch mit einem anderen Engländer gesprochen. Dafür sind wir jetzt mit der Busfahrerfamilie von Sergej befreundet. Und wozu braucht man Reisen, wenn nicht, um an fremden Orten neue interessante Menschen kennenzulernen?

ANNA STOTHARD

Die Bedeutung einer Geschichte

Luke erschien in der Schlafzimmertür, nackt, von dem einen Socken abgesehen, der ihm auf den Knöchel gerutscht war. Seine Bartstoppeln waren nass, weil er aus dem Wasserhahn getrunken hatte, und man sah ein wenig geronnenes Blut auf seiner Oberlippe, die bei einem Handgemenge auf einer Party früher am Abend aufgeplatzt war. Er schien Unfälle anzuziehen und neigte dazu, Brände zu entfachen, Vasen fallen zu lassen und Schlägereien schlichten zu wollen.

»Wie geht's deiner Lippe?«, fragte Eva und streifte ihre Schuhe ab.

»Gut.« Er berührte die Wunde mit der Zungenspitze. Um sich auszuziehen, brauchte Luke eine halbe Sekunde, deshalb saß er immer wie ein Zirkusdirektor im Bett, während Eva gespielt ungezwungen um ihn herumtanzte, hinter Schränke und Türen huschte, damit er sie nicht in unvorteilhaften Stadien der Nacktheit sah. Sie spürte, dass Luke sie beobachtete, als sie ihr Kleid auszog, wobei sie kurz den Blick auf ihre hautfarbene Strumpfhose freigab, ehe sie ein Handtuch vom Boden aufhob, sich setzte und ihm nun den Rücken zudrehte. Eine hektische Motte umschwirrte die Nachttischlampe, schmiss sich gegen die Glühbirne.

Der beste Moment bei jeder Party, sogar bei den guten, war es, sich nachher die Schuhe auszuziehen. Luke witzelte oft, sie sei eine von denen, die man bei einem Feuer oder einem Terrorangriff gern in seiner Nähe hat, da sie sich in jedem Raum zuerst vergewisserte, wo die Ausgänge lagen, allzeit fluchtbereit. Auf Fotos sah sie immer in die falsche Richtung, stand am Rand oder in einer Ecke und wirkte, als wolle sie gerade aus dem Bild treten. Luke hingegen wirkte überall so, als wäre er schon immer dort gewesen und würde auch für immer bleiben. Er war der Mittelpunkt jedes Fotos, in jeder Menschenmenge unübersehbar.

Für einen Mann mit einer großen Hakennase, einem schiefen Kinn und falkenartig grauen, zu tief im Schädel liegenden Augen hatte Luke mit erstaunlich vielen Frauen geschlafen. Seine drahtigen schwarzen Haare klumpten sich zusammen, je nachdem, wie er nachts zuvor gelegen hatte, und es wurde nur noch schlimmer, wenn er anfing, sie zu kämmen. Im Alter von zehn Jahren wurde er auf einem Feld in der Nähe der väterlichen Farm in Devon von einem Hund angefallen und wäre gestorben, wenn nicht ein zufällig vorbeikommender Passant das Tier von Lukes Gesicht gezerrt hätte. Auch Narben von späteren Unfällen überzogen seine Haut, doch die meisten stammten von den plastisch-chirurgischen Eingriffen, die er mit zehn Jahren über sich ergehen ließ – kleine blasse Säume unter beiden Ohren und quer über der linken Augenbraue, bei denen Eva an eine Maske dachte, wenn sie ungnädig war: Er war ein Konstrukt, über seinem Knochengestell zusammengeflickt, und sie fragte sich, wie er wohl sonst ausgesehen hätte. Er hätte immer noch eine Hakennase und ausgeprägte, für sei-

nen Körper etwas zu breite Schultern. Und doch benahm er sich, als wäre er der bestaussehende Mann in jedem Raum, den er betrat. Wenn Eva auf Partys Frauen kennenlernte, mit denen Luke einmal etwas gehabt hatte, versuchten sie gelegentlich, sich mit Eva anzufreunden, lächelten sie an, als spielten sie auf einen gemeinsamen modischen Fehlgriff an. »Wie geht es denn Luke?«, fragten sie dann, den Kopf vielsagend schräggelegt.

Eva gähnte und kroch etwas wacklig ins Bett. Luke musterte sie noch ein Weilchen länger, offensichtlich, um zu entscheiden, ob er für Sex zu betrunken war oder nicht. Hätte sie ihm das kleinste Zeichen gegeben, hätte er es auf einen Versuch ankommen lassen, stattdessen griff sie nach dem Halbliterglass mit abgestandenem Wasser neben ihrem Bett.

»Licht aus?«, fragte Eva und drehte ihm den Rücken zu.

»Klar«, nuschelte er. Die Motte verlegte ihre Suche nach Helligkeit von Evas Nachttischlampe in Richtung des Laternenlichts, das unter dem Vorhang hereinsickerte. Dort schwebte die Kreatur in dem fahlen Streifen falschen Sonnenscheins, und Eva widerstand der Versuchung, aufzustehen und sie zu töten. Stattdessen betrachtete sie im Halbdunkel Lukes Profil und fragte sich, wie sie ihn je verlassen sollte, jetzt, wo sie zusammenlebten.

Am nächsten Morgen gingen Eva und Luke schweigend im Regen durch den Regent's Park. Der Himmel war grau, und die Bäume bildeten um den Rasen herum einen gezackten Horizont. Einige der Metallstreben in Evas Schirm waren kaputt, weshalb die glatte Schirmhaut an zwei Stellen

schlaff herunterhing und ihr Tropfen in die Hacken fielen. Lukes marineblauer Schirm warb für seine Anwaltskanzlei, und er hielt ihn sehr gerade.

Eva und Luke waren die Einzigen, die über die York Bridge in Richtung des Inner Circle gingen, der Ringstraße im Regent's Park. Von ihrer Wohnung am Silver Place waren sie durch das erschöpfte morgendliche Soho gegangen, vorbei an geschlossenen Striplokalen und Hallen mit Spielautomaten, die gerade wieder blinkend zum Leben erwachten, wichen im Regen Passanten aus, bis sie die belebte Marylebone Road erreichten. Lukes aufgeplatzte Lippe sah schlimmer aus als zuvor im Bett, geschwollen und lila verfärbt wie der Mund eines Kindes, das sich mit Blaubeeren vollgestopft hat. Seine Narben trugen nur noch zu seinem ungesunden Aussehen an diesem Morgen bei. Immer mal wieder berührte er den Riss mit der freien Hand, während sie durch das Tor den Queen Mary's Garden mit seinen endlosen Rosenbeeten betraten. Obwohl es der erste August war, hatten der Regen und das ungewöhnlich kalte Wetter dafür gesorgt, dass nur noch wenige Blütenblätter unversehrt waren. In den Beeten steckten Metallschilder: Alchemist, Eden, Honey, Colette, Anne Boleyn.

»Rosenkrieg«, sagte Luke angesichts der lädierten Blumenbeete, die sie in matschigen Halbkreisen umgaben.

Sie gingen weiter, vorbei am Freilichttheater und weiter zum See, auf dem man Boot fahren konnte. Sie überqueren die Brücke zu der großen Rasenfläche, auf der überall Torpfosten auf Fußballfeldern standen wie leere eckige Klammern. Hier waren ein paar Spaziergänger mit Hunden unterwegs, zwei Teenager, die in einiger Entfernung Fuß-

ball spielten, und noch weiter hinten eine Traube Menschen mit Schirmen. Die Schirme schienen einen aufeinander abgestimmten Tanz aufzuführen, neigten sich gleichzeitig zurück oder drehten sich. Eva dachte, es handelte sich vielleicht um einen eifrigen Yoga- oder Karatekurs, der im Regen übte, doch als sie und Luke weitergingen, entpuppte sich die Gruppe als ein Trupp Vogelbeobachter. Jeder Schirm spannte sich über einem Feldstecher oder einer Kamera mit langen Objektivrüsseln, alle absolut regungslos, bis sich Rüssel und Stielaugen verschoben – gemeinsam, langsam und synchron.

Kleine Vögel hopsten mit den Regentropfen aus den Bäumen – geradezu auffallend, dachte Eva, was aber daran liegen mochte, dass sie genauer hinsah. Es waren hauptsächlich Krähen mit eingezogenem Kopf und glänzendem Gefieder, die mürrisch in dem Gewirr aus Zweigen hockten. Dann löste sich ein Vogel mit Flügeln, die wie Ruder geformt waren, aus einem Baum und stieß herab, ehe er sich wieder nach oben schraubte und provokativ auf einem höheren Baum landete, wo er besser sichtbar und schlechter erreichbar war. Die Vogelbeobachter drehten die Köpfe und folgten seiner Flugbahn.

»Was ist das? Ein Bussard?«, fragte Luke.

»Ein Steinadlerweibchen namens Regina«, sagte ein Mann mit langem Mantel in ihrer Nähe. »Sie ist heute Morgen aus dem Zoo entflohen.«

Aus den kleineren Bäumen krächzten Krähen, die nicht so recht wussten, was sie von diesem unbekanntem Geschöpf auf ihrem Territorium halten sollten. Sie konnten sich kaum beruhigen, unterhielten sich mit kehligen Schna-

bellauten wie Höflinge, die für ihre exotische neue Königin Kutschen und Krinolinen arrangierten. Eva wusste nicht, ob Adler Krähen fraßen, aber wenn sie eine Krähe wäre, würde sie sich spätestens jetzt aus dem Staub machen. Sie dachte an die vielen Male, als sie auf der King Edward's Bridge gestanden und auf den Regent's Canal geschaut hatte, links Snowdon Aviary, die riesige Voliere, rechts das Bartschwein-Gehege im eigentlichen Zoo. Sie fragte sich immer, was die zynischen Stadtenten, Tauben und schmutzigen Möwen wohl von ihren fremdartigen Vettern hinter dem Gitter des Vogelkäfigs halten mochten. Oft sah man kleine Vögel um die Spitzen und Mulden des skelettartigen Aviariums flattern, die sich mit den Gefangenen im Inneren unterhielten oder sie vielleicht auch verspotteten.

Regina blieb auf dem Baumwipfel und beachtete weder das klagende Pfeifen des Tierpflegers noch den als Köder dienenden durchnässten, mageren grauen Kaninchenkadaver. Der Mann neben ihnen bot Eva sein Fernglas an, und sie hielt es sich vor die Augen, sah aber zunächst nur verschwommene Äste, Himmel, totes faltiges Laub – dann erspähte sie einen Fuß in der Ecke des Objektivs und arbeitete sich zu Reginas breiten Schultern und majestätischem Körper vor. Der Vogel hatte Federn in verschiedenen Braunschattierungen und die Flügel eng an den Körper gelegt. Aus einem derben Hals schaute ein elegantes, fast unbefangenes Gesicht dort oben über die Welt, das sich gelegentlich drehte, um einen anderen Ausschnitt zu betrachten. Eva sah einen gekrümmten, halblächelnden Schnabel und Augen, verdeckt von zornigen gefiederten Brauen.

»Sie sieht aus wie die alte Queen Victoria«, sagte Eva

und gab das Fernglas an Luke weiter – und während er hindurchsah, zitterte Reginas Ast, und sie hob von ihrem Hochsitz ab. Der Vogelfreund entriss Luke sein Fernglas, doch im nächsten Augenblick stieß Regina in der Mitte eines der Fußballfelder hinab und bohrte die Krallen nicht mehr als eine halbe Sekunde lang in die Erde, ehe sie sich wieder erhob und in einem viel kleineren Baum auf der anderen Seite der Rasenfläche landete. Der Tierpfleger ließ die Schultern hängen. Alle drehten sich um und folgten Regina mit Augen, Ferngläsern oder Kameras.

»Ganz schön kokett«, sagte Luke, hielt den Kopf schief und lächelte. Eva betrachtete sein Profil. Auch wenn sie schon seit drei Jahren zusammen waren, hatte er bis vor wenigen Monaten noch allein in Hackney gewohnt. Die Möbel in seinem Apartment waren durchweg weiß gewesen, und Eva hatte immer an eine Filmkulisse denken müssen, die die Junggesellenbude eines Anwalts darstellen sollte, samt japanischer Druckgraphiken im Schlafzimmer und abstrakten Fotografien von Brücken und Booten an den Wohnzimmerwänden. Doch Anfang Mai platzte in dem Apartment über seinem ein Rohr, und plötzlich stand Luke in Evas Wohnungstür, eine Kiste mit durchweichenden Klassik-Schallplatten, eine Flasche alten Rotweins, die sein Vater ihm zum achtzehnten Geburtstag geschenkt hatte, und einen Koffer voller Schuhe umklammernd. Als Luke seine Kisten im Flur abstellte, fiel Eva auf, dass ihr Freund bei seiner hektischen mitternächtlichen Packaktion so unverzichtbare Dinge wie Schuhputzzeug und ein Kochbuch von Starkoch Gordon Ramsay mitgenommen hatte, was ihr irgendwie unpassend vorkam. Am nächsten Tag unter-

nahm er noch eine Fahrt und kehrte mit einem riesigen Flachbildfernseher, einem Dampfgarer und seinen minimalistischen japanischen Gemälden zurück, die verschiedene Schattierungen der Farbe Weiß erkundeten. Bald standen in Evas Bücherregalen *Blackstones Strafrechtspraxis*, *Juristisches Fachwörterbuch*, *Der Vertrag: Fälle und Materialien*. Eine Freundin wies Eva lächelnd darauf hin, falls Luke vorhätte, sich bald wieder eine eigene Bleibe zu suchen, hätte er wahrscheinlich nicht einen ganzen Nachmittag darauf verwandt, ihrer beider Bücher alphabetisch zu ordnen.

Ehe Luke bei ihr einzog, war Eva gar nicht bewusst gewesen, wie schwer er arbeitete. Sie wusste, dass er tagelang in Holiday Inns in der Nähe von Strafgerichtshöfen im Norden Englands zubrachte, mit ihr um Mitternacht aus leeren Geschäftszentren skypte, doch das Ausmaß seines Engagements wurde ihr erst klar, als er seine Unterlagen auf ihrem Wohnzimmertisch ausbreitete, dort nachts und meist bis in die frühen Morgenstunden arbeitete und dabei auf dem alten Plattenspieler seiner Mutter Rachmaninoff und Mozart hörte. Manchmal saß Eva einfach auf der Couch und sah ihm beim Arbeiten zu, fasziniert von seinen präzisen Bewegungen, die sich so sehr von seiner Unbeholfenheit bei anderen Gelegenheiten unterschieden. In der oberen rechten Tischecke lagen immer ein roter Kuli, ein spitzer Bleistift 2B, ein Radiergummi und ein Füllfederhalter, den Eva ihm zu seinem neunundzwanzigsten Geburtstag geschenkt hatte. Er mochte Post-its, aber nur die gelbe Variante in der klassischen Größe, die er mit seiner unleserlichen Handschrift vollkritzelte und anschließend

hingebungsvoll auf maschinenbeschriebene Blätter klebte und glattstrich, ehe er den Papierstapel senkrecht an hob, auf Kante brachte und die letzten widerspenstigen Seiten mit seinem übergroßen Daumen geraderückte. In Evas ruhiger Wohnung tauchten plötzlich um fünf oder sechs Uhr morgens Fahrradboten auf und brachten Luke Schriftsätze, die er noch vor der Arbeit lesen musste, Angestellte und Kollegen riefen ihn zu jeder Tages- und Nachtzeit an.

Einige Wochen nach seinem Einzug hob Eva eines Nachmittags Kontoauszüge und Reklame-Speisekarten von der Fußmatte auf, als sie zwischen den bunten Coupons und Handzetteln eine schlichte weiße Postkarte entdeckte. Sie war in akkuratem Großbuchstaben an Luke adressiert, daher drehte Eva sie nur geistesabwesend um. Auf der Rückseite stand in derselben akkuraten Handschrift wie die Adresse: »Bedeckt ihr Gesicht: meine Augen sind geblendet: sie starb jung.« – John Webster.« Eva blieb auf dem Treppenabsatz stehen. Sie las die Karte noch mehrmals auf der Treppe und dann wieder in ihrer Wohnung, drehte und wendete sie und fuhr mit den Fingern über ihre scharfen Kanten, dann über die tief eingegrabenen Tintenspuren. Später am Abend, als sie die Karte vor Luke hinlegte, zuckte der nur mit den Schultern. Offenbar hatten alle in seiner Kanzlei Drohpostkarten mit Zitaten und obskuren Einschüchterungen bekommen, seit sie einen Arzt, der sehr späte Abtreibungen vornahm, verteidigt und seinen Freispruch erreicht hatten. Luke nippte an seinem Wein, schaltete fürs Abendessen den Herd ein und murmelte, es sei nun mal sein Job, Leuten auf die Füße zu treten. Eva runzelte irritiert die Stirn und fügte seine Reaktion im Stillen

der Liste mit Seltsamkeiten dieses Eindringlings in ihrem Apartment hinzu – eine Liste, auf der bereits stand, wie er beim Duschen mit voller Lautstärke Eröffnungsplädoyers vortrug und mit einem leichten Lächeln juristische Fachbücher las, während er darauf wartete, dass Wasser kochte oder er am Telefon bei einer Kunden-Hotline durchkam.

Eva wäre nie auf die Idee gekommen, dass er in ihr chaotisches Soho-Apartment einziehen wollte. Silver Place 4D hatte einmal Evas Großmutter gehört, die an einem Schlaganfall starb, als Eva achtzehn war, und ihr die Wohnung hinterließ. Sie lag in den oberen beiden Stockwerken des Hauses: ein kleiner Flur und eine Waschmaschine in der unteren Etage, oben folgten fünf unordentliche Zimmer mit von Zigarettenqualm fleckigen Tapeten – zwei kleine Schlafzimmer, ein Wohnzimmer, eine Küche und ein Bad –, von denen keins in den letzten Jahrzehnten renoviert worden war. Die Einrichtung bestand aus Siebziger-Jahre-Teppichen und lädierten Polstermöbeln. Aus den Wohnzimmerfenstern und denen des großen Schlafzimmers sah man direkt auf das graue Backsteingebäude vis-à-vis, kaum fünf Meter entfernt, dazwischen nur eine für Soho typische schmale Gasse mit kugelförmigen Straßenlaternen, an denen Körbe voller halbtotem Efeu hingen. In dem Apartment war es nie ganz dunkel, weil diese Laternen rund um die Uhr leuchteten, dazu kam flackerndes Neonlicht von einer nahe gelegenen Bar. Für Soho war Silver Place eine ruhige Gasse. Sie lag nur wenige Straßen von Walker's Court entfernt, wo sich die Pornokinos drängten und an jedem Ende junge Frauen in Lederminis um den Preis für Blowjobs feilschten, doch am Silver Place gab es zwei Medien-

agenturen, ein Antiquariat, ein Café, eine Bar namens The Pink Angel und einen Friseursalon.

Sieben Jahre lang hatte Eva das Gästezimmer vermietet, und jeder Untermieter ließ im Flur oder in den Schränken etwas aus seinem Besitz zurück: Schuhe und Farbdosen, Papierstapel, Plastiktüten voller verknäuelter Kabel und Laufwerke mit Sicherungskopien von möglicherweise wichtigen Dokumenten. Evas Großmutter hatte ein Faible für alles gehabt, was mit Zauberern oder Illusionisten zu tun hatte, darum lagen in der Wohnung überall Autogrammkarten von Varieté-künstlern, Dias von Zaubershows, Anleitungen für Amateurillusionisten und Spielkarten herum, die angeblich von Zauberern signiert worden waren, von denen außer Evas Großmutter keiner je etwas gehört hatte.

Ein historisches Werbeplakat für eine Zaubershow im Jahr 1904 mit Harry Houdini als Attraktion hatte immer den Ehrenplatz im Eingangsbereich, doch als Luke einzog, überredete er Eva, es stattdessen ins Bad zu hängen: »Europas mitreißende Sensation, Fesselungskönig und weltberühmter Entfesselungskünstler«, verkündete das grelle gelbrosa Plakat über der Toilette. »Nichts auf dieser Erde kann Houdini gefangen halten.« Jetzt hingen die japanischen Gemälde, die verschiedene Schattierungen der Farbe Weiß erkundeten, unpassenderweise im Eingangsbereich. Diese chaotische Welt war nicht der natürliche Lebensraum eines Rechtsanwalts, der zwei Kaschmirmäntel besaß, seine Boxershorts faltete und abends Spanner in seine Schuhe steckte, und doch war er bei Eva am Silver Place, sie wohnen seit drei Monaten zusammen, kein Ende abzusehen.

Im samstagsmorgendlichen Nieselregen gingen Luke und Eva ein paar Schritte hinter den Tierpflegern her, die ihr totes Kaninchen aufhoben und dem entflohenen Adler zu dessen neuem Ast folgten. Eva forderte den Vogel mit purer Willenskraft auf, die faltigen Knie zu beugen und sich wieder zu erheben, noch weiter weg. Eine Krähe flog über Evas Kopf, von einem Bäumchen zu einem anderen, und sie schrak zusammen. Lukes Augen ließen Regina in der Ferne nicht los, als sie den Pflegern hinterherliefen. In der Ferne standen noch immer Leute unter ihren Schirmen und sahen zu. Eva wischte sich Regen aus dem Gesicht, und plötzlich klang die Wirkung des Nurofens vom Morgen ab. Die nach oben gewandten Gesichter schauten griesgrämig. Mindestens zwanzig feuchte Jacken, zwanzig Halbkreise aus Schirmen über zwanzig gebeugten Schulterpaaren – doch Eva hätte schwören können, dass Regina sie direkt ansah.

»In der Wildnis wird sie nicht überleben«, sagte jemand in der Nähe. »Bald wird sie Hunde angreifen.«

»Regent's Park kann man wohl kaum Wildnis nennen«, sagte Luke.

»Trotzdem wird sie sterben«, sagte der Mann. »Sie ist ein Zootier.«

»Vorhin hat sie sich beinahe einen Pudel gekrallt«, spottete eine Frau mittleren Alters.

»Ihr Käfig wurde gereinigt. Vermutlich hatte sie den Zoo satt«, sagte wieder jemand anderes. »Kann's verstehen.«

Luke fasste sich an den Mund und zuckte zusammen, als hätte er eine Weile seine geschwollene Oberlippe vergessen. Er befühlte mit der Zungenspitze das lädierte Fleisch, so dass man deren milchige Unterseite sah. Eva fiel ein, wie er

ihr am Anfang ihrer Beziehung vergeblich versucht hatte beizubringen, mit der Zunge ihre Nase zu berühren.

Die Verlobungsparty am Vorabend fand in einem überfüllten Pub mit klebrigem Parkettfußboden in Soho statt. Eva war spät und durchnässt eingetroffen, in Klamotten, die sie am Silver Place für passabel gehalten hatte, die ihr aber völlig daneben vorkamen, als sie sich in den Spiegeln hinter der Bar betrachtete. Eva sah immer aus, als stünde sie mit dem einen Fuß im Gestern und mit dem anderen im Morgen, unordentlich zwischen Augenblicken gefangen. Sie hatte schulterlanges kastanienbraunes Haar, beinahe durchscheinende Haut, auf der Sommersprossen verstreut waren, zarte Gesichtszüge, ein Lächeln, das eine Zahnücke enthüllte, und grüne Augen, die immer irgendwie benommen dreinblickten. Menschen fragten sie oft, ob sie sich verlaufen habe oder ob es ihr gutgehe.

Die Party war für eine Freundin von Luke – die meisten Partys, die sie besuchten, wurden von Lukes Freunden gegeben: Er war geselliger als sie. Als Eva den Pub betrat, stand Luke schon in der Mitte des Tresens und unterhielt sich mit der Gastgeberin, Catherine, einer akkurat wirkenden Arbeitskollegin. Luke trug einen grauen Anzug, aus der Hosentasche baumelte ein zerknitterter Schlips. Sein dichtes schwarzes Barthaar wuchs so schnell, dass er am Ende des Tages immer stopplig war – und erschöpft. Catherine grinste, als Eva näher kam.

»Was hast du gemacht, die Pfützen gezielt *angesteuert*?«, sagte sie zu Eva. »Ich habe Luke gerade meinen Ring ge-

zeigt. Ist er nicht *umwerfend*?« Sie streckte Eva einen großen Ring an einem mageren Finger entgegen.

»Gratuliere«, sagte Eva. »Hübsch.« Sie spähte über Catherines Schulter hinweg auf die Party, die in vollem Gange war, und wünschte sich bereits, nicht erst den Abend durchstehen zu müssen, ehe sie sich irgendwann auf den befreienden Fußweg nach Hause machen konnte.

In der oberen Etage des zweistöckigen Pubs hinterließ das Wummern eines DJ-Pults benommen dreinblickende, desorientierte Tänzer, die sich auf der Treppe über Plastikbecher mit warmem Bier beugten. Im Erdgeschoss brachte man Pappteller mit Spanferkel und Apfelmus aus der Küche. Tablett mit Tequila standen herum, und mechanisch trank Eva das eine oder andere Gläschen, was ihre Laune hob. Schließlich tauchten ein paar Bekannte auf: ein ehemaliger Kommilitone von ihr, eine junge Frau, die in einer Buchhandlung in Soho gearbeitet hatte, ein paar Schulfreunde, die sich im Lauf der Jahre mit Lukes Freunden vermischt hatten. Sie unterhielt sich kurz mit einer Pariser Ex von Luke – »Wie geht's Luke?«, sagte sie –, und Eva lächelte nichtssagend, als man ihr »gratulierte«, weil sie und Luke mittlerweile zusammenwohnten. Gegen elf ließ der Regen etwas nach, und Eva wurde klar, dass sie Luke seit einer Weile in der Menschenmenge nicht mehr gesehen hatte. Sie verloren sich gewöhnlich auf Partys aus den Augen und fanden sich nur phasenweise wieder.

Sie quetschte sich bis in den Hof hinter dem Pub durch, um ein wenig frische Luft zu schnappen. An einem wind-schiefen Maschendrahtzaun lehnten bereits andere Gäste

oder thronten auf einem schimmigen Picknicktisch und benutzten das Skelett eines rostigen Grills oder leere Blumentöpfe aus Terrakotta als Aschenbecher. Vom Hof blickte man auf eine düstere, von grauen Apartmenthäusern gesäumte Gasse, die links in die Old Compton Street und rechter Hand in eine schmalere Straße mit einer Reihe heruntergekommener Läden mündete. Da Eva keinen Luke sah, trat sie an den Zaun, zufrieden, ein Fleckchen auf der Party zu finden, wo sie durchatmen konnte. Auf dem Gehweg band ein älterer Glatzkopf seine Schnürsenkel, und ein Teenager legte den Arm um ein Mädchen in einem lila Velours-Jogginganzug, als sie auf ein blinkendes Döner-Schild zuhielten. Über dem Apartmentkomplex gegenüber sah sie zwei Baukräne – einer rot, der andere silbrig –, die sich über Soho beugten, als verspeisten sie einige der kleineren Häuser. Ein Flugzeug flog über sie hinweg, und Eva fragte sich, wohin es unterwegs war. Auf der Hauptstraße kicherten zwei betrunkene Frauen, ein Streifenwagen fuhr langsam vorbei, und ein großgewachsener Mann in Hot Pants bückte sich, um vor einer Türschwelle Zigarettenkippen aufzuheben. Als Eva den Blick über eine Reihe schäbiger Läden zu ihrer Rechten schweifen ließ, sah sie zwanzig Meter weiter auf der anderen Straßenseite Lukes vertraute hängende Schultern. Er drehte dem Pub den Rücken zu, und eine Frau in einer roten Jacke wandte sich genau in diesem Augenblick mitten im Gespräch von ihm ab. Da Luke sie fast ganz verdeckte, sah Eva nur einen roten Ärmel und blondes Haar um die Straßenecke verschwinden.

Sie ertappte sich oft dabei, dass sie Luke beobachtete, wie er auf Partys »intensive« Gespräche mit anderen Frauen

führte. Sie zogen ihn in ruhige Ecken, in Flure oder Innenhöfe und gestanden ihm Dinge. Weil Luke ein wenig seltsam aussah, dachten Frauen, sie fänden ihn nicht attraktiv, und waren später verwirrt, weil er es doch war. Sie gestanden ihm ihren heimlichen Kinderwunsch oder Probleme mit ihren Müttern, und er hörte immer aufmerksam zu, worauf sie verunsichert gingen.

Eva spähte durch das Halbdunkel in Richtung Straßenecke. Luke stand reglos im Sprühregen. Die Luft roch nach nassem Rost, und Eva wölbte den Fuß über der Sohle ihrer Stilettos. Sie beobachtete ihren Freund. Vor Luke hatte Eva noch nie eine Beziehung geführt, die länger als ein halbes Jahr gehalten hatte; sie hatte mit Männern in Bahnhöfen und vor Bibliotheken Schluss gemacht, auf Kirchentreppen und spätnachts über Milchshakes bei McDonald's gebeugt. Vor Luke hielt sie sich für begabt darin, Menschen und Orte zu verlassen. Das erste Lächeln einer Affäre war hauptsächlich Erwartung und pure Hoffnung, doch beim Abschied wusste man, woran man war: Man wusste, dass Fehler sich in nichts auflösen, Türen sich öffnen würden und dann alles wieder möglich wäre. Sogar während sie Luke liebte – während sie gerade das Gefühl von Liebe verspürte –, ertappte sie sich häufig dabei, dass sie über ihre spätere Trennung nachdachte. Erst das Ende, behauptete Eva, verlieh einer Geschichte Bedeutung.

WILLIAM BOYD

Art/Rat

I.

Bethany Mellmoth blickt auf ihr Handy. Sie befindet sich in einer Gegend von London, in die sie noch nie einen Fuß gesetzt hat – was ihr ein wenig beschämend vorkommt, in Anbetracht der Tatsache, dass sie schon ihr Leben lang in London lebt. In diesen sechsundzwanzig Jahren jedoch hat es sie noch nie hierher nach Freezy Water verschlagen – bis heute. Sie hatte den Zug nach Enfield genommen, dem Bezirk am äußersten nördlichen Stadtrand, und war nach einstündiger Fahrt am Bahnhof Turkey Street Station ausgestiegen – ein weiterer kurioser Name. Und nun ist sie hier in Freezy Water auf der Suche nach der Honeysuckle Lane. So langsam kommt sie sich vor wie Alice im Wunderland oder eine andere Figur aus einem Kinderbuch. Wer lässt sich solche Namen einfallen? Wie, fragt sie sich, kann jemand allen Ernstes in einer Honeysuckle Lane in Freezy Water wohnen? Da aber ist sie schon, auf ihrem Handy – der kleine blaue Punkt, nämlich Bethany selbst, biegt um eine Ecke und gelangt so in die Honeysuckle Lane. Sie hält nach der Hausnummer 42 Ausschau und wird am Ende der Straße, einer Sackgasse, fündig. Das Haus sieht seltsam aus, selbst für die Außenbezirke von

London. Weiße Fassade, orangerotes Ziegeldach, daneben zwei angebaute Garagen. Zwischen den Garagentoren steht ein rotes, anscheinend herrenloses Auto, ringsum schon von hohem Unkraut umwuchert. Es hat ein deutsches Nummernschild, wie ihr im Vorbeigehen auffällt. Alles sehr merkwürdig.

Sie schellt an der Haustür. Keine Reaktion. Sie schellt noch einmal, und noch einmal. Sie hat einen Termin, alles mit der Galerie geklärt und abgestimmt. Sie versucht es erneut und lässt die Klingel diesmal länger schrillen, volle zehn Sekunden lang.

»Ist ja gut, immer mit der Ruhe.« Sie dreht sich um.

An der Rundbogentür zwischen Haus und Garagen steht ein junger Mann. Groß, gutaussehend auf schmale, hungrige Art, mit einem Fünftagebart der Sorte »unrasiert nach einer Woche im Dschungel«, wie die meisten jungen Männer heutzutage, und dunklem, zerzaustem Haar. Er trägt eine Cargohose mit Tarnmuster und ein schwarzes T-Shirt, auf dem in Weiß der Aufdruck »SEX« prangt. »Sind Sie Simon India?«, fragt Bethany. »Ich bin Bethany Mellmoth, von ART/RAT.«

»Ich bin Edmund«, sagt der junge Mann. »Simons Assistent. Simon verspätet sich etwas.«

Er kommt herüber und öffnet ihr die Haustür. Dabei fällt ihr auf, dass er schmutzige Hände hat.

Anderthalb Stunden später hat Simon India sich noch immer nicht blicken lassen. Bethany geht raus auf die Terrasse hinterm Haus, um eine Selbstgedrehte zu rauchen. Die Terrasse ist altmodisch mit Natursteinen gepflastert und dicht mit apfelgrünem Moos bewachsen. Davor erstreckt sich ein langgezogener Garten, an dessen Ende ein großer Zelt pavillon steht, wie ein Festzelt für eine Hochzeit. Alles macht einen verwilderten, ungepflegten Eindruck. Hier und da liegen Objekte verstreut, Maschinenteile, mit Vegetation überwuchert, die so wirken, als wären sie hier abgeladen und sich selbst überlassen worden. Bethany ist über die herrschende Verwahrlosung verwirrt und verwundert. Hier an der Honeysuckle Lane in Freezy Water soll Simon India sein Atelier haben ... Im Haus gibt es ein Wohnzimmer mit einem Fernseher und Ledersesseln, und um durch die Hintertür auf die Terrasse zu gelangen, musste sie eine Küche durchqueren, ausgestattet mit den üblichen Geräten und verhältnismäßig sauber. Sie hätte es wissen müssen, denkt sie: Freezy Water ist der Fingerzeig – jemand aus der Redaktion erlaubt sich einen Streich mit ihr.

Sie sieht Edmund aus dem Zelt hinten im Garten kommen und spürt, wie kurz heftiger Zorn in ihr aufflackert, darüber, so hereingelegt worden zu sein.

»Steckst du in der Sache mit drin?«, ruft sie.

Edmund kommt zu ihr herüber, kratzt sich mit den schmutzigen Fingernägeln in seinem dichten Haarschopf.

»Wo soll ich mit drinstecken?«

»Bei diesem armseligen, kranken Streich.«

»Was für ein Streich?«

»You've just wasted my precious time –«

»Wie bitte?«

»– But don't think twice, it's all right.«

Edmund blickt sie an, und Bethany sieht, wie sich nach und nach ein Lächeln auf seinem Gesicht ausbreitet, als er die Anspielung versteht. Vielleicht ist er ja doch kein hirnloser Trottel, denkt sie.

»Dylan. Nett«, sagt Edmund. »Simon wird jetzt jeden Moment da sein, er hat eben angerufen.«

»Scheiß auf dich und deine Crew, sage ich.«

»Scheiß auf wen?«, lässt sich eine Stimme hinter ihr vernehmen. Bethany dreht sich um. Dort steht ein Mann – er kommt ihr irgendwie bekannt vor.

»Hi. Du bist vermutlich Bethany«, sagt er. »Ich bin Simon India.«

3.

Das Interview mit Simon India läuft nicht gut. Bethany stellt ihm seit einer halben Stunde Fragen zu seiner Arbeit, doch er scheint wenig Lust zu haben, ihr Auskunft zu geben. Stattdessen schweift er ständig ab und zieht über andere Künstler her, seine Kollegen und Zeitgenossen.

Bethany wirft einen Blick auf ihr Smartphone – soweit sie es überblicken kann, läuft die Tonaufnahme. Ein kleiner Pixel blinkt jedenfalls. Das hier ist erst das zweite Künstlerinterview, das sie für ART/RAT führt. »Also. Simon India,

können Sie uns eine Vorstellung davon geben, worum es bei dieser neuen Schau gehen wird?«

»Magst du was trinken?«

»Nein, danke.«

»Wodka mit Grapefruitsaft, ist das okay?«

Simon India kehrt mit zwei Drinks zurück. Bethany trinkt vorsichtig ein Schlückchen, schmeckt aber nur Grapefruitsaft.

Vielleicht hat er den Wodka weggelassen –

Dann erkennen sie sich schlagartig wieder, als wären durch den Akt des Alkoholtrinkens irgendwelche Gedächtnissynapsen aktiviert worden.

»Wir sind uns schon mal begegnet, stimmt's?«, sagt Simon India, während er sie unverwandt ansieht.

»Ja. Ich habe zeitweilig in der No-Parking-Galerie gearbeitet, in Dalston. Und du hattest eine Schau dort, mit Kriegsfotografien.«

»Nein. Fotografien von Kriegsfotografien – ja ...« Er mustert sie noch einmal eingehend. »Bethany Mellmoth. Mein Gott. Noch immer genauso schön, Schätzchen. Die Haare sind etwas kürzer.«

»Aber damals war dein Name noch nicht ›Simon India‹. Sondern Fernando Benn.«

»Das war einmal. Schnee von gestern.«

Bethany erinnert sich an ihre Begegnung in der Galerie. Damals trank er Wodka mit O-Saft. Das also war der Proust'sche Auslöser. »Hast du noch mit Howard zu tun?«, fragt Bethany. Howard Christopher war der leutselige Inhaber der No-Parking-Galerie.

»Ich hoffe, der ist tot«, stellt Simon India nüchtern fest.

»Wir hatten einen Wahnsinnsstreit. Er war kriminell. Hat mich nach Strich und Faden abgezockt. Deswegen habe ich auch meinen Namen geändert. Und meine Kunstform. Um auf keinen Fall mit diesem Drecksack in Verbindung gebracht zu werden.«

Bethany hat in der Zwischenzeit ihren Grapefruitsaft getrunken. Der auf jeden Fall Wodka enthält, wie sie nun feststellt: starken Wodka. Ihr ist, als würde das Zimmer schwanken, Simon Indias Gesicht verschwimmt ihr immer wieder kurz vor den Augen.

»Wollen wir nun mit dem Interview weitermachen?«, sagt sie.

»Wir können uns die Kunst auch gleich ansehen, wie wär's?«, schlägt Simon India vor.

4.

In der frischen Luft draußen im Garten lichten sich die Nebel in Bethanys Kopf wieder etwas. Sie reckt Simon India ihr Handy entgegen, während er diese neue Schau erläutert, die er in Miami eigenhändig kuratiert. Naturegeddon lautet der Titel. Während sie durch den Garten streifen, deutet er auf die verschiedenen Ausstellungselemente. Ein altes Fernsehgerät mit zertrümmerter Mattscheibe und einer Ackerwinde, die sich über die Glasscherben schlängelt. Ein Toaster, zur Hälfte von einem schwammartigen, besonders dichten Moos bedeckt. Ein im Gras liegendes Motorrad, an Ort und Stelle fixiert durch dünne Bambusschösslinge, die durch die Speichen der Räder emporspriessen. Es

gibt noch ein Dutzend weiterer Kombinationen von modernem Artefakt und Natur: eine von Schlingknöterich umwucherte Waschmaschine. Ein mit winzigen beigefarbenen Pilzen bedeckter Digitalwecker. Bethany leuchtet das Konzept ein. »Die Rache der Natur an der Technik«, schlägt sie wagemutig vor. »Wie die Natur letztlich immer siegt.«

»Leg mir keine Wort in den Mund, Bethany«, sagt Simon India.

»Worum geht es dann bei Natureddon?«

»Weißt du, was Harold Pinter immer gesagt hat, wenn Leute ihn fragten, worum es in seinen Stücken geht?«

»Nein.«

»Es geht um das, was auf der Bühne zu sehen ist, das hat er dann gesagt.«

»Aha. Gute Antwort.«

Bethany sieht sich im Garten um, lässt ihren Blick über die verschiedenen Arten buckliger, von Grün überwuchertter Gerätschaften schweifen. Langsam ergibt das Ganze eine Art Sinn.

»Wie willst du das alles nach Miami bekommen?«, fragt sie.

»Darum muss Edmund sich kümmern.«

5.

»Nein«, sagt Edmund. »Darum muss ich mich nicht kümmern.« Sie stehen an der Haustür und warten darauf, dass Bethanys Uber eintrifft.

»Ich bin bloß für die Hydroponik-Vitrinen zuständig. Um den Transport hatte sich Morag zu kümmern.«

»Wer ist Morag?«, fragt Bethany.

»Simons Freundin. Sie hatten Krach. Sie hat sich auf die Seychellen abgesetzt. Oder auf die Malediven?« Er dehnt seinen Hals, spannt die Kiefermuskulatur an, als versuche er irgendwie, Stress loszuwerden. »Tatsächlich ist das ein ziemliches Problem. Ein gigantisches, massives, riesiges Scheißproblem. Deswegen auch Simons komische Stimmung. Morag hat sämtliche Unterlagen mitgenommen. Bis Ende nächster Woche müssen wir alles verschickt haben.«

»Ja«, sagt Bethany mitfühlend. »Das könnte ein Problem sein, das verstehe ich sofort. All das Zeug wächst in einem Garten hier in Freezy Water in Enfield. Ihr müsst es einmal um die halbe Welt in eine Galerie in Miami schaffen. Ein Albtraum.«

»Hier kommen die Hydroponik-Vitrinen ins Spiel.«

»Hydroponik?«

»Hydrokultur. Pflanzenhaltung ohne Erde. Da gibt es viele verschiedene Methoden, aber in diesen Vitrinen ruhen die Pflanzen auf einer dichten Matte – aus Kokosfasern, in diesem Fall. Man pumpt die Lösung hinein – die Lösung ist voller Nährstoffe, natürlich. Die Pflanze saugt sie auf. Der Überschuss fließt in einen Pumpensumpf ab. Keine Erde, sehr sauber und effizient. Die Pflanzen wachsen in der Vitrine normal weiter. Kann man einfach so in eine Galerie stellen, kein Problem.«

»Genial. Hat Simon sich das einfallen lassen?«

»Äh, nein. Das war ich.«

Ihr Uber trifft ein.

»Ihr solltet mal was wegen der alten Karre unternehmen.« Bethany zeigt auf das hoch von Unkraut umstandene rote Auto. »Beschwerde bei der Stadtverwaltung einlegen. Es der Polizei melden. Schockierend, wie die Leute einfach so ihre Autos vor fremden Garagen abstellen, um sie loszuwerden.«

»Nein«, widerspricht Edmund und deutet mit beiden Händen auf das Auto. »Das ist die Hauptattraktion der Schau. Das Starexponat bei Naturegeddon.«

In diesem Augenblick kommt Simon India aus der Gartentür seitlich am Haus zum Vorschein. Er wirkt leicht fahrig, als würde er leicht neben sich stehen.

»Bethany. Bitte fahr noch nicht. Ich möchte dich was fragen.«

»Der Uber wartet nicht.«

»Ich rufe dir dann ein Taxi. Sag ihm, er soll abhauen.«

Er scheucht den Uber mit wedelnden Handbewegungen fort wie eine lästige Fliege.

»Wie viel zahlt man dir bei ART/RAT?«, fragt Simon India.

»Ich bin da eher halb freiberuflich –«

»Wie viel bekommst du für dieses Interview?«

»Hundert Pfund – zuzüglich Spesen. Aber ein paar Stunden die Woche arbeite ich auch bei ART/RAT im Büro.«

»Zu welchem Tarif?«

»Mindestlohn.«

Er atmet tief ein, während er sie auf seine typisch eindringliche Art im Auge behält. Er stößt die Luft aus, und Bethany nimmt einen Hauch von Grapefruit wahr.

»Also, Folgendes«, sagt Simon India. »Ich kenne dich. Du kennst mich. Du hast in meiner ehemaligen Galerie ge-

arbeitet. Wir haben eine gemeinsame Vergangenheit. Ich kann dir vertrauen. Nicht wahr, Bethany?»

»Ja, sicher.«

»Dann komm und arbeite für mich, und ich zahle dir tausend Pfund die Woche, zuzüglich Spesen.«

6.

Tausend Pfund die Woche, so viel Geld hat Bethany ihr ganzes Leben lang noch nicht verdient. Ihr Aufgabengebiet ist schlicht und klar umrissen: Sie muss den Transport von zweiundzwanzig Hydroponik-Vitrinen verschiedener Größe nach South Beach, Miami, Florida organisieren. Und zwar so, dass sie an einem festgelegten Datum heil und wohlbehalten vor Ort ankommen und in der Galerie aufgestellt werden können, rechtzeitig zur Eröffnung von Naturegeddon, die in gerade einmal zwanzig Tagen stattfinden soll.

Zu Bethanys Verblüffung stellt sich die Aufgabe als nicht übermäßig schwierig heraus. Nach einstündiger Suche im Internet hat sie mindestens drei angesehene Kunstspeditionen ermittelt, für die der Transport von Hydroponik-Vitrinen kein Problem darstellt. Die Kosten kamen ihr ungeheuerlich vor, einige zehntausend Pfund, aber Geld war, wie Simon ihr laufend versicherte, »kein Thema«. Seine Londoner Galerie zahlt anscheinend alles, Bethany eingeschlossen. Bethany wählte also eine Spedition aus, erklärte sich ohne langes Feilschen mit dem genannten Preis einverstanden, lud die Verträge herunter und druckte sie

aus, Simon India setzte seine Unterschrift darunter, und damit war der Termin festgelegt. Mittlerweile hat sie sich so gut eingearbeitet, dass ihr Gehalt vollauf gerechtfertigt ist. Sie ruft regelmäßig bei ARTMOVEXPO an, beinahe täglich, um sich zu vergewissern, dass alles nach Plan läuft. Und eine ruhige Stimme versichert ihr jedes Mal, dass alles bestens ist. Folglich gibt es für Bethany in der Honeysuckle Lane 42 nicht viel zu tun. Es ist Edmund, der nun gefordert ist – er muss die von Vegetation erstickten Artefakte säuberlich aus dem Rasen schneiden; sie anheben und auf der Kokosmatte in ihrer jeweiligen Hydroponik-Vitrine platzieren; dafür sorgen, dass das hydroponische Kreislaufwassersystem während des Flugs in einem Jumbojet (Frachtversion) nach Miami auf jeden Fall funktioniert.

Bethany sieht zu, wie er den moosbewachsenen Toaster aus der Erde schneidet und behutsam in seinen Plexiglasbehälter hebt. Er schließt den Deckel der Vitrine.

»Stell dir das in einem großen, weißen Raum vor«, sagt Edmund. »Lebendes Moos, das weiterwächst und Stück für Stück das technische Gerät erobert.«

»Cool. Ziemlich gute Idee von Simon.«

»Tatsächlich war es ursprünglich meine Idee. Simon hat sie übernommen, mehr oder weniger.«

»Was habe ich übernommen?«, fragt Simon, der unvermutet hinter ihnen aufgetaucht ist.

Er schleicht sich gerne so an, das ist Bethany schon aufgefallen. Als ob er heimlich lauschen wollte.

»Nein«, sagt Edmund rasch. »Ich sagte bloß gerade, dass es phänomenal ist, wie Bethany ihre Aufgabe übernommen hat. So reibungslos, meine ich. Von Morag.«

Simon legt Bethany den Arm um die Schultern und drückt sie leicht. »Sie hat das so großartig gemacht, dass sie mit uns nach Miami kommt.«

Bethany würde vor Freude am liebsten juchzen wie ein Kind, aber sie kann sich gerade noch beherrschen. Tausend Pfund die Woche, und jetzt noch ein Gratstrip nach Miami. Das Leben war schön.

7.

Das Problem ist das Auto vorm Haus. Die Hauptattraktion – das letzte Exponat, das in seine riesige Vitrine befördert werden muss. Ein kleiner Kran wird angemietet, und ein Trupp Bauarbeiter hebt einen Graben rings um das Auto und seine Girlande aus hohem Unkraut aus. Es wird viel gebohrt, die Arbeiter hantieren umständlich mit Ketten und Textilgurten, aber schließlich können Simon India und Bethany von der Haustür aus verfolgen, wie das rote Auto gemächlich aus seinem schottrigen Krater gehoben, über den zimmergroßen Plexiglasbehälter geschwenkt und vorsichtig auf die Matte aus Kokosfasern hinabgelassen wird. Alles klatscht, jöhlt und jubelt.

Simon India schickt Bethany ins Haus, um eine Flasche Champagner zu holen. Alle Vitrinen sind nun gefüllt. Die Hydroponik funktioniert offenbar, die per Zeitschaltuhr gesteuerten Pumpen arbeiten, das überschüssige Wasser sickert aus den Matten in den Pumpensumpf. Edmund ist selig – alle Pflanzen wachsen und gedeihen. Simon wittert schon einen Triumph, der in der Luft liegt. Er ist so glän-

zender Laune, dass er noch eine weitere Flasche Champagner anfordert, während er damit beschäftigt ist, Zwanzig-Pfund-Scheine an die Arbeiter zu verteilen.

In zwei Tagen werden die Lastwagen der ARTMOVEXPO mit ihrem fachmännisch geschulten Personal vorbeikommen. Dann macht sich die Naturegeddon-Karawane auf den Weg nach Miami. Simon Indias gut gelaunte Selbstzufriedenheit ist ansteckend, und Bethany trinkt zu viel Champagner. Sie haben es sich zu dritt im Wohnzimmer gemütlich gemacht, wo sie trinkend und rauchend in den Ledersesseln hängen. Simon India hebt sein Glas. Er ist sehr betrunken mittlerweile, so viel ist klar. Simon steht auf, ein wenig wacklig auf den Beinen. »Auf Miami, prost! Auf den finanziellen Erfolg, dass wir da richtig absahnen!«

8.

Als Bethany am Morgen darauf in die Honeysuckle Lane kommt, steht das Motorrad eines Notfallsanitäters vorm Haus. »Simon hat sich das Handgelenk gebrochen«, erklärt Edmund, der in der Küche gerade Tee zubereitet. »Er ist auf die Terrasse rausgegangen und auf dem Moos ausgerutscht. Hat sich richtig auf die Fresse gelegt. Ich glaube, er war noch nicht ganz nüchtern.«

Simon India taucht in der Küchentür auf. Er sieht schon ziemlich fertig aus, denkt Bethany. Fahl im Gesicht, mit dunklen Augenringen. Er trägt einen Kunststoffgips – schwarz, mit ultramarinblauen Rändern –, durch den sein Daumen nach oben steht, in einem merkwürdigen Winkel.

»Ist es gebrochen?«, fragt sie.

»Es ist eine üble Verstauchung. Tut höllisch weh. Wie stehe ich denn damit in Miami da? Man wird mich doch für den letzten Volltrottel halten.«

»Ich finde, es sieht ganz cool aus«, sagt Bethany. »Du solltest dir noch ein passendes Gegenstück besorgen, für das andere Handgelenk.«

Simon geht nicht darauf ein.

»Edmund«, sagt er. »Dieses verfluchte Moos muss weg. Kümmere dich darum. Auf der Stelle.«

»Alles klar«, sagt Edmund. »Schon erledigt.«

»Haben wir Wodka im Haus? Ich leide Höllenqualen.«

9.

Bethany sieht zu, wie Edmund auf der Terrasse hinterm Haus in einem Eimer etwas anrührt. Er trägt Latexhandschuhe.

»Was ist das?«

»Moosvertilger. Eisensulfat. Ferrosulfat. FeSO_4 . Das Eisen verbrennt das Moos zu Tode, mehr oder weniger. Wirkt auch gegen sonstiges Unkraut. Zwei Tage nach der Anwendung ist es schwarz.« Als die Mixtur fertig angerührt ist, kippt er sie in eine Gießkanne. Dann geht er auf der Terrasse auf und ab und begießt das Moos mit Eisensulfat.

»Wie kommt's, dass du dich mit Gärtnern so gut auskennst?«, fragt Bethany. Er trägt wieder sein schwarzes T-Shirt mit dem Aufdruck »SEX«. »Ich war früher Gärtner. Ehe ich mich der Kunst zugewandt habe.«

»Ach so. Interessant. Ich war mal Schauspielerin. Gewissermaßen.«

Er beendet sein Werk und wendet sich ihr zu.

»Wart's ab, in zwei Tagen wird all das grüne Moos hier von dem Eisen ganz schwarz verbrannt sein. Dann kann man es mit einem Besen von der Terrasse kehren. Und Simon wird zufrieden sein.«

»In zwei Tagen sind wir in Miami.«

»Dann holen wir das nach, wenn wir wieder da sind.«
Edmund stellt seine Gießkanne ab.

»Hast du eigentlich einen Freund, Bethany?«

10.

Bethany hat ihre Reisetasche für Miami gepackt. Dort erwartet sie sehr warmes Wetter, anscheinend, mit möglichen Gewittern. Sie hat sich eine neue Sonnenbrille zugelegt – nicht eben billig, mit grünen Gläsern.

Bei ihrer Ankunft bei Haus Nummer 42 sieht sie, dass die Vitrinen aus dem Garten vollzählig vor die Garagen geräumt worden sind, wo sie, ringsum mit Planen verhüllt, zur Abholung durch das Team von ARTMOVEXPO bereitstehen. Auf einmal wirkt alles sehr real. Das Fantasiereich von Freezy Water existiert nicht mehr.

Als sie sich an ihren Laptop setzt, hört sie, wie Edmund lautstark in der Küche hantiert.

»Wie geht's dem armen alten Simon?«, ruft sie.

»Der arme alte Simon hütet das Bett. Er zerfließt in Selbstmitleid.« Bethany wendet sich um. Sie erblickt eine

großgewachsene Frau, ganz in Schwarz, mit exakt geschnittenem aschblondem Haar. Um die fünfzig. Sehr schön auf knochige, ausgehungerte Art, denkt Bethany. Bei näherem Hinsehen entdeckt sie, dass die Frau eine randlose Brille trägt, mit winzigen ovalen Gläsern. Sie hält einen dampfenden Becher in der linken Hand. »Hola.« Sie kommt auf sie zu und streckt ihr die magere rechte Hand entgegen. »Ich bin Morag de Camblandes. Du bist wohl die bezaubernde Bethany.« Sie geben sich die Hand. Morag hat einen stahlharten Händedruck, wie Bethany feststellt. So schmerzhaft, dass sie um ein Haar aufschreit.

»Du bist wieder da«, sagt Bethany.

»Ja, in der Tat. Nun will ich unserem armen Invaliden mal lieber seine stärkende Suppe bringen.«

Sie schreitet aus dem Zimmer und macht sich auf den Weg ins Obergeschoss.

II.

Bethany lässt sich ein weiteres Mal bestätigen, dass bei der morgigen Abholung durch ARTMOVEXPO alles nach Plan verlaufen wird. Der Typ, den sie am Telefon hat, ist Ausländer, aber sie vermag seinen Akzent nicht einzuordnen. Er versichert ihr in ruhigem Tonfall, dass die LKWs am morgigen Tag pünktlich zur Stelle sein werden. Bitte, Miss Mellmoth, wir verstehen unser Handwerk. Seine Stimme erinnert sie ein bisschen an Morag, jetzt, wo sie darüber nachdenkt. Teils amerikanisch, teils (unbestimmt) fremdländisch. Wo kommen diese Leute eigentlich her?

Durchs Fenster sieht sie einen großen schwarzen SUV, der vor dem Haus anhält und dort stehenbleibt, mit laufendem, nahezu geräuschlosem Motor.

Bethany klickt auf einen Link, der »Die 10 besten Bars in Miami« verheißt.

Von oben hört sie laute Stimmen. Einen Wortwechsel.

Dann kracht die Haustür zu, und sie sieht durchs Fenster, wie Morag in steifer Haltung an den verhüllten Vitrinen vorbeistolziert und hinten in den SUV einsteigt.

Sie fängt an, sich die Bars zu notieren, die einen Besuch wert sein könnten.

Sie blickt auf, als Simon India ins Zimmer kommt. »Hey, Simon. Na, wie geht's?«

»Bethany, wir müssten da etwas besprechen.«

12.

»Ich komme nicht mit«, sagt Bethany.

»Was soll das heißen?«, sagt Edmund. »Natürlich kommst du mit.«

»Nein, eben nicht. Morag fliegt mit euch rüber.«

»Aber ihr Beitrag war doch gleich null.«

»Simon sagt, sie hätte wichtige Kontakte in Miami. Sie hat für die Art Basel gearbeitet, was auch immer das sein soll.« Bethany denkt an Simons Gesicht zurück. Nicht direkt gepeinigt, eher eigentümlich verzogen, während er ihr zu erklären versuchte, warum er sein Versprechen ihr gegenüber nicht einhalten konnte; warum Morag für den Erfolg von Natureddon so entscheidend sein würde, so

unentbehrlich, so ausschlaggebend. Für dich gäbe es nichts zu tun, sagte er. Du würdest dich zu Tode langweilen.

Okay, sagte Bethany. Du bist der Chef.

Ich mache es wieder gut, Schätzchen, sagte er. Ich bin nicht dein Schätzchen, sagte Bethany.

Simon India streckte die Hand aus, wie um sie an der Schulter zu tätscheln, ehe er sich eines Besseren besann. Er verließ wortlos das Haus und stieg in den SUV.

13.

Edmund ist sehr verständnisvoll. Nachdem sie ihrem Zorn und ihrer Wut auf Simon India und Morag de Camblanes Luft gemacht hat, lässt er sie zunächst ein Weilchen still vor sich hin weinen.

»Kann ich irgendwas tun?«, fragt er auf seine nette, freundliche Art.

»Ich hätte gern einen Wodka Tonic. Einen schön großen, bitte.«

»Wir haben keinen Wodka mehr. Hat Simon getrunken.«

»Okay. Dann fahr ich einfach nach Hause.« Sie macht sich daran, ihren Laptop einzupacken.

»Nein, geh nicht«, sagt Edmund. »Ich laufe schnell los und besorge uns eine Flasche Wodka. Wir können zusammen feiern.«

Edmund macht sich auf den Weg, und Bethany geht raus auf die Terrasse, um sich eine Trostzigarette zu genehmigen. Simon India, dieser Dreckstyp. Morag, diese Dreckstussi.

Was für eine Macht hat sie über ihn? Er hätte sich von ihr nicht so überfahren lassen sollen – Geld spiele keine Rolle, hat er doch gesagt ... Ihr Blick schweift über den Garten, der jetzt mit Kratern übersät ist wie ein Schlachtfeld, nachdem alle Gerätschaften herausgeschnitten worden sind. Die fliegen alle nach Miami, denkt sie, ganz egoistisch, und ich nicht. Und dann fällt ihr Edmunds Gießkanne ins Auge. Und ein boshafter Gedanke keimt in ihr auf. Sie wirft einen Blick in die Kanne – es ist noch Eisensulfat-Lösung übrig, etwa zwei Fingerbreit.

Draußen vorm Haus hebt sie die Ecke der Plane an, mit der das rote Auto in seiner Riesenvitrine abgedeckt ist. Sie geht um das Behältnis herum, bis sie den Verschluss des Tanks gefunden hat, von dem aus Wasser in die Kokosmatte unter dem sprießenden Unkraut geträufelt wird. Hydroponik, hat Edmund ihr erklärt, ist eine Form der Pflanzenhaltung in Wasser, ohne Erde. Was allerdings nicht funktioniert, wenn das Wasser vergiftet ist ...

Sie schraubt den Verschluss des Bewässerungstanks auf und kippt FeSO_4 hinzu. Als der Tank randvoll ist, verschließt sie ihn sorgfältig und klappt die Plane wieder herunter. Sie bringt die Gießkanne auf die Terrasse zurück und geht ins Haus, um auf Edmund zu warten. Zwei Tage, hat er gesagt, dann verbrennt das Eisen die Vegetation. Die Pflanzen verfärben sich schwarz und sterben ab. Beim Gedanken an ihre Tat erfüllt sie eine wohlige Genugtuung, in die sich zugleich Schuldgefühle mischen. Wir werden ja sehen, wer der wirkliche Sieger ist, überlegt sie, wenn sie in der Galerie in Miami das rote Auto enthüllen, die Hauptattraktion der Schau.

Sie tritt ans Fenster – da kommt Edmund schon die Straße herauf, mit einer Plastiktüte in der Hand. Er entdeckt Bethany und hält die Tüte in die Höhe, schwer gefüllt mit der Wodkaflasche. Zeit zum Feiern, denkt sie – Bethanygeddon.

DORIS LESSING

Zur Verteidigung der Underground

In einem kleinen Tabakwaren- und Süßigkeitenladen vor der U-Bahn, der Underground, unterhält sich der Inder hinter dem Ladentisch lautstark mit einem jungen Mann. Beide sind so wütend, dass Kunden, die den Laden eigentlich betreten wollten, es sich anders überlegen.

»Sie haben mein Auto ruiniert, sind mit ihrem Wagen an ihm entlanggekratzt, bis der Lack völlig hinüber war. Ich hab es gesehen, weil ich zufällig am Fenster stand. Halb totgelacht haben sie sich dabei, haben gewendet und die andere Seite demoliert. Anschließend sind sie davon wie der Teufel, haben mich am Fenster stehen sehen und gelacht.«

»Man muss die Sache selbst in die Hand nehmen«, sagt der Inder. »Letzten Monat haben sie sich den Laden meines Bruders vorgenommen, haben brennendes Papier in den Briefkasten gesteckt. Ein Glück, dass nicht der ganze Laden abgebrannt ist. Die Polizei hat nichts unternommen. Mein Bruder hat angerufen und ist aufs Revier. Zwecklos. Also haben wir herausgebracht, wo sie wohnen, sind hin und haben ihren Wagen zertrümmert.«

»Ja«, sagt der andere Mann; er ist weiß. »Die Polizei will davon nichts wissen. Ich hab ihnen erzählt, dass ich alles beobachtet habe. Sie waren betrunken, hab ich gesagt. Und was erwarten Sie von uns?, hat der Polizist gefragt.«

»Ich sag Ihnen, was Sie tun können«, sagt der Inder. Die ganze Zeit über stehe ich unbeachtet daneben. Die beiden sind viel zu wütend, um darauf zu achten, ob ihnen jemand zuhört und sie womöglich der Polizei melden könnte. Dann sagt der junge weiße Mann, womöglich ein Bauarbeiter oder Lastwagenfahrer: »Und Sie meinen, ich soll's genauso machen?«

»Nehmen Sie sich ihren Wagen mit einem großen Hammer oder einem Brecheisen vor, wenn Sie wissen, wo sie wohnen.«

»Ich hab da so eine Vorstellung.«

»Na also.«

»Sie haben recht. Also gut.« Er verlässt den Laden und kommt gleich wieder zurück, wegen der Zigaretten, die er hatte kaufen wollen, in seinem Zorn aber vergessen hat.

Der Inder bedient mich, automatisch. Während seine Hände arbeiten, ist er mit den Gedanken woanders.

Als ich gehe, sagt er »cheers« und dann, als ob er das andere Gespräch fortsetzen wollte: »Na also.«

In unserer Gegend verrammeln nicht nur die Inder nachts ihre Läden mit Gittern so engmaschig wie ein Kettenhemd. Jetzt stehe ich auf dem Gehsteig in einem Garten. Die Frau vom Blumenladen hat ihre Pflanzen wie immer in ordentlichen Reihen aufgestellt, hoffnungsvolle, sprießende Pflanzen, und es ist an der Zeit, sie auszubringen, mit anderen Worten, es ist später Frühling. Eine Lilie, die einen guten Monat zu früh blüht, verströmt einen Duft, der intensiver ist als der Gestank der Autos, die sich den ganzen Tag und die halbe Nacht durch diese Hauptverkehrsstraße Richtung Norden wälzen. Es ist eine hässliche Straße, die

man tunlichst meiden sollte, wenn man mit dem Auto unterwegs ist, denn für ein paar Hundert Meter kann man hier eine halbe Stunde brauchen.

Vor nicht allzu langer Zeit markierte die Stelle, an der ich jetzt stehe, die Grenze Londons. Eine alte Frau hat es mir erzählt, die früher jeden Sonntag hergefahren ist, von Marble Arch mit dem Bus für einen Penny. Das heißt, »wenn ich einen Penny erübrigen konnte. Ich hab ihn mir vom Essen abgespart und mich die ganze Woche schon drauf gefreut. Dahinten waren überall Felder und kleine Bäche, und wir haben unsere Schuhe und Socken ausgezogen und die Füße ins Wasser gesteckt und den Kühen zugeschaut. Und die Kühe haben uns zugeschaut. Und Vögel, es gab eine Unmenge Vögel.« Das war vor dem Ersten Weltkrieg, in einer Zeit, die in vielen Büchern als Goldenes Zeitalter beschrieben wird. An etlichen Kiosken vor den Eingängen zur Underground kann man noch Postkarten mit Fotos von dieser Straße von vor rund hundert Jahren finden. Es war immer eine ärmliche Straße, und sie ist es auch heute noch, in diesen Zeiten des Wohlstands und des Friedens. Trotzdem, zu viel hat sich nicht verändert, nur sind die Schaufenster auffälliger dekoriert und voll bunter, billiger Kleidung, und es gibt eine Tankstelle. Auf den Postkarten sieht man bescheidene, respektable Gebäude und fast in jedem Haus im Erdgeschoss ein Geschäft von der Art, wie es sie schon längst nicht mehr gibt, Geschäfte, in denen die Kunden persönlich bedient wurden. Vor den Geschäften – hinter den Ladentheken hervorgebeten, um den Mittelpunkt der Fotos zu bilden – stehen Männer mit Bowler-Hüten oder Arbeitsschürzen; handelt es sich um eine

Frau, trägt sie eine Art Hut, die hartnäckig auf Respektabilität besteht, denn das ist eine für die Armen unverzichtbare Eigenschaft. Und nur ein paar Hundert Meter weiter nordwestlich ließ meine Freundin sonntags die Beine in den Bach baumeln, während sich die Kühe um sie scharten. »Das Wasser war kalt, und es hat einem zuerst schier den Atem verschlagen, aber man gewöhnte sich schnell daran. Es war der schönste Tag der Woche.« Noch etwas weiter nördlich stand eine Mühle. Eine andere, etwas jüngere Frau hat mir erzählt, dass sie sich noch daran erinnert. »Mill Lane – die Straße heißt so wegen der Mühle. Aber dann hat man sie abgerissen.« An ihrer Stelle steht jetzt ein Gebäude, das kein Mensch beachten würde, wüsste man nicht, dass sich früher dort die Mühle befand. Wenn es sie noch gäbe, wären wir stolz auf sie und würden Eintritt zahlen, um hineinzugehen und einen Blick in die Vergangenheit zu werfen.

Ich betrete den U-Bahnhof, kaufe eine Fahrkarte an einem Automaten, der in der Regel funktioniert, und steige die lange Treppe hinauf. Hier gab es einmal schöne Toiletten. Heute sind sie geschlossen, denn kaum hat man sie in Ordnung gebracht, sind sie auch schon wieder verwüstet. Es gibt einen freundlichen, geheizten Wartesaal, aber oft ist ein Fenster eingeschlagen, und immer sind die Wände voll Graffiti. Was wollen die jungen Leute – denn in der Regel sind es junge Menschen, überwiegend Männer – zum Ausdruck bringen, wenn sie zerstören, was sie nur können? Sie sind nicht gewalttätig, weil es ihnen an etwas mangelt. Es ist noch gar nicht lange her, dass ich einer berühmten Universität im Norden Englands einen Besuch abgestattet habe.

Auf jeden freien Studienplatz kommen dort zwanzig Bewerber, und neunundneunzig Prozent der Studienabgänger finden innerhalb eines Jahres nach ihrem Abschluss eine Anstellung. Diese jungen Leute sind privilegiert, und sie führen ein aktives, abwechslungsreiches soziales Leben, für das ihre Lehrer sie bewundern, wenn nicht gar beneiden. Doch auch sie demolieren, was nicht niet- und nagelfest ist, und zwar nicht allein aus jugendlicher Flegelhaftigkeit, sondern es scheint sich dabei um ein Bedürfnis nach systematischer Zerstörung zu handeln. Was ist das für ein Bedürfnis? Was wissen wir darüber?

An dieser Haltestelle wartet man auf die Züge auf einem Bahnsteig hoch über den Dächern der Häuser, auf gleicher Höhe mit den Baumwipfeln. Man fühlt sich in den Himmel hochgestreckt. Sonne, Wind und Regen treffen einen erfrischend unmittelbar.

Ich fahre gern mit der Underground, und das sage ich nicht ohne Trotz. Überall höre und lese ich, dass die Menschen sie hassen. Der Autor eines Buches, das ich gerade lese, schreibt, dass er nur selten mit ihr fährt, und wenn es doch einmal für ein paar Haltestellen sein muss, dann findet er es ekelhaft. Ein starkes Wort. Muss jemand um die Mittagszeit fahren, dann lässt sich eine solche Aussage verstehen, aber auch Leute, die nie zu den Hauptverkehrszeiten unterwegs sind, beklagen, wie schrecklich die U-Bahn ist. Ich fahre immer mit der Jubilee Line. Es dauert höchstens fünfzehn Minuten, und man ist im Zentrum. Die Wagen sind hell und neu – nun ja, fast. Es gibt sehr gute Anzeigetafeln: Nächster Zug nach Charing Cross in fünf Minuten, drei Minuten, einer Minute. Auf den Bahnsteigen

liegt nicht mehr Abfall als auf den Straßen, häufig sogar weniger oder gar keiner. »Ja, aber das hätten Sie früher mal sehen sollen. Da sah es hier anders aus.«

Ich kenne eine alte Frau – »Lady« wäre sicher der bessere Ausdruck –, die behauptet: »Leute wie Sie ...«, und damit meint sie Fremde, Ausländer, obwohl ich vierzig Jahre hier gelebt habe, »... haben keine Ahnung, wie London früher war. Für eine halbe Krone konnte man mit dem Taxi quer durch die ganze Stadt fahren.« (Zur Zeit Elisabeths I. kostete ein Schaf ein paar Pence, und unter den Römern konnte man zweifellos mit einer Silbermünze eine Villa kaufen – Währungen verlieren nie ihren Wert, wenn Nostalgie am Werk ist.) »Und alles war ordentlich und sauber. Die Leute waren höflich, die Busse immer pünktlich und die U-Bahn war billig.«

Diese Frau hat zur Londoner *jeunesse dorée* gehört, die zwanziger Jahre waren die Zeit ihrer Jugend. Wenn sie davon erzählt, spiegeln sich in ihrer Miene zärtliche Erinnerungen, aber auch Einsamkeit; und sie erwartet erst gar nicht, mich oder irgendjemand anders überzeugen zu können. Was hat es schon für eine Bedeutung, auf dieser paradisischen Insel gelebt zu haben, wenn einem keiner glaubt? Wenn sie ihr Loblied auf die Vergangenheit singt, sieht man Scharen hübscher Mädchen mit pastellfarbenen Lippen und rot geschminkten Wangen vor sich, sie tragen Charlestonkleider mit geblühten Säumen und onduliertes Haar, sie schwirren von Party zu Party und fahren mit unterwürfigen Taxis, deren Chauffeure nur zu gern einen Penny Trinkgeld annehmen. Es ist höchst unwahrscheinlich, dass diese Frauen nördlich bis nach West Hampstead

oder Kilburn gekommen sind. Ich glaube, damals war Hampstead noch nicht in Mode, obwohl in den Erzählungen von D.H. Lawrence dort Künstler und Schriftsteller lebten. Was an den Reminiszenzen an jene Zeiten auffällt, ist nicht nur, dass es verschiedene Londons gab für die Armen und die Mittelschicht, von den Reichen ganz zu schweigen, sondern vor allem, dass diejenigen, die mit ihren Erinnerungen hausieren gehen, sich dessen nicht bewusst zu sein scheinen. »Seinerzeit, als ich ein kleines Mädchen war, hab ich immer die Treppen gescheuert, auch wenn es schneite, barfuß, und meine Füße waren blau vor Kälte. Beim Bäcker habe ich immer das Brot vom Vortag geholt, weil es billiger war, und meine arme kleine Mutter hat an sechs Tagen die Woche sechzehn Stunden gearbeitet. Oh, das waren schlimme, grausame Zeiten.« – »Seinerzeit waren wir stolz darauf, in London zu leben. Jetzt ist es schrecklich, alles ist voll von schrecklichen Leuten.«

In meinem Teil des Waggons sitzen drei Weiße, der Rest ist braun oder schwarz. Oder, nach einer anderen Einteilung, fünf Frauen und sechs Männer. Vier junge Leute und sieben Personen, die entweder mittleren Alters oder wirklich alt sind. Zwei japanische Mädchen sitzen da und lächeln vor sich hin, so schillernd und selbstzufrieden wie junge Katzen. Ob diejenigen, die dem alten London nachweinen, den Japanern Beifall zollen, die nie, wirklich nie schmutzig oder unachtsam scheinen? Wahrscheinlich nicht. In jenem anderen London gab es keine Ausländer, nur, wie Shaw sagt, rosagraue Engländer, man war ganz *chez nous*, das Empire war noch nicht zusammengebrochen, die fremde Welt hatte noch nicht Einzug gehalten, und obwohl

es in jeder Familie mindestens einen Verwandten gab, der in den Kolonien oder Protektoraten ein Amt ausübte oder Soldat war, so handelte es sich doch um Ausland, es war dort, nicht hier, die Kolonien hatten ihre Herren noch nicht heimgesucht.

Die japanischen Mädchen befinden sich in einer unsichtbaren Blase, sie blicken aus einer behüteten Welt heraus. Als ich in Japan war, lernte ich viele junge Japanerinnen kennen, denen daran gelegen war, »süß« zu sein. Sie kicherten und machten »oh« und »ah«, während sie hin und her hüpfen und vor Vergnügen oder Entsetzen leise quietschten. War man dann mit einer von ihnen allein, erwies sie sich stets als starke junge Frau mit einer sehr realistischen Ansicht vom Leben. Nicht, dass ich mich oft ungestört mit einer unterhalten konnte, denn immer war irgendjemand zur Stelle, der sie gleich wieder in die Sicherheit der Gruppe zurückholte.

Ein junger Schwarzer sitzt verträumt da, in seinen Ohren stecken die Kopfhörer eines Walkmans, seine Füße wippen sanft zu einem unhörbaren Rhythmus. Er ist teurer gekleidet, mehr herausgeputzt als sonst jemand in diesem Waggon. Neben ihm sitzt eine Inderin mit einem ungefähr zehnjährigen Mädchen. Die beiden tragen Saris, die ein Stückchen Taille so braun wie Sahnebonbons frei lassen, darüber Strickjacken. Saris wie Schmetterlinge und alltägliche Strickjacken, die lapidar feststellen: Wenn du also im Norden leben willst, so ist das die Strafe dafür. Niemals sind Kleidungsstücke eine traurigere Verbindung eingegangen als Saris und Strickjacken. Frau und Kind sprechen leise miteinander, auf eine Art, die das kleine Mädchen ebenfalls

als Frau erscheinen lässt. Die beiden und der Schwarze steigen in der Finchley Road aus. Dafür steigen vier Amerikaner ein, zwei Jungen und zwei Mädchen in Turnschuh-Uniform, T-Shirts und Jeans. Sie reden laut miteinander und nehmen niemanden außer sich selbst wahr. Zwei haben es sich links und rechts, zwei gegenüber einer großen alten Frau, vermutlich einer Schottin, bequem gemacht, deren Füße in blank polierten Schuhen nebeneinanderstehen, die zierliche knochige Hand auf dem Griff einer Einkaufstasche auf Rädern. Sie blickt vor sich hin, als existierten die lärmenden Jugendlichen nicht, vielleicht erinnert sie sich ... an welches London? Den Krieg? (Den Zweiten Weltkrieg diesmal.) Mit Sicherheit nicht an ein armes London. Sie ist elegant gekleidet, mit Tweedkostüm und Seidenbluse, und auf ihren Fingern stecken wertvolle Ringe. Sie und die vier Amerikaner steigen in St. John's Wood aus, die Jugendlichen auf dem Weg zur amerikanischen Schule, und sie lebt dort wahrscheinlich. In St. John's Wood, das wissen wir von Galsworthy, versteckten reiche oder zumindest respektable Männer ihre Geliebten in diskreten, hübschen Villen. Diese Villen können sich heute nur noch Reiche leisten, oft sind es Araber.

Während die Leute in den Wagen kommen, fällt mir ein, dass ich erst kürzlich einen französischen Freund in einem Hotel in St. John's Wood besucht habe. Als ich an der Rezeption auf ihn wartete, kamen drei Araber in weißen Roben aus dem rückwärtigen Teil des Hotels und gingen zum Aufzug. In Schulterhöhe trugen sie ein Tablett mit Bergen von Reis, und obenauf lag ein ganzes gebratenes Schaf. Der Duft von Gewürzen und gebratenem Fleisch schwebte

durch die Lobby. Auf meinen fragenden Blick hin sagte die Frau an der Rezeption: »Oh, das ist für Scheich Soundso, er feiert jeden Abend ein Fest«, und fuhr fort, mit einem Freund zu telefonieren: »Ach, das sagst du nur so. Ich weiß alles über Männer, du kannst mir nichts erzählen.« Soweit es sie betraf, war sie die Erste, die das je gesagt hatte. Sie spielte mit dem Haar über ihrem linken Ohr, und an ihrer schön geformten weißen Hand trug sie einen riesigen synthetischen Bernstein von der Größe eines Hühnereis. Auch ihr glänzendes Haar war bernsteinfarben, frisiert im Stil der zwanziger Jahre. Vier weitere Araber wallten vorüber, ihre langen braunen Finger spielten mit Gebetsperlen; sie wirkten wie Nonnen, die mit dem Rosenkranz in der Hand die Welt zurückweisen: »Gegrüßet seist du, Maria ...« Sie nickten und lächelten und sprachen über weltliche Dinge, aber ihre Finger hielten an der Rechtschaffenheit fest. Als erneut vier Scheichs durch die Drehtür kamen, entschwebten sie mit dem Aufzug – vermutlich waren sie unterwegs zu dem Fest.

Nicht weit, in der Abbey Road, befinden sich die Studios, in denen die Beatles etliche ihrer Platten aufgenommen haben. Am Fußgängerüberweg, den die vier weltberühmt machten, stehen stets Unmengen von Touristen aller Altersklassen und Rassen, und während ihre Finger auf den Auslöser der Kamera drücken, strahlen sie vor Glück. Überall auf der Welt, in Tausenden von Fotoalben stecken heiß geliebte Aufnahmen dieses schmuddeligen Orts.

Dieser Teil Londons ist nicht wirklich alt. Als in den Villen noch Geliebte und Kurtisanen lebten, war es ein ziemlich junger Vorort. Auf dem ganzen Weg aus Nord-

westen ins Stadtzentrum durchquert man relativ junge Stadtviertel und kommt dann in das London, das seit vorrömischer Zeit zu immer neuen Höhen aufstieg, um anschließend wieder zu zerfallen. Vor Kurzem aß ich in dem Haus zu Mittag, das früher einmal Gladstone gehört hat und das heute einen Presseclub beherbergt. Die meisten von uns können sich kaum vorstellen, dass dort tatsächlich einmal eine Familie gelebt hat, da alles für öffentliche Begegnungen wie geschaffen zu sein scheint, aber es ist auch niemandem möglich, auf der Carlton House Terrace zu stehen und zu denken: Hier gab es vor nicht allzu langer Zeit einen Wald, Bäche und grasende Tiere. Nein, die Natur befindet sich eine grandiose Treppenflucht weiter unten, jenseits der Mall im St. James's Park, wo sie wohl versorgt wird. Die Gewichtigkeit von Gebäuden, Bürgersteigen und Straßen verbietet Gedanken, wie sie einem in St. John's Wood noch ganz automatisch kommen: Hier muss einmal ein Wald gewesen sein, und wer oder was war eigentlich St. John? Höchstwahrscheinlich eine Kirche. Es fällt leicht, in den vielen Bäumen die Reste jenes Waldes zu sehen: So unwahrscheinlich es ist, es ist nicht unmöglich.

Heute bin ich froh, dass ich hier nicht aussteige. Die Rolltreppe ist häufig außer Betrieb. Erst vor einem Monat wurde den Fahrgästen in flotter weißer Kreideschrift auf einer schwarzen Tafel mitgeteilt: »Sie fragen sich wahrscheinlich, warum die Rolltreppen so häufig außer Betrieb sind. Wir können es Ihnen sagen. Weil sie alt sind und oft kaputtgehen. Tut uns leid. Wir wünschen Ihnen noch einen schönen Tag.« Diese Nachricht, abgefasst mit dem typischen Londoner Humor, sardonisch und ein bisschen

brutal, genügte, um mich aufzuheitern und auf den langen Aufstieg vorzubereiten.

Drei Jugendliche stürmen herein. Halbstarke. Flegel. Hooligans. Ungefähr sechzehn Jahre alt, mit anderen Worten ungestüme männliche Heranwachsende mit einem lauten, heiseren, unglücklichen, schmetternden Lachen und einem wütenden Geschlechtstrieb. Zwei Weiße und ein Schwarzer. Ihr Geschrei und ihr Gepolter ziehen die Aufmerksamkeit aller auf sich – darum geht es schließlich auch. Ein Weißer und der Schwarze rempeln ständig den Dritten an, der sich mit gespielter Resignation damit abfindet und lächelt wie ein weltkluger christlicher Märtyrer: wahrscheinlich die Pose eines Fernseh- oder Filmhelden. Es ist unmöglich zu verstehen, was sie sagen, sie reden ein Kauderwelsch, als würden sie unter Sprachfehlern leiden; wahrscheinlich ist es Absicht, denn wer will schon mit sechzehn von Erwachsenen verstanden werden? Ihre Aggressivität ist lediglich grober Unfug, auch wenn sie ständig in wirkliche Gewalttätigkeit umzuschlagen droht. In der Baker Street drängen die zwei Peiniger den Dritten hinaus und versuchen, ihn daran zu hindern, wieder einzusteigen. Das ist nicht leicht zu bewerkstelligen, denn die Baker Street ist einer der Verkehrsknotenpunkte Großlondons, und so halten die Züge eine ganze Weile. Die drei werden der Rauferei überdrüssig, steigen wieder ein und bleiben in der Nähe der Tür, wo sie durch ihr bloßes Herumstehen andere am Einsteigen hindern. Entschuldigung, Entschuldigung, sagen die Fahrgäste, denen die drei stämmigen Jugendlichen gegenüberstehen, ohne Widerstand zu leisten oder gar handgreiflich zu werden, sie nehmen nur

ungeheuer viel Platz ein, und das wissen sie auch, sie wissen, dass sie ein verdammtes Ärgernis darstellen, aber sie behalten ihre unschuldigen Mienen bei, denen Gemurmel und wütende Blicke nichts anhaben können. Als sich die Türen zu schließen beginnen, schubsen die zwei Aggressoren ihr Opfer hinaus, machen alle möglichen anzüglichen Gesten und rufen ihm stumme Beleidigungen zu. Der Kerl auf dem Bahnsteig schreit ihnen seinerseits Beleidigungen nach, deutet dann jedoch in die Fahrtrichtung des Zugs, vermutlich ein Hinweis auf das vorher abgesprochene Ziel. Er läuft halb schlendernd, halb tanzend auf dem Bahnsteig neben dem Zug her und schickt uns eine obszöne Geste nach. Die beiden scheinen ihn zu vermissen, sitzen gelangweilt herum, sammeln Energie für den nächsten Ausbruch, der sich in der Bond Street ereignet, wo sie in gefährlichen Kängurusprüngen hinaushüpfen und Obszönitäten grölen. An wen gerichtet? Ist das wichtig? Mittlerweile sind Leute im Abteil, die nicht die ganze Abfolge der Ereignisse miterlebt haben und wahrscheinlich denken: Gott sei Dank, dass ich nie wieder so jung sein muss! Oder etwa nicht? Ist es möglich, dass Leute, wenn sie seufzen, ach, wäre ich doch noch einmal jung, bedauern, was wir gerade gesehen haben, sich aber an ihre eigene Jugend als eine innere Landschaft grenzenloser Möglichkeiten erinnern?

In der Bond Street steigen eine Menge Leute aus, und der Zug steht lang genug, um in Ruhe das Gedicht lesen zu können, das die Wächter des Untergrunds zwischen zwei Reklametafeln gehängt haben.

Der Adler

Er fasst die Klippen mit krummer Hand,
nahe der Sonne, im einsamen Land,
die Welt, der er trotz, ein azurner Rand.

Unter ihm krault das runzlige Meer,
er beobachtet es von der Felswand her
und stößt hinab wie Donner und Speer.

Alfred Lord Tennyson

Eine Schar dänischer Schulkinder steigt ein, vielleicht machen sie einen Tagesausflug. Sie wissen sich zu benehmen und werden von einem lächelnden Mädchen betreut, das kaum älter wirkt als sie selbst. Wohlgeordnet steigen sie in Green Park wieder aus, und erneut füllt sich der Wagen. Mit Touristen. Sind sie es, die die Leute meinen, wenn sie sich darüber beschweren, dass die Underground so chaotisch ist? Ist da letztlich wieder die Fremdenfeindlichkeit der Briten im Spiel? Beziehungsweise der älteren Generation von Briten? Ist es genau das, was ich an London so liebe – seine Mannigfaltigkeit, die Menschen aus allen Ecken der Welt, seine Wandelbarkeit, denn manchmal kann einem die Stadt das Gefühl vermitteln, man schaute Wolkenschatten nach, die über eine Ebene jagen –, ist es das, was sie so hassen?

Aber für Leute, die sich so bedroht fühlen, halten sich die Londoner eigentlich ganz tapfer. Vor nicht allzu langer Zeit konnte ich folgenden Vorfall beobachten. Er trug sich

in einem großen Londoner Krankenhaus zu, in der geriatrischen Abteilung. (»Ich bin grad unterwegs zu den Geriatrischen«, mag man eine blutjunge Schwester zu einer anderen sagen hören, und ihr Finger zielt auf den Aufzugknopf.) Einer alten, schlohweißen Frau, die nach einem Sturz eingeliefert worden war, wurde eine Bettpfanne angeboten. Die Frau war alt, ja uralt, und wäre deshalb von Rechts wegen eine Bewohnerin des versunkenen Gartens Eden gewesen, in dem sich ausschließlich rosa-graue Menschen aufhalten, aber sie entstammte der Arbeiterklasse und war eine alte Jungfer. (Ab und zu begegnet man noch Frauen, wie sie in angestaubten Dokumenten beschrieben werden, Ehestand: Jungfer.) Schlimm genug, dass einer solchen Frau an einem öffentlichen Ort eine Bettpfanne angeboten wurde, noch bevor die Vorhänge um ihr Bett zugezogen waren. Aber dass sich auch noch ein Mann, eine männliche Schwester, um sie kümmern musste, war etwas, was sie nie für möglich gehalten hätte. Am schlimmsten jedoch war, dass er schwarz war, ein junger, gelassener schwarzer Mann in Schwesternkleidung. (»Nein, ich bin kein Arzt, ich bin Schwester – ja, ganz richtig, eine Schwester.«) Er schlug die Bettdecke zurück, half der alten Frau auf die Bettpfanne, schob ihr freundlich das Nachthemd über die alten Oberschenkel und zog die Vorhänge zu. »Bin gleich wieder da, meine Beste.« Und ließ sie allein. Hinter dem Vorhang vollzog sich ein Drama, das sich Leute, die ein polyglottes, weitläufiges gewohnt sind, gleichgültig, ob sie sich damit nun wohlfühlen oder nicht, kaum vorstellen können. Als der junge Mann zurückkehrte, den Vorhang aufzog, fragte, ob alles in Ordnung sei und ob er ihr vielleicht ein wenig

beim Säubern helfen solle, und dann die Bettpfanne entfernte, schimmerte in ihren Augen würdevolle Selbstbehauptung. Sie hatte sich in das Unmögliche gefunden. »Schon gut, mein Lieber, alles in Ordnung. Das kann ich immer noch allein.«

In einer Schule im Süden Londons, an der ein Freund von mir Direktor ist, werden fünfundzwanzig Sprachen gesprochen.

Im Augenblick fahren wir unter dem alten London durch, wiewohl es nicht der älteste Teil ist, der liegt ein paar Meilen weiter östlich. Jenseits dicker Erdschichten, die von Röhren, Kabeln, Leitungsdrähten und Abwasserkanälen, dem Schutt ehemaliger Gebäude und Städte durchzogen werden wie Gartenerde von Würmern und Wurzeln, liegen St. James's Park, Downing Street, Whitehall. Wenn man immer nur durch diese unterirdischen Galerien führe und nie ans Tageslicht käme, könnte man leicht glauben, das Leben, die Welt habe nichts mehr zu bieten. Es gibt eine Science-Fiction-Geschichte über einen Planeten, für den Sonnen und Monde nur alle paar Jahre aufgehen, und die Bewohner warten auf das Wunder, die Offenbarung ihrer Welt im Universum. Natürlich haben sich die Priester längst dieses Wunders bemächtigt, und sie behaupten, der Glanz der Sterne bezeuge ihr Recht zu regieren. Und auch bei uns gibt es bereits Städte, wo das Leben unter der Erde dasjenige darüber widerspiegelt, zum Beispiel Houston in Texas. Man geht durch eine unauffällige Tür, wie in einem Traum, und befindet sich in einer riesigen unterirdischen Stadt mit Geschäften, Restaurants und Büros. Eigentlich brauchte man nie wieder zurück an die Oberfläche. Es gibt

Menschen, die Kellerwohnungen bevorzugen, ständig die Vorhänge geschlossen halten und das Licht einschalten, sich selbst einen Untergrund schaffen, denen das Leben auf der Erdoberfläche so gefährlich erscheint wie jemandem, der lange im Krankenhaus oder im Gefängnis gewesen ist. Sie weisen sich selbst in eine Anstalt ein, erschaffen sich einen Ort, an dem sie alles unter Kontrolle haben, einen ruhigen, kritischen Blicken entzogenen Ort ohne die Launen des Wetters und den Wechsel von Tag und Nacht. Bis die Maschinerie versagt: eine undichte Gasleitung, ein defektes Telefon.

In den Fünfzigern kannte ich einen Mann, der seine Tage damit verbrachte, wieder und wieder um den inneren Ring der Stadt zu fahren. Für ihn war das wie eine Arbeit, eine Disziplin. Von neun bis sechs. Er behauptete, sie würden ihn dort nicht aufspüren können. Dann erlitt er einen Nervenzusammenbruch. Brachen die Leute damals aus fantasievolleren Gründen zusammen als heute? Manchmal scheint mir, dass dem Wahnsinn heutzutage das Flair fehlt. Allerdings: Vor ein paar Tagen näherte sich uns im Heath-Park ein Sachse, das heißt ein junger Mann, der aussehen wollte wie möglicherweise einstmals die Sachsen. Er trug ein braunes Wollhemd, darüber ein Wams aus dickem, braunem Papier mit einem Gürtel. Gummibänder machten aus normalen Hosen oberhalb der Waden Kniebundhosen. Ein um den Kopf geschlungener brauner Schal bildete eine Mönchskapuze. In der Hand hielt er einen Plastikspeer. »Sprecht an, freundlicher Herr«, sagte mein Begleiter. »Wo hin des Wegs?« Der junge Sachse blieb stehen, lächelte uns hochofrenut an, während seine Begleiterin, eine besorgte

junge Frau, den Blick geradeaus gerichtet hielt. »Hinaus. In die Ferne.«

»Wie heißt du? Beowulf? Olaf der Rote? Erich der Kühne?«

»Erich der Schwarze.«

»Es ist aber nicht dein *richtiger* Name«, sagte seine Aufseherin in dem Streben, ihn auf den Boden der Tatsachen zurückzuholen.

»Doch, das ist er«, hörten wir noch, während wir weiter durch den unvergesslichen Herbst 1990 wanderten. »Ich heiße doch Erich, oder? Also *bin* ich Erich.«

Charing Cross. Alles steigt aus. An den Drehkreuzen nach draußen kommt ein Mädchen von unten hinter uns hergelaufen und piept wie ein Wecker. Sie zieht unser aller Aufmerksamkeit auf sich, und tatsächlich ist jetzt ein beständiger Piepton zu hören. Alles glaubt an einen Feueralarm. Heutzutage gibt es so viel elektronisches Gepiepe, Geziepe, Gepfeife, Getriller und Gesumme, dass wir es meist schon gar nicht mehr hören. Das Mädchen ist ein übermütiges Geschöpf, blonde Locken fliegen um ein gerötetes Gesicht. Sie lacht wie verrückt und führt eine Schar junger Dinger an, die zu abendlichen Abenteuern ins West End einfallen; alle scheinen bereits außer sich vor Vergnügen, bewegen sich in einer anderen Dimension von Geschwindigkeit und Unbeschwertheit, wie Funken, die erstrahlen und wieder verglühen. Das Mädchen und zwei ihrer Freundinnen fliehen den Tunnel entlang der Oberwelt zu, aber drei andere überholen sie mit Triumphgeschrei, und ihre Jugend stellt eine solche Herausforderung an uns dar, dass der Kontrolleur beschließt, sie zu ignorieren, denn

einzuschreiten wäre so frevelhaft, wie Schmetterlinge zu erschlagen.

Ich will zum Trafalgar Square hinauf und nehme einen Gang, in dem sich ständig etliche Jugendliche zusammendrängen und über Dinge beugen, die auf Schachteln und Tüchern ausgebreitet daliegen. Ringe, Ohringe, Armbänder, Broschen, aller mögliche Tand aus Messing und Glas, weißem Metall und billigem Silber, wertlose Sachen voller Versprechen und Verheißungen.

Schließlich stehe ich auf dem Trafalgar Square. Vor mir, jenseits des großen grauen Platzes mit dem niedrigen Brunnen, befindet sich die National Gallery und, nicht weit davon entfernt, die National Portrait Gallery. Der Himmel ist von einem funkelnden Hellblau, zerbrechliche Wolken werden von Winden gejagt, die weit über unserer Lebenswelt blasen, denn hier unten ist es windstill. Genüsslich werde ich mir die Zeit in dem einen oder anderen Museum oder in beiden vertreiben, erst im letzten Moment muss ich mich entscheiden, ob ich nach links zur National Gallery oder die fünfzig Schritte weiter gehen will, um in die Gesichter unserer Geschichte zu blicken. Als ich später wieder ins Freie trete, hat der Himmel eine intensive, spätnachmittägliche Färbung angenommen, es ist Zeit, ins Café zu gehen, Freunde zu treffen und dann ... in etwa einer Stunde wird sich der Vorhang in einem Theater oder in der Oper heben. Noch immer, nach so vielen Jahrzehnten, gibt es für mich keinen Augenblick, der dem vergleichbar wäre, in dem sich ein Vorhang hebt und die Lichter erlöschen ... Oder ich fahre nach einem kleinen Bummel einfach nach Hause zurück, wobei ich mich stets bemühe, nicht in den

Berufsverkehr zu geraten. Vor Kurzem stand ich während der Rushhour in der U-Bahn und hielt mich an einer Halteschleife fest. Um mich herum lasen drei von vierzehn Menschen ein Buch, der Rest las Zeitung. Auf dem Weg zur Arbeit werden die Menschen ihren eigentlichen Bindungen untreu: die *Times*, der *Independent*, der *Telegraph*, die *Mail*. Die miesen Blätter, deren sich manche von uns schämen, sind kaum zu sehen, aber schließlich ist die Jubilee auch eine erstklassige Linie, zumindest strecken- und zeitweise. Abends kommt noch der *Evening Standard* dazu. Drei Leute hielten ihn in der Hand. Der Mann rechts von mir las die *Ilias*, eine Frau mir gegenüber *Moby Dick*, und als ich mich zur Tür durchzwängte, fiel mein Blick auf eine junge Frau, die über dem Kopf eines Babys, das sie sich vor den Bauch gebunden hatte, die *Sturmhöhe* las. Wenn die Leute einmal mehr voller Bedauern über unsere Ungebildetheit klagen, erzähle ich von den dreien, und man freut sich, bleibt jedoch skeptisch.

Das Gedicht, das sich diesmal gegen die Reklame behauptete, lautete:

Kindchen Freude

»Ich hab keinen Namen:
Ich bin erst zwei Tage alt.«
Wie ruf ich dich bloß?
»Ich bin froh,
nenn mich so.«
Freude sei dein Los!

Hübsche Freude!
Freude, zwei Tage alt,
Freude ruf ich dich bloß.
Lächle du,
ich sing dazu,
Freude sei dein Los!

William Blake

Auf dem Weg von der Underground nach Hause komme ich an drei Kirchen vorbei. Zwei von ihnen dienen nicht länger als Leiter für himmlische Ströme: Die eine ist ein Theater, die andere zerfällt. Auf so engem Raum drei Kirchen ... Jener Besucher aus einer anderen Welt, der so nützlich ist, wenn es darum geht, unsere Vergleichsmöglichkeiten zu beleben, mag sich noch vor siebzig Jahren gefragt haben: »Wozu dienen sie, diese Gebäude, die einander so ähnlich und allen anderen so unähnlich sind, immer einige in jedem Stadtteil? Sind es Verwaltungsgebäude? Gehören sie zu einem Netz von Regierungsbüros? Noch dazu sind es Neubauten!« Heutzutage dagegen würde diesem Besucher, ihm oder ihr, auffallen, dass sie oft gar nicht mehr genutzt werden. »Ein Regierungswechsel vielleicht?« Bestimmte Gebäudetypen sieht man jedoch durchgängig von einem Ende der Stadt bis zum anderen. »Bei meinem letzten Besuch habe ich sogenannte Pubs gesehen, in denen Rauschmittel verteilt werden, und Einstiegszentren für schnelle Bewegungsmittel, die auf Schienen fahren. In anderen Hallen werden Maschinen gewartet, die aussehen wie Wanzen oder Käfer aus Metall – auch etwas Neues,

was es bei meinen früheren Besuchen noch nicht gab. Und noch etwas: Alle paar Meter steht ein Haus, in dem Medikamente, chemische Substanzen, verkauft werden.« Ein seltsames Geschäft, könnte er oder sie sinnieren und einen Bericht formulieren, der dann zum Canopus gefaxt würde. »Wenn ich sie nach der Häufigkeit ihres Auftretens ordne, stehen die Apotheken an erster Stelle. Auf diesem Planeten lebt eine Art, die zusätzlich zur Nahrung chemische Substanzen zu sich nimmt.« Im Umkreis von einer Meile von meinem Haus befinden sich mindestens fünfzehn Apotheken, und darüber hinaus gibt es in jedem Lebensmittelladen Regale mit frei verkäuflichen Medikamenten.

Wenn ich an der Ecke, an der die alte Mühle stand, abbiege, lasse ich den Gestank und den Lärm des Verkehrs, der nach Norden drängt, hinter mir, und einmal mehr fällt mir auf, wie unangenehm während der letzten paar Minuten die Luft zu atmen war. Ich gehe durch die Mill Lane, in der ständig neue Läden eröffnet werden, Bankrott machen und von neuen Besitzern wieder eröffnet werden, besonders in jüngster Zeit, wo sich die Preise für Mieten und Pachten verdrei- und vervierfachen. Bald erreiche ich die kleinen Sträßchen einer Wohngegend, und der Verkehr ist nur noch ein zwar beständiges, aber leises Hintergrundbrummen. Die Straßennamen hier zeugen von einer Neigung zur Klassik: Agamemnon, Achilles, Ulysses und Orestes Mews. Fügt man dann noch Gondar hinzu, mag man an einen klassisch gebildeten Feldherrn denken, dem es oblag, die Straßen zu benennen. Und in der Tat liegt man dabei gar nicht so falsch. Die Geschichte geht folgendermaßen (wahr oder erfunden? – egal, jedes Ereignis aus

der jüngeren oder älteren Vergangenheit muss geglättet, abgerundet, folgerichtig gemacht werden): Ein ehemaliger Offizier aus dem niederen Adel hatte eine Frau mit vielen Kindern auf dem Land und eine Geliebte mit noch mehr Kindern in der Stadt. Um ihnen allen eine standesgemäße Erziehung angedeihen zu lassen, erwarb er Grundbesitz, einträgliches Ackerland, das sich über einen Hügel mit Blick auf London erstreckte, und erbaute dort, was einer der ersten nördlichen Pendlervororte gewesen sein muss. Denn man darf nicht vergessen: Im Tal am Fuß des Hügels in Richtung London gab es die Bäche, Kühe und grünen Wiesen, denen meine Freundin sonntags mit dem Bus für einen Penny ihren Besuch abstattete. Die Pendler fuhren mit Pferdedschken oder dem Zug in die Stadt.

Einige der Gebäude sind große Mietshäuser mit von Anfang an mehreren Wohnungen, doch die meisten waren ursprünglich normale Häuser, die man erst in jüngerer Zeit in jeweils drei Wohnungen unterteilt hat. Schwer vorstellbar, wie diese Häuser früher genutzt wurden. Die Keller sind alle feucht. In meinem lösen sich innerhalb von drei Monaten die Etiketten von den Flaschen. Früher war mein Keller ein Waschraum. Von wem wurde er benutzt? Hat etwa jemand in dieser Erdhöhle gewohnt? Vielleicht war er damals noch nicht so feucht. Jetzt befindet sich ein rundes Loch, ein kleiner Schacht, in der Erde, denn vor langer Zeit schon hat die Feuchtigkeit den Zementboden gesprengt, und durch dieses Loch kann man beobachten, wie sich der Wasserspiegel hebt und senkt. Allerdings nicht gemäß den Niederschlagsmengen. Wer in dieser Gegend wohnt, weiß, dass der Grundwasserspiegel von den

lecken Leitungen des Wasserreservoirs abhängt, das von den Fenstern ganz oben im Haus wie eine riesige, von hohen Bäumen gesäumte Wiese oder Grünfläche aussieht. Die Viktorianer legten ihre Reservoirs unter der Erde an. (Man sagt, dass der Mann, der das wertvolle Nass bewacht, einen – falls man ihn kennt – vielleicht durch eine kleine Tür führt und unter einer niederen Decke, an der Lichter glimmen, einen Blick auf die große Fläche stillen, schwarzen Wassers werfen lässt. Diesem filmreifen Bild mag man das leise Plumpsgeräusch einer Ratte hinzufügen, die vor dem plötzlichen Licht die Flucht ergreift, und eine einzige, sich langsam ausbreitende Welle.) Der Speicher oben über meiner Wohnung ist ausgebaut. Das muss lange nach der Errichtung des Hauses geschehen sein. Im zweiten Stock befinden sich drei Schlafzimmer, eines ist so klein, dass man nur allein darin schlafen kann. Die zwei Räume im ersten Stock, früher vermutlich ein Ess- und ein Wohnzimmer, sind jetzt ein Raum. Die Küche ist schön, aber unpraktisch neben einer Terrasse, einem »Patio«, gelegen, den es noch nicht allzu lange gibt. Ursprünglich war es keine Küche. Im Erdgeschoss gibt es nur ein Zimmer, vordem waren es zwei, in jüngerer Zeit eingebaute »Örtchen«, und einen Wintergarten, vormals vermutlich ein Kinderzimmer. Früher hatte man viele Kinder, oft lebten Verwandte zusammen, und jeder Haushalt der Mittelschicht hatte zumindest eine Bedienstete, gewöhnlich aber mehr. Wo waren sie nur alle untergebracht? Wo kochte man, wo war die Speisekammer, wo wurde die Wäsche gewaschen? Wie wurde geheizt? In jedem Zimmer befindet sich ein kleiner offener Kamin mit einer winzigen Feuerstelle.

Vor hundert Jahren wurden dieses Viertel und seine Häuser erbaut, die Wände sind solide und dick, und die Handwerker, die kommen, um das Dach oder irgendeine Leitung zu reparieren, sagen immer wieder, wie gut sie gebaut sind, was für erstklassiges Material man damals benutzt hat. »So was gibt's heute nicht mehr.« Auch von den nassen Kellern lassen sich diese Fachleute nicht beirren. »Wenn der Lehm um die Fundamente nass bleibt, dann schrumpfen sie nicht mal in Sommern, wie wir sie zurzeit haben, und alles ist bestens.«

Als ich in die Straße einbiege, in der ich lebe, arrangiert das Licht die Wolken zu einer getönten Masse. Die Sonnenuntergänge hier sind, zurückhaltend ausgedrückt, überaus zufriedenstellend.

Das Eckhaus ist mit Efeu überwachsen, in dem Starenisten, sie schwirren heraus, tauchen wieder ein und verstummen bis zum nächsten Morgen.

GRAHAM SWIFT

Schlüssel

Er fuhr Clare zum Bahnhof. Der Verkehr war unerwartet dicht, und sie schafften es gerade noch rechtzeitig. Ihr Abschied war hastig und unbeholfen, aber das machte es leichter für ihn. Er wusste nicht, was er sagen sollte. »Ruf mich an«, sagte er. Dann: »Beeil dich!« Dann sagte er: »Ich liebe dich.« Er hatte nicht vorgehabt, das zu sagen. Es kam einfach so raus. Er sah, wie sie blinzelte und ihn prüfend musterte, obwohl sie in Eile war.

»Beeil dich!«, sagte er wieder, und sie drehte sich um und zog ihren kleinen Koffer hinter sich her in die Bahnhofshalle. Er war auf dem Bahnhofplatz, als ihr Zug einfuhr. Er hätte sie auf der Reise begleiten sollen, aber sie hatte das für überflüssig erklärt. Sie wussten beide, dass er sich mit ihrem Bruder nicht verstand, ja, dass er ihn nicht aushalten konnte. Und jetzt war der Bruder plötzlich krank geworden, vielleicht ernstlich krank.

Das machte es leichter für ihn. Es wäre ganz falsch gewesen. Aber als ihr Zug losfuhr, spürte er einen Stich. Er sah sie im Zug sitzen, als wäre sie eine frische Waise oder ein Flüchtling. Sie musste London durchqueren und von der Euston Station einen anderen Zug nehmen, eine Reise von vier bis fünf Stunden insgesamt. Reichlich Zeit, ihren Gedanken nachzuhängen, reichlich Zeit, bevor sie einen

Grund hatte, ihn anzurufen. Aber irgendwie wusste er, sie würde ihn nur anrufen, wenn es nicht so schlimm stand. Stünde es schlimm, würde sie sofort in alles hineingezogen, in ihre Familie, und hätte ihn vergessen. Er wäre eine Randfigur. Er war nur der Ehemann.

Ihm als Einzelkind und jemandem, der seine Eltern vor Jahren verloren hatte, war der enge Familienmuff verhasst, und manchmal konnte er sein Gefühl nicht verbergen. Das mit Adam klang überhaupt nicht gut, und Adam war erst zweiundvierzig.

Er fragte sich, warum er Adam nie hatte ausstehen können. Es war nichts Rationales. Nur weil er Clares älterer Bruder war? Nein, weil er schwach war. Das war der Grund. Er verabscheute schwache Männer. Er erkannte sie sofort. Und schwache Männer wurden krank, mitunter starben sie sogar, das war eine Tatsache.

Er blieb eine Weile, nachdem der Zug abgefahren war, auf dem Parkplatz stehen, als wartete er jetzt auf jemanden, der ankam. Es war ein bleierner Nachmittag im August, und gerade begannen einzelne dicke Regentropfen zu fallen. Er dachte an seine Affäre mit Vicki. Sie hatte nicht lange gedauert und war die einzige gewesen. Er musste daran denken, wie er sie vor Clare verheimlicht hatte – möglich, dass sie etwas geahnt hatte – und wie ihm diese Verheimlichung freundlich, ja sogar tugendhaft vorgekommen war.

Dann fuhr er nach Hause, und erst da stellte er fest, dass er wegen der ungewöhnlichen Umstände seine Schlüssel vergessen hatte.

Er wusste sofort, wo sie waren, sie waren in der Tasche seiner Reißverschlussjacke, die über seinem Schreibtisch-

stuhl hing. Er hatte in der Eile beschlossen, sie doch nicht anzuziehen. Und während er mit Clares Koffer zum Auto gegangen war, hatte Clare das Haus abgeschlossen. Und jetzt gab es natürlich nicht die leichte Lösung, dass sie mit ihrem Schlüssel kommen und ihn retten würde.

Unterdessen begann es ernstlich zu regnen, und er saß vor seinem Haus im Auto und starrte in den Regen, als wäre da ein Rätsel.

Normalerweise würde man in einer solchen Situation die Nachbarn um Hilfe bitten. Das hatte er schon einmal getan. Sie wohnten in einem Reihenhaus. Im ersten Stock gab es ein Fenster nach hinten, das einen defekten Verschluss hatte, und beim vorigen Mal war es ihm gelungen, den unteren Teil des Schiebefensters von außen hochzuschieben und durch die Öffnung zu kriechen. Da er bisher nicht dazu gekommen war, den Verschluss zu reparieren, konnte er es möglicherweise wieder so machen. Doch dazu musste er erst bei den Nachbarn klingeln, seine Situation erklären und sich vielfach entschuldigen, dann musste er sich eine Leiter von ihnen borgen, über den Zaun zwischen ihren Häusern klettern und die Leiter ebenfalls über den Zaun hieven.

Aber jetzt war August, und sowohl die Wheelers auf der einen Seite als auch die Mitchells auf der anderen waren verreist. Letztes Mal hatte er bei den Mitchells geklingelt. Er wusste, dass sie eine Leiter hatten. Aber die Mitchells machten Ferien in ihrem Haus in Frankreich.

Der Witz an der Sache war, dass das Fenster – das seine Rettung keinesfalls garantierte – das Fenster seines Arbeitszimmers war, nur wenige Fuß entfernt von der über den

Stuhl geworfenen Jacke, in der die Schlüssel waren. Letztes Mal hatte er sich durch das Fenster geschlängelt und war bäuchlings auf seinem Schreibtisch gelandet.

Natürlich konnte er den Schlüsseldienst anrufen. Die Schlüssel hatte er vergessen, aber sein Mobiltelefon hatte er dabei. Wie lange würde es dauern, bis der Schlüsseldienst kam?

Wenigstens war er im Auto geschützt vorm Regen.

Er blieb untätig sitzen, wie gelähmt angesichts der Tatsache, dass er aus seinem eigenen Haus, seinem eigenen Leben ausgeschlossen war. Da stand es vor ihm, aber er konnte nicht hinein. Da war sein Schreibtisch mit seiner Reißverschlussjacke über dem Stuhl, und sein Zeichenbrett, und er hatte vorgehabt, mit der Arbeit, die er aus dem Büro mitgebracht hatte, weiterzumachen – wofür er sich den heutigen Tag, Freitag, freigenommen hatte – und wenn nötig das ganze Wochenende darauf zu verwenden, solange Clare fort war.

Er musste alle Zeichnungen im Zusammenhang mit dem Neale-Road-Projekt überarbeiten. Der dämliche Bauunternehmer hatte einen Fehler gemacht, aber da es ein wichtiges Projekt war, mussten sie das hinnehmen. Es hatte einen Moment der Panik gegeben, und er hatte zugesagt, dass er sich bis Montag drum kümmern werde. Er vermutete, es sei nicht so schwierig. Die zukünftigen Bewohner von Neale Point würden einfach etwas weniger Platz haben, das war alles. Und sie würden nie davon erfahren.

Er bot an, sich der Sache übers Wochenende anzunehmen, und hatte den Eindruck, dass seine edelmütige Freiwilligenmeldung ihm jetzt schon Punkte einbrachte. Clare

müsste sich damit abfinden, aber er würde sagen, er hätte nicht ablehnen können, außerdem war sie daran gewöhnt, dass er Arbeit mit nach Hause brachte. Doch dann hatte sich die Situation dramatisch gewandelt. Sein Wochenendprojekt war auf einmal ein weiterer, wenn auch zweit-rangiger Grund, warum er nicht mitkommen konnte. Gleichzeitig stellte seine aufopfernde Bereitwilligkeit ein Gegengewicht, ein kleines zwar, zu ihrer viel größeren Herausforderung dar.

Nur dass er jetzt dieses neue Problem hatte.

Ihm wurde bewusst, dass er, während er sich mit der minderen Katastrophe des fehlenden Schlüssels befasst hatte, ein paar Minuten lang alle Gedanken an die viel ernstere Situation seiner Frau – und die ihres Bruders – ausgeblendet hatte. Er sah Clare wieder im Zug sitzen, während der Regen über die Fensterscheiben rann und sie nicht an ihn dachte. Ihre Schlüssel in der Handtasche.

Eigentlich dachte er, das Neale-Road-Projekt würde nicht länger als einen halben Tag in Anspruch nehmen, obwohl er vorgeben konnte, es habe länger gedauert. Er sah schon, wie er Vicki am Montag das Ergebnis seiner Arbeit übergab und dafür bei ihr punktete, wobei er nicht genau analysieren konnte, weshalb. »Hier, bitte«, würde er sagen, in einem siegesgewissen Ton, als würde er sagen: »Schwamm drüber.«

Er sah zu der ihm verschlossenen Fassade seines Hauses hinüber und dahinter die von Mauern umschlossenen, aber genauso ratlosen Bewohner der Neale Road. Es war merkwürdig: Sein Leben da, er selbst hier. Aber das Gefühl war ihm nicht gänzlich fremd, auch nicht unwillkommen.

Plötzlich wurde der Regen heftiger, ein richtiger Sturzregen. Dann sah er ein Licht im ersten Stock von Nummer zwanzig, dem Haus der Mitchells – um halb fünf am Nachmittag.

Er war überrascht, wie schnell ihm die Lösung zu diesem Rätsel einfiel: Das musste die Putzfrau sein. Die Mitchells waren bis Sonntag verreist, aber zweifellos hatten sie ihre Putzfrau gebeten, ins Haus zu kommen und nach dem Rechten zu sehen, die Pflanzen zu gießen und so weiter, ehe sie zurückkamen. Er erinnerte sich jetzt – hatte es eigentlich nicht vergessen –, dass er einmal etwas früher aus dem Büro gekommen war und gerade seine Schlüssel (die Schlüssel!) aus der Tasche nehmen wollte, als eine Frau aus dem Haus nebenan herauskam.

Sie war sichtlich überrascht gewesen, ihn plötzlich so nah neben sich zu sehen.

»Ich bin John. Ich wohne hier«, hatte er zu ihrer Beruhigung gesagt und seine Schlüssel hochgehalten, wie zum Beweis. Da hielt sie ihre eigenen Schlüssel hoch – vielmehr das Schlüsselbund, das die Mitchells ihr gegeben hatten. Einen Augenblick lang hatten sie beide verlegen mit den Schlüsseln geklumpert, ein Tanz der Hände, als wäre das aussagekräftiger als Sprechen.

»Olga«, hatte sie schließlich gesagt. »Ich mache sauber.« Sie war blond, auf unbestimmte Weise ausländisch, nicht älter als fünfundzwanzig.

Zunächst hatte sie, als er sie ansah, spontan den Blick gesenkt. Doch plötzlich sah sie ihn direkt an, halb lächelnd, halb etwas anderes. Er spürte die sinnliche Wucht und wusste gleichzeitig, dass sein eigener Blick ihr das dünne

Kleid auszog. Ein solches Gefühl, das beide gleichzeitig durchfuhr, hatte er (außer bei Vicki) seit vor seiner Ehe mit Clare nicht mehr gespürt, damals jedoch sehr oft, und jetzt empfand er es als vertraut, wenn auch halb versunken.

Olga. Er hatte das immer für einen hässlichen Namen gehalten, der auf hässliche Frauen hindeutete. Olga, am Freitagnachmittag. Vielleicht hatte er sich das damals schon gemerkt. So war es also: Das Licht, das im Haus nebenan angegangen war – im Schlafzimmer der Mitchells –, hatte zweifellos Olga angemacht. Und Olga konnte ihm auf legale Weise Zutritt zu seinem eigenen Haus verschaffen.

Vielleicht saß sie selbst fest, dachte er. Der plötzliche Sturzregen. Kein Schirm. Wir vergessen Dinge. Und wenn sie wieder dieses dünne Kleid anhatte. Und der niederprasselnde Regen, dachte er weiter, machte sein Vorhaben mit der Leiter und dem Über-den-Zaun-Klettern und dem unverschlossenen Fenster ziemlich heikel oder zumindest aufschiebbar.

Er stieg aus und rannte zur Haustür von Nummer zwanzig, und schon nach den wenigen Schritten war er nass. Er klingelte, klapperte sicherheitshalber mit dem Briefkasten- deckel und klingelte noch einmal. Vielleicht hatte sie die Angewohnheit, nicht zur Tür zu gehen, wenn sie bei den Mitchells saubermachte. Aber nach wenigen Augenblicken wurden andere Lichter angeschaltet, und sie öffnete die Tür einen Spalt weit.

»Erinnern Sie sich an mich?«, sagte er. »John von nebenan? Und meine Schlüssel? Heute habe ich sie nicht dabei.«

Es war dasselbe Kleid. Eine Mischung aus verwasche-

nem Rosa und Grau. Vielleicht trug sie immer dieses Kleid, wenn sie saubermachte.

»Ich habe mich ausgeschlossen«, sagte er und überlegte, ob das eine Wendung war, die eine Ausländerin mit begrenzten Sprachkenntnissen verstehen würde. Einen fehlenden Schlüssel konnte er wohl kaum hochhalten. War sie Russin, Polin, Rumänin? Er fand heraus, dass sie aus Moldawien war. Er wusste nicht genau, wo Moldawien lag.

Aber sie verstand die Situation und das, was er vorhatte. Sie erwiderte sogar sein verlegenes Lachen angesichts der komischen Situation mit einem verhaltenen Lachen ihrerseits. Falls das alles eine Finte war, dann doch eine ziemlich erfinderische.

Doch dann war sie es, die den ersten Schritt machte. Also, den ersten Schritt, indem sie sagte, er solle – oder sie beide sollten – den geplanten Einbruch nicht sofort ausführen. Bei dem Regen wäre er sofort bis auf die Knochen nass. Und wenn die Leiter rutschte. Das konnte gefährlich werden.

Und wenn, hätte er sagen können, wenn es jetzt stundenlang weiterregnet? Wenn es die ganze Nacht regnet?

Das tat es dann auch. In gewisser Weise bildete der rauschende Regen eine Art konspirative Wand (hatte jemand gesehen, dass er nicht in sein eigenes Haus, sondern in die Nummer zwanzig gegangen war?). Darüber hinaus hatte es etwas Beharrliches, das Geräusch allein, wie das Rauschen von Blut.

Er machte dies nicht zum ersten Mal. Das wusste sie. Sie machte es auch nicht zum ersten Mal. Obwohl er es

noch nie so gemacht hatte, im Haus der Mitchells. Aber er hatte das hier, oder Ähnliches, oft gemacht, vor Clare. Er erkannte es als sein Revier.

Vor vielen Jahren hatte er diese Macht an sich entdeckt – eine schlichte Macht, die eher wie ein Hang war, eine Neigung, sodass er sich fragte, warum andere Männer sie nicht auch auf dieselbe schlichte, einfache Weise hatten. Warum war es für andere Männer manchmal so verdammt schwer? Vielleicht war es Schwäche, andere Männer waren vielleicht einfach schwach. Oder sie wussten nicht, wie man eine Fährte aufnahm.

Vor Jahren hätte er zu einem anderen Mann sagen können – obwohl es natürlich undenkbar war, es wirklich zu sagen –, dass er schon bald, ganz bald, bei dieser da landen würde. Der da drüben. Und bald darauf würde er sie wahrscheinlich unglücklich machen.

Er war sich des oft wiederholten Kreislaufs so sicher, war so vertraut damit, dessen sogar ein wenig überdrüssig, dass er sich ihm entziehen, vor ihm in Sicherheit bringen wollte. Er hatte die Ehe, eine Frau, ein Haus und alles, was das mit sich bringt, haben wollen. Und für den Beruf des Architekten hatte er sich entschieden und qualifiziert – er gestaltete Wohnraum. Dennoch wusste er, dass in ihm immer noch dieses ungezähmte Tier war. Und jetzt hatte er sich sowieso aus all dem ausgeschlossen.

Da war es, auf der anderen Seite dieser Mauer: sein Leben. Einen flüchtigen Moment lang schien es ihm sogar, dass er und Clare zu Hause waren. Er hatte sich in einen anderen verwandelt. Sie beide waren nebenan. Er dachte mit Zärtlichkeit, mit einem Beschützersinn an sie. Und

wenn sie nebenan waren, dann konnte Clare nicht im Zug auf der Reise nach Norden sein, wo ihr Bruder schwerkrank war, vielleicht todkrank. Und er wäre nicht hier.

Es war befremdlich, das Haus der Mitchells zu okkupieren und sogar – im weiteren Verlauf – ihr Bett. Befremdlich und eindeutig verkehrt, aber ebenso eindeutig aufregend und umhüllend wie der Regen, der nicht nachlassen wollte. Das Haus war nicht seins, auch nicht ihres. Das hatten sie gemeinsam. Sie waren beide heimatlos, wobei in seinem Fall nur eine Mauer dazwischen lag. Befremdlich, und eindeutig eine Übertretung. Als wären die Mitchells die Schwindler.

Irgendwann im Verlauf des Abends oder der Nacht hatte er sie gefragt, woher sie stamme und warum sie nach England gekommen sei. Er erfuhr von ihr nicht viel mehr als die Andeutung einer Trennung, eines Verlusts, etwas, das sie trotz seiner tröstenden Arme (wenigstens hoffte er, dass sie tröstend waren) nicht weiter erklären konnte oder wollte. Wo war Moldawien? Sie schien sich hinter ihr dürftiges Englisch zurückzuziehen. Er beharrte nicht, drängte nicht. So wie sie ihn nicht wegen seiner geheimnisvoll abwesenden Frau bedrängte.

Er hielt sie also einfach in den Armen, anscheinend wollte sie, dass er das tat, als wäre es der Teil der Abmachung, den sie sich gesichert hatte – dass er sie in den Armen hielt.

Während er sie so hielt, ging ihm durch den Kopf, dass Clare nicht angerufen hatte. Inzwischen war es richtig dunkel, vielleicht mitten in der Nacht. Sie war sicherlich angekommen und hatte Neues erfahren, aber sie hatte nicht angerufen. Und wie hätte er mit ihr gesprochen, wenn sie angerufen hätte? Er hatte sein Mobiltelefon nicht ausge-

schaltet – als wäre das einem Geständnis gleichgekommen. Aber sie würde natürlich auf dem Festnetz anrufen. Er lauschte angestrengt, um das Telefon durch die Wand zu hören: ein klingelndes Telefon in einem leeren Haus. Aber er hörte nichts.

Sie hatte nicht angerufen, also alles in Ordnung. Oder aber es bedeutete, wenn er seiner Logik von vorhin folgte, dass es schlecht um den Bruder stand.

Er überlegte, wann er, falls überhaupt, obwohl es irgendwie nicht wichtig schien, das absurde Kunststück mit der Leiter machen würde, bei dem seine Beine aus dem Fenster winkten. Er sah sich selbst bäuchlings auf seinem Schreibtisch. Er dachte, wie er Clare am Nachmittag pflichtbewusst zum Bahnhof gefahren und dann überraschend »Ich liebe dich« zu ihr gesagt hatte, und zwar in der festen Absicht, sich an die Arbeit zu setzen, und ohne die leiseste Ahnung, dass plötzlich eine Kette von Ereignissen ihn einholen würde. Er dachte an die Jacke, die mit dem Schlüssel in der Tasche über dem Stuhl hing.

Natürlich hatte Clare ihre Vermutungen.

Während er Olga im Arm hielt, begann sie unkontrolliert zu zittern und zu schluchzen, dann laut zu weinen. Irgendwie hatte er gewusst, dass es dazu kommen würde, ohne zu wissen, warum, und dass er sie halten musste, etwas anderes konnte er nicht tun. Er hielt sie, sie weinte. Dann, nach einer Zeit, einer langen Zeit, so schien es, hörte das Weinen und Schluchzen auf, und sie schlief ein, aber er hielt sie weiter in den Armen, wach und allein im Dunkeln, und draußen rauschte der Regen.

Um fünf Uhr waren wir ein Liebespaar

Um fünf Uhr an diesem Samstag waren wir ein Liebespaar. Es lief nicht glatt, es gab keine erleichterte und verzückte Explosion, als Körper und Seelen einander begegneten. Keine Ekstase wie bei Sebastian und Monica, der diebischen Gattin. Jedenfalls nicht am Anfang. Wir waren verlegen und unbeholfen, irgendwie theatralisch, als seien wir uns der Erwartungen eines unsichtbaren Publikums bewusst. Und das Publikum war real. Als ich die Haustür von Nummer 70 öffnete und Tom hereinließ, standen meine drei Hausgenossinnen mit Teetassen in der Hand unten an der Treppe und plauderten, eine kurze Pause, ehe sie wieder in ihre Zimmer gingen und den Rest des Nachmittags Jura büffelten. Ich warf die Haustür geräuschvoll ins Schloss. Tom blieb auf der Fußmatte stehen, und die Frauen aus dem Norden beäugten ihn mit unverhohlenem Interesse. Mir blieb nichts anderes übrig, ich musste ihnen meinen neuen Freund vorstellen, was sie mit vielsagendem Grinsen und gegenseitigem Anstupsen quittierten. Wären wir fünf Minuten später gekommen, hätte uns niemand gesehen. Pech.

Statt Tom unter ihren Blicken in mein Schlafzimmer zu lotsen, ging ich mit ihm in die Küche und wartete, dass sie sich zerstreuten. Aber sie blieben. Während ich Tee machte,

hörte ich sie im Flur miteinander flüstern. Ich hätte sie gern ignoriert und mich mit Tom unterhalten, doch mein Kopf war völlig leer. Tom, der mein Unbehagen spürte, füllte das Schweigen, indem er mir von Dickens' Darstellung von Camden Town in *Dombey und Sohn* erzählte, von der Eisenbahnstrecke nördlich der Euston Station, dem kolossalen Keil, den irische Hilfsarbeiter mitten durch die ärmsten Wohnviertel getrieben hatten. Er konnte sogar ein paar Zeilen auswendig, und sie passten genau auf meinen verwirrten Zustand. »Hunderttausend unvollendete Formen und Substanzen, wild untereinandergemengt, das Unterste zuoberst gekehrt, bald in die Erde tauchend, bald in die Luft hinausstrebend oder im Wasser modernd, zeigten sich allenthalben wie die unverständlichen Bilder eines Traumes.«

Endlich begaben sich meine Mitbewohnerinnen wieder an ihre Schreibtische, und wenig später stiegen wir mit unseren Teetassen die knarrende Treppe hinauf. Die Stille hinter den drei Türen, an denen wir auf dem Weg nach oben vorbeikamen, schien äußerst angespannt. Ich versuchte mich zu erinnern, ob mein Bett ebenfalls knarrte und wie dick die Wände meines Schlafzimmers waren – keine sehr erotischen Gedanken. Als Tom dann in meinem Lesesessel und ich auf dem Bett saß, schien es mir besser, das Gespräch erst einmal fortzusetzen.

Zumindest darin hatten wir beide schon Übung. In der National Portrait Gallery waren wir etwa eine Stunde geblieben und hatten uns unsere Lieblingsbilder gezeigt. Meins war Cassandra Austens Skizze von ihrer Schwester, seins William Strangs Bildnis von Thomas Hardy. Mit einem

Fremden Bilder anzuschauen ist eine unaufdringliche Form gegenseitigen Kennenlernens und sanfter Verführung. Wir kamen zwanglos von ästhetischen auf biographische Fragen zu sprechen – auf das Leben der Porträtierten, natürlich, aber auch der Maler, sofern wir etwas über sie wussten. Und Tom wusste wesentlich mehr als ich. Im Grunde war das bloß Klatsch und Tratsch. Gewürzt mit ein wenig Impo-
niergehabe: das und das gefällt mir, so ein Mensch bin ich. Es verpflichtete zu nichts, wenn man sagte, dass Branwell Brontës Porträt seiner Schwestern alles andere als schmeichelhaft war oder dass Hardy zu behaupten pflegte, er werde oft für einen Detektiv gehalten. Irgendwann zwischen zwei Bildern hakten wir uns unter. Von wem das ausging, war nicht klar. Ich sagte: »Jetzt hat das Händchenhalten angefangen.« Er lachte. In diesem Augenblick, als wir uns bei der Hand nahmen, ahnten wir vermutlich schon beide, dass wir in meinem Zimmer landen würden.

Er erwies sich als unkompliziert. Es drängte ihn nicht wie viele Männer bei einem Rendezvous (denn jetzt war es eins), einen bei jeder Gelegenheit zum Lachen zu bringen, oder auf irgendetwas hinzuweisen und sich in ernststen Monologen zu ergehen, oder einen mit höflichen Fragen zu bestürmen. Er war neugierig, er hörte zu, er erzählte und ließ sich erzählen. Im Hin und Her der Unterhaltung war er ganz entspannt. Wir waren wie Tennisspieler, die sich aufwärmten, wir standen jeder fest an seiner Grundlinie, schlugen schnelle, aber einfache Bälle auf die Vorhand unseres Gegners, stolz auf unsere zuvorkommende Präzision. Ja, meine Gedanken waren beim Tennis. Dabei hatte ich seit fast einem Jahr nicht mehr gespielt.

Wir gingen auf ein Sandwich ins Museumscafé, und hier hätte alles schon vorzeitig enden können. Die Unterhaltung hatte sich von der Malerei entfernt – mein Repertoire war sehr überschaubar –, jetzt sprach er über Gedichte. Das war heikel. Ich hatte ihm erzählt, ich hätte Literatur studiert und mit guten Noten abgeschlossen, und jetzt wusste ich nicht einmal mehr, wann ich zuletzt ein Gedicht gelesen hatte. Ich kannte niemanden, der Gedichte las. Selbst in der Schule war mir das erspart geblieben. Wir hatten keine Gedichte »durchgenommen«. Romane, das schon, und ein paar Shakespeare-Stücke. Ich nickte aufmunternd, als er mir erzählte, was er gerade wiedergelesen hatte. Ich wusste, was jetzt kam, und versuchte mir eine Antwort zurechtzulegen, mit der Folge, dass ich ihm nicht richtig zuhörte. Wenn er fragte, sollte ich dann sagen: Shakespeare? In diesem Augenblick hätte ich nicht ein einziges Gedicht von ihm nennen können. Gewiss, es gab ja auch noch Keats, Byron, Shelley, aber was hatten die geschrieben, das mir womöglich gefiel? Es gab moderne Dichter, die ich vom Namen her kannte, doch meine Nervosität blies mir wie ein Schneesturm alle Gedanken aus dem Kopf. Konnte ich die These vertreten, die Kurzgeschichte sei eigentlich auch eine Art Gedicht? Selbst wenn mir ein Dichter in den Sinn kam, müsste ich dazu ein entsprechendes Werk von ihm nennen. So sah es aus. Doch mir fiel beim besten Willen kein einziges Gedicht ein. Jedenfalls nicht in diesem Augenblick. Tom hatte etwas gefragt, er sah mich an, er wartete. Plötzlich ein Vers aus der Schulzeit, aus *Casabianca* von Felicia Hemans: *The boy stood on the burning deck ...* Dann wiederholte er seine Frage.

»Was hältst du von ihm?«

»Er ist nicht so direkt mein ...« Ich brach ab. Mir blieben zwei Möglichkeiten – ich konnte als Schwindlerin entlarvt werden oder ein Geständnis ablegen. »Hör zu, ich muss dir etwas beichten. Das wollte ich dir sowieso irgendwann sagen. Also kann ich es auch gleich tun. Ich habe dich belogen. Ich habe keinen Abschluss in Englisch.«

»Du hast direkt nach der Schule angefangen zu arbeiten?« Er sagte das aufmunternd und bedachte mich mit jenem zugleich freundlichen und spöttischen Blick, den ich von unserer ersten Begegnung in Erinnerung hatte.

»Ich habe einen Abschluss in Mathematik.«

»Aus Cambridge? Mein Gott. Warum solltest du das verheimlichen wollen?«

»Ich dachte, dann würde dir meine Meinung zu deinen Texten weniger bedeuten. Das war dumm, ich weiß. Ich habe mich als die Person ausgegeben, die ich früher einmal werden wollte.«

»Und was war das für eine Person?«

Also erzählte ich ihm die ganze Geschichte von meiner obsessiven Schnelleserei, von meiner Mutter, die mir das Anglistik-Studium ausgeredet hatte, von meinem akademischen Elend in Cambridge. Ich sagte ihm auch, dass ich immer weitergelesen hatte und heute noch las. Dass ich hoffte, er könne mir verzeihen. Und dass ich seine Sachen wirklich gut fand.

»Ein Mathestudium ist doch viel anspruchsvoller. Du hast noch jahrzehntelang Zeit, Gedichte zu lesen. Wir können mit dem Dichter anfangen, von dem ich eben gesprochen habe.«

»Ich habe seinen Namen schon wieder vergessen.«

»Edward Thomas. Und das Gedicht – richtig schön altmodisch. Nichts, was die Lyrik revolutioniert. Aber es ist reizend, eins der bekanntesten und beliebtesten in unserer Sprache. Wunderbar, dass du es nicht kennst. Du hast noch so viel vor dir!«

Wir hatten das Essen bereits bezahlt. Abrupt stand er auf, nahm meinen Arm und schob mich aus dem Gebäude und die Charing Cross Road entlang. Was eine Katastrophe hätte werden können, brachte uns näher zusammen, auch wenn das bedeutete, dass mein Begleiter jetzt wie ein typischer Mann auf mich einredete. Wir standen im Keller eines Antiquariats am St. Martin's Court, und Tom hielt mir eine alte Hardcover-Ausgabe von Thomas' Gedichten hin, schon an der richtigen Stelle aufgeschlagen.

Gehorsam las ich und blickte auf. »Sehr hübsch.«

»Das kannst du nicht in drei Sekunden gelesen haben. Noch mal langsam.«

Aber da war nicht viel. Vier Strophen zu je vier kurzen Versen. Ein Zug hält außerplanmäßig an einem kleinen Bahnhof, niemand steigt ein oder aus, jemand räuspert sich, ein Vogel singt, es ist heiß, es gibt Blumen und Bäume, Heu auf den Feldern und noch jede Menge andere Vögel. Das war's.

Ich schloss das Buch und sagte: »Schön.«

Er neigte den Kopf und lächelte nachsichtig. »Du verstehst das nicht.«

»Doch, natürlich.«

»Dann sag's mir.«

»Was denn?«

»Woran du dich erinnern kannst, sag's mir.«

Also zählte ich ihm alles auf, fast Zeile für Zeile, die Heuhaufen, die Wölkchen, die Weiden, das Mädesüß, Oxfordshire und Gloucestershire. Er schien beeindruckt und sah mich seltsam an, als habe er eine Entdeckung gemacht.

Er sagte: »Dein Gedächtnis funktioniert tadellos. Jetzt versuch dich aber an die Gefühle zu erinnern.«

Wir waren die einzigen Kunden im Keller des Ladens, Fenster gab es nicht, nur zwei nackte Glühbirnen. Dazu ein angenehm einschläfernder Staubgeruch, als hätten die Bücher den größten Teil der Luft verbraucht.

Ich sagte: »Ich bin mir ziemlich sicher, dass kein einziges Gefühl erwähnt wird.«

»Wie lautet das erste Wort des Gedichts?«

»Ja.«

»Gut.«

»Es beginnt mit: ›Ja, ich erinnere mich an Adlestrop.««

Er kam näher. »Die Erinnerung an einen Namen, an nichts anderes. Nur die Stille, die Schönheit, der ungeplante Halt, Vogelgesang über zwei Grafschaften hinweg, das Gefühl reiner Existenz, das Gefühl, in Raum und Zeit zu schweben, am Vorabend eines verheerenden Kriegs.«

Ich hob den Blick, seine Lippen streiften meine. Ich sagte ganz leise: »In dem Gedicht wird kein Krieg erwähnt.«

Er nahm mir das Buch aus der Hand, und wir küssten uns. Ich erinnerte mich an den ersten Kuss zwischen Neil Carder und seiner Schaufensterpuppe: *Ihre Lippen waren hart und kalt vom lebenslangen Misstrauen gegen alles und jeden.*

Ich ließ meine Lippen weich werden.

Später gingen wir über den Trafalgar Square Richtung St. James's Park. Dort schlenderten wir zwischen Kleinkindern umher, die über die Wege wackelten, Brot für die Enten in den kleinen Fäusten, und sprachen von unseren Schwestern. Seine, Laura, einst eine große Schönheit, war sieben Jahre älter als Tom, hatte Jura studiert und eine glänzende Zukunft vor sich gehabt, dann kamen der eine oder andere schwierige Fall, dazu der eine oder andere schwierige Ehemann, und nach und nach war sie zur Alkoholikerin geworden und verlor alles. Ihr Abstieg glich einem komplizierten Auf und Ab, sie probierte es mit Entziehungskuren, kehrte heroisch in den Gerichtssaal zurück, wurde vom Alkohol wieder nach unten gezogen. Nach etlichen unschönen Szenen war die Geduld der Familie erschöpft. Dann kam es auch noch zu einem Autounfall, bei dem das jüngste ihrer Kinder, ein fünfjähriges Mädchen, einen Fuß verlor. Laura hatte drei Kinder von zwei Vätern. Sie war durch jedes Sicherheitsnetz gefallen, das ein moderner liberaler Staat aufspannen konnte. Jetzt lebte sie in einem Wohnheim in Bristol, aber man drohte sie dort rauszuwerfen. Die Kinder wurden von ihren Vätern und Stiefmüttern versorgt. Es gab noch eine jüngere Schwester, Joan, die mit einem Vikar der anglikanischen Kirche verheiratet war und ebenfalls tatkräftig mithalf, und zwei- oder dreimal im Jahr fuhr Tom mit seinen zwei Nichten und dem Neffen in die Ferien.

Auch seine Eltern kümmerten sich rührend um ihre Enkel. Aber Mr. und Mrs. Haley hatten zwanzig Jahre voller Schrecken, falscher Hoffnungen, Ratlosigkeit und nächtlicher Notfälle hinter sich. Sie lebten in ständiger Angst vor

Luras nächstem Anruf, sie waren traurig, machten sich endlose Vorwürfe. So sehr sie Laura liebten, so sehr sie die Erinnerung an die junge Frau, die sie einmal gewesen war, mit silbergerahmten Fotos von ihrem zehnten Geburtstag, ihrer Examensfeier und ihrer ersten Hochzeit auf dem Kaminsims wachzuhalten versuchten, konnten auch sie nicht verleugnen, dass sie zu einer furchtbaren Person geworden war, furchtbar anzusehen, anzuhören und zu riechen. Furchtbar, sich an ihre kühle Intelligenz zu erinnern und sich dann ihr kriecherisches Selbstmitleid, ihre Lügen und sturzbetrunkenen Versprechungen anhören zu müssen. Die Familie hatte alles versucht, erst mit gutem Zureden, dann mit sanften und schließlich harten Vorwürfen, mit Kliniken und Therapien und verheißungsvollen neuen Medikamenten. Die Haleys hatten praktisch alles, was ihnen an Tränen und Zeit und Geld zur Verfügung stand, für sie hingegeben, und jetzt blieb ihnen nichts anderes mehr, als sich mit ihrer Liebe und ihren Mitteln auf die Kinder zu konzentrieren und abzuwarten, dass Laura in eine geschlossene Anstalt kam und starb.

Bei einer so rasanten und steilen Talfahrt wie der von Laura konnte meine Schwester Lucy nicht mithalten. Sie hatte ihr Medizinstudium abgebrochen und lebte jetzt wieder in der Nähe unserer Eltern, auch wenn sie inzwischen, im Laufe einer Therapie, einen bitteren Groll auf unsere Mutter in sich entdeckt hatte, der auf die Abtreibung zurückging. In jeder Stadt gibt es einen Grundstock von Leuten, die sich entweder weigern oder es einfach nicht schaffen, in ihrem Leben den nächsten Schritt zu tun, und manchmal sogar recht zufrieden damit sind. Lucy fand eine

nette Gruppe alter Schulfreunde, die allzu bald von ihren Ausflügen ins Hippieleben oder ihren Kunstakademien oder Universitäten zurückgekehrt waren und sich als Außenseiter in ihrer behaglichen Heimatstadt niedergelassen hatten. Trotz all der Krisen waren das gute Jahre, wenn man nicht arbeiten wollte. Der Staat zahlte einem, ohne groß Fragen zu stellen, die Miete und gewährte Künstlern, arbeitslosen Schauspielern, Musikern, Mystikern, Therapeuten und einem Kreis von Bürgern, für die der Konsum von Cannabis und das Reden darüber eine zeitaufwendige Beschäftigung, ja geradezu eine Berufung war, eine Grundrente. Dieses wöchentliche Almosen wurde als hart errungenes Recht grimmig verteidigt, obwohl alle, sogar Lucy, im Grunde ihres Herzens wussten, dass es ursprünglich nicht dazu gedacht gewesen war, der Mittelschicht ein Leben in Muße zu ermöglichen.

Jetzt, wo ich selbst ein kümmerliches Einkommen hatte und Steuern zahlte, sah ich meine Schwester noch skeptischer. Sie war gescheit, in der Schule ein Ass in Biologie und Chemie, sie war liebenswürdig, sie konnte gut mit Menschen umgehen. Ich wollte, dass sie Ärztin wurde. Ich wollte, dass sie wollte, was sie immer gewollt hatte. Sie lebte zusammen mit einer Jonglierlehrerin mietfrei in einem von der Gemeinde renovierten viktorianischen Reihenhäuser. Sie meldete sich arbeitslos, rauchte Dope und stand jeden Samstagvormittag drei Stunden in einer Bude auf dem Markt und verkaufte regenbogenbunte Kerzen. Bei meinem letzten Besuch hatte sie von der neurotischen, leistungsorientierten »normalen« Welt gesprochen, die sie hinter sich gelassen habe. Als ich andeutete, dies sei die

Welt, die ihre arbeitsfreie Existenz finanziere, lachte sie und sagte: »Serena, du bist so was von rechts!«

Während ich Tom diese Geschichte in allen Einzelheiten erzählte, war mir vollkommen klar, dass auch er demnächst, und in größerem Stil, auf Staatskosten leben würde – finanziert aus dem Sonderbudget, jenem Teil der Regierungsausgaben, zu dem das Parlament keine Fragen stellen darf. Aber T.H. Haley würde hart dafür arbeiten und keine Regenbogenkerzen oder Batik-T-Shirts, sondern großartige Romane produzieren. Mir war, während wir unsere drei oder vier Runden im St. James's Park drehten, ein wenig mulmig ob all der Informationen, die ich ihm verschwiegen, doch beruhigte ich mich mit dem Gedanken, dass er unsere Tarnorganisation, die Stiftung, besucht und für gut befunden hatte. Niemand würde ihm sagen, was er zu denken oder zu schreiben hatte oder wie er leben sollte. Ich hatte dazu beigetragen, einem echten Künstler Freiheit zu verschaffen. Vielleicht hatten die großen Mäzene der Renaissance sich ähnlich gefühlt. Großzügig, über alle unmittelbaren weltlichen Interessen erhaben. Falls Ihnen das etwas übertrieben vorkommt, bedenken Sie, dass mein Rausch nach unserem ausgedehnten Kuss im Keller des Antiquariats noch nicht verflogen war. Ihm ging es nicht anders. Indem wir über unsere vom Glück weniger begünstigten Schwestern sprachen, priesen wir unbewusst unser eigenes Glück und versuchten, auf dem Teppich zu bleiben. Andernfalls hätten wir uns womöglich in die Lüfte erhoben und wären über die Horse Guards Parade und Whitehall und den Fluss entschwebt, besonders nachdem wir unter einer Eiche, die ihr dürres rostfarbenes Laub noch nicht

abschütteln wollte, stehen geblieben waren und er mich an den Stamm gedrückt und ein weiteres Mal geküsst hatte.

Diesmal schlang ich die Arme um ihn und fühlte unter seinen enggegürteten Jeans die schmale, kompakte Taille und seine harten Gesäßmuskeln. Mir war flau und übel, meine Kehle war wie ausgedörzt, als hätte ich mir eine Erkältung eingefangen. Ich wollte nur noch neben ihm liegen und ihm ins Gesicht schauen. Wir beschlossen, zu mir zu gehen, aber der Gedanke an öffentliche Verkehrsmittel schreckte uns, und ein Taxi konnten wir uns nicht leisten. Also gingen wir zu Fuß. Tom trug meine Bücher, den Band von Edward Thomas und sein anderes Geschenk, das *Oxford Book of English Verse*. Am Buckingham Palace vorbei zum Hyde Park Corner, die Park Lane hinunter, an der Straße vorbei, in der mein Büro lag – worauf ich nicht hinwies –, dann die endlose Edgware Road mit den neuen arabischen Restaurants hinauf, irgendwann nach rechts in die St. John's Wood Road, vorbei am Lord's Cricketstadion, schließlich am Regent's Park entlang und nach Camden Town hinein. Es gibt weitaus kürzere Wege, aber das störte uns nicht. Wir wussten, worauf wir uns zubewegten. Nicht daran zu denken machte das Gehen wesentlich einfacher.

Wie unter frisch Verliebten üblich, sprachen wir von unseren Familien, erklärten uns gegenseitig unseren Platz in der Welt und verglichen, wie gut es das Schicksal mit uns gemeint hatte. Einmal sagte Tom, er verstehe gar nicht, wie ich ohne Gedichte leben könne.

Ich sagte: »Na, du kannst mir ja dann zeigen, dass es ohne Gedichte nicht geht.« Schon als ich das sagte, ermahnte ich

mich, dass der Zauber morgen schon vorbei sein konnte und ich darauf gefasst sein sollte.

Ich kannte die groben Umrisse seiner Familiengeschichte bereits aus den Unterlagen, die Max mir gegeben hatte. Tom war vom Schicksal recht gnädig bedacht worden, wenn man von Laura und einer unter Platzangst leidenden Mutter einmal absah. Wir waren beide als behütete Nachkriegskinder in wohlhabenden Familien aufgewachsen. Sein Vater war Architekt und arbeitete für die Stadtplanungsabteilung der Grafschaft Kent, demnächst würde er in Ruhestand gehen. Wie ich hatte Tom ein gutes Gymnasium besucht. Sevenoaks. Er hatte in Sussex und nicht Oxford oder Cambridge studiert, weil ihm der Lehrplan mehr zusagte (»konzentrierter, nicht so ausufernd«) und weil er eine Lebensphase erreicht hatte, wo es ihn reizte, Erwartungen zu unterlaufen. Ich glaubte ihm nicht recht, als er behauptete, dass er die Entscheidung nicht bereue. Seine Mutter hatte sich außer Haus als Klavierlehrerin betätigt, bis ihre zunehmende Angst, vor die Tür zu treten, sie dazu zwang, nur noch zu Hause Stunden zu geben. Ein kurzer Blick in den Himmel, schon der Anblick einer Wolke reichte, um sie an den Rand einer Panikattacke zu bringen. Niemand wusste sich zu erklären, was diese Agoraphobie ausgelöst hatte. Lauras Trinkerei fing erst später an. Toms Schwester Joan war vor ihrer Ehe mit dem Vikar Modezeichnerin gewesen – daher also die Schaufensterpuppe und Reverend Alfredus, dachte ich, sprach es aber nicht aus.

Seine Magisterarbeit, im Fach Internationale Beziehungen, hatte Tom über das Problem der Gerechtigkeit bei den Nürnberger Prozessen geschrieben, seine Dissertation über

The Faerie Queene. Edmund Spensers Dichtkunst war ihm heilig, er glaubte jedoch, ich sei noch nicht bereit dafür. Wir befanden uns inzwischen auf der Prince Albert Road, in Hörweite des Zoos. Er hatte seine Doktorarbeit im Sommer beendet und sie in einen festen Einband mit goldgeprägten Lettern binden lassen. Sie umfasste eine Danksagung, eine Zusammenfassung, Fußnoten, eine Bibliographie, ein Register und vierhundert Seiten minutiöser Erörterungen. Er war erleichtert und freute sich jetzt auf die relative Freiheit des Schreibens. Ich erzählte noch ein wenig von meiner Familie, und auf dem Parkway und dem oberen Stück der Camden Road verfielen wir in ein geselliges Schweigen, das zwischen zwei einander noch so Fremden schon ungewöhnlich war.

Ich dachte an mein klappriges Bett und ob es unser beider Gewicht aushalten würde. Aber eigentlich war es mir egal. Sollte es ruhig durch den Fußboden auf Tricias Schreibtisch krachen, immerhin läge ich mit Tom zusammen darin.

Jetzt waren wir also endlich im Haus, in meinem vier mal vier Meter großen möblierten Zimmer, Tom auf meinem Flohmarktsessel und ich auf der Bettkante. Erst mal noch ein Weilchen weiterreden. Wenn meine Mitbewohnerinnen unsere Stimmen hörten, würden sie bald das Interesse verlieren. Und Gesprächsthemen hatten wir reichlich, denn im Zimmer, auf dem Fußboden und auf der Kommode, stapelten sich zweihundertfünfzig Stichwörter in Form von Taschenbüchern. Endlich sah er mit eigenen Augen, dass ich eine Leseratte war und nicht bloß irgendein hirnloses junges Ding, das sich nichts aus Gedichten machte. Zur

Entspannung, zur dezenten Annäherung an das Bett, auf dem ich saß, plauderten wir zwanglos über Literatur, ohne unbedingt recht behalten zu wollen, wenn wir, was häufig geschah, verschiedener Meinung waren. Die Schriftstellerinnen, an denen mir etwas lag, ließ er links liegen – seine Hand strich achtlos an meinen Byatts und Drabbles vorbei, an Monica Dickens und Elizabeth Bowen, all diesen Romanen, in denen ich mich so wohl gefühlt hatte. Dagegen hielt er bei Muriel Spark inne und lobte ihren Roman *Töte mich!*. Ich sagte, mir sei der zu schematisch, *Die Blütezeit der Miss Jean Brodie* gefalle mir besser. Er nickte, aber nicht zustimmend, wie mir schien, eher wie ein Therapeut, der jetzt meinem Problem auf die Spur gekommen war. Ohne vom Sessel aufzustehen, reckte er sich nach vorn, zog *Der Magus* von John Fowles heraus und sagte, das sei stellenweise ganz großartig, wenn auch nicht durchgängig wie *Der Sammler* und *Die Geliebte des französischen Leutnants*. Ich sagte, ich möge solche literarischen Kniffe nicht, ich möge Bücher, in denen das Leben, so wie ich es kenne, beschrieben werde. Er sagte, ohne literarische Kniffe lasse sich das Leben gar nicht beschreiben. Er erhob sich, ging zur Kommode und nahm B. S. Johnsons *Albert Angelo* zur Hand, das Buch mit den Löchern in den Seiten. Auch das gefalle ihm sehr, sagte er. Ich sagte, ich fände es abscheulich. Verblüfft erspähte er Alan Burns' *Celebrations* – bei weitem der beste experimentelle Autor des Landes, lautete sein Urteil. Ich sagte, damit hätte ich noch nicht angefangen. Er bemerkte eine Handvoll Bücher, die bei John Calder erschienen waren. Der beste Verlag überhaupt derzeit. Ich ging zu ihm rüber und gestand, ich sei bei keinem weiter als

zwanzig Seiten gekommen. Und so schrecklich gedruckt! Darauf fragte er, was ich von J.G. Ballard hielte – er wies auf die drei Bücher, die ich von ihm hatte. Unerträglich, sagte ich, zu apokalyptisch. Er liebte jedes Wort von Ballard. Das sei ein kühner, funkelnder Geist. Wir lachten. Tom versprach, mir ein Gedicht von Kingsley Amis vorzulesen, *A Bookshop Idyll*, in dem es um die ungleichen Vorlieben von Männern und Frauen gehe. Zum Schluss werde es etwas schmalzig, sagte er, aber es sei komisch und wahr. Ich sagte, wahrscheinlich werde es mir nicht gefallen, bis auf den Schluss. Er küsste mich, und damit war die literarische Diskussion beendet. Wir gingen zum Bett.

Es war peinlich. Wir hatten stundenlang geredet und so getan, als dächten wir nicht unablässig an diesen Augenblick. Wir waren wie Brieffreunde, die erst geschwätzige, dann vertrauliche Briefe in ihrer jeweiligen Sprache austauschen, sich dann zum ersten Mal begegnen und erkennen, dass sie noch einmal von vorne anfangen müssen. Seine Art war mir neu. Ich saß wieder auf der Bettkante. Nach einem einzigen Kuss und ohne weitere Zärtlichkeiten beugte er sich über mich und begann mich auszuziehen, energisch und routiniert, als mache er ein Kind fürs Bett zurecht. Es hätte mich nicht gewundert, wenn er dabei vor sich hin gesummt hätte. Unter anderen Umständen, wenn wir uns schon besser gekannt hätten, wäre das als Rollenspiel vielleicht reizvoll gewesen. Aber jetzt geschah es schweigend. Ich wusste nicht, was das zu bedeuten hatte, mir war nicht wohl dabei. Als er mir über die Schultern griff, um meinen BH aufzuhaken, hätte ich Tom berühren können und war auch kurz davor, ließ es dann aber. Er schob mich

sanft nach hinten aufs Bett, wobei er mir den Kopf stützte, und zog mir dann den Slip aus. Nichts davon war für mich in irgendeiner Weise prickelnd. Es wurde mir zu viel. Ich musste eingreifen.

Ich sprang auf und sagte: »Jetzt du.« Gehorsam tauschte er mit mir den Platz. Ich stellte mich vor ihn, so dass meine Brüste dicht vor seinem Gesicht waren, und knöpfte sein Hemd auf. Ich sah, dass er hart war. »Zeit für große Jungs, ins Bett zu gehen.« Als er meine Brustwarze in den Mund nahm, dachte ich, es wird alles gut. Ich hatte das Gefühl fast vergessen, scharf, elektrisierend, alles durchdringend rann es vom Halsansatz abwärts bis zum Perineum. Aber als wir die Decke zurückschlugen und uns hinlegten, sah ich, dass er jetzt schlaff war, irgendetwas hatte ich wohl falsch gemacht. Auch etwas anderes überraschte mich – er hatte kaum Schamhaar, und das wenige war glatt und seidig, wie das auf seinem Kopf. Wir küssten uns wieder – darin war er gut –, doch als ich seinen Schwanz in die Hand nahm, war er immer noch weich. Ich drückte seinen Kopf hinab zu meinen Brüsten, weil das vorhin schon funktioniert hatte. Ein neuer Partner. Es war wie ein neues Kartenspiel lernen. Aber er ging noch viel weiter hinab und brachte mich mit seiner Zunge gekonnt zum Höhepunkt. Ich kam in weniger als einer Minute und stieß einen kleinen Schrei aus, den ich wegen der Anwältinnen unten als erstickten Husten tarnte. Als ich wieder zu mir kam, sah ich erleichtert, wie erregt er war. Meine Lust hatte seine geweckt. Und so zog ich ihn zu mir heran, und es ging los.

Es war für uns beide kein großartiges Erlebnis, aber wir hielten durch, wir wahrten den Schein. Mich hemmte zwei-

erlei: zum einen, wie gesagt, die Anwesenheit der drei anderen im Haus, die mangels eines eigenen Liebeslebens nun begierig auf das Quietschen der Bettfedern und noch mehr auf menschliche Laute dazwischen lauschen würden. Zum andern, dass Tom so still war. Er sagte nichts Zärtliches oder Liebevolltes oder Anerkennendes. Nicht einmal sein Atem schien rascher zu gehen. Ich wurde den Gedanken nicht los, dass er unser Liebesspiel zu künftiger Verwendung memorierte, dass er sich im Geiste Notizen machte, Formulierungen ersann und korrigierte, nach Einzelheiten suchte, die aus dem Rahmen des Gewöhnlichen fielen. Wieder dachte ich an die Geschichte von dem falschen Vikar, an Jean und ihre »monströse« Klitoris, so groß wie der Penis eines kleinen Jungen. Was hatte Tom von meiner gedacht, als seine Zunge vorhin an ihr Maß nahm? Völlig durchschnittlich, nicht der Erinnerung wert? Als Edmund und Jean in der Wohnung in Chalk Farm wieder zusammenfinden und miteinander schlafen, stößt Jean beim Orgasmus eine Reihe hoher Töne aus, *so rein und gleichmäßig wie das Zeitzeichen der BBC*. Was waren dagegen meine höflich gedämpften Laute? Aus solchen Fragen ergaben sich andere, ungesunde Gedanken. Neil Carder berauscht sich an der »stillen Ruhe« seiner Schaufensterpuppe, ihn erregt, dass sie ihn verachten und verschmähen könnte. War Tom etwa darauf aus? Auf die totale Passivität einer Frau, eine Insichgekehrtheit, *die in ihr Gegenteil umschlug und zu einer Macht wurde, die ihn überwältigte*? Sollte ich vollkommen still liegen, die Lippen öffnen und an die Decke starren? Nein, und die Vorstellung fand ich alles andere als komisch.

Zur Steigerung meiner Pein malte ich mir aus, wie er, sobald wir fertig wären, Notizbuch und Bleistift aus seiner Jacke nehmen würde. Natürlich würde ich ihn rauswerfen! Aber diese selbstquälerischen Gedanken waren nur ein schlechter Traum. Er lag auf dem Rücken, mein Kopf auf seinem Arm. Es war nicht kalt, dennoch zogen wir Decke und Laken über uns. Wir dösten ein wenig ein. Ich schreckte auf, als unten die Haustür zuschlug und ich die leiser werdenden Stimmen meiner Mitbewohnerinnen auf der Straße hörte. Wir waren allein im Haus. Ohne es sehen zu können, spürte ich, dass Tom ebenfalls aufwachte. Er blieb noch eine Weile still, dann fragte er, ob er mich in ein gutes Restaurant einladen dürfe. Sein Stiftungsgeld sei noch nicht eingetroffen, aber es werde bestimmt bald kommen. Ich bestätigte das wortlos. Max hatte die Zahlung vor zwei Tagen angewiesen.

Wir gingen ins White Tower am südlichen Ende der Charlotte Street und aßen Kleftiko mit Bratkartoffeln und tranken drei Flaschen Retsina. Die schafften wir mühelos. Wie exotisch, auf Kosten des Sonderbudgets zu tafeln und das nicht sagen zu können. Ich fühlte mich sehr erwachsen. Tom erzählte, im Krieg habe es in diesem berühmten Restaurant Dosenfleisch *à la grecque* gegeben. Wir scherzten, diese Zeiten kämen bald wieder. Er hielt mir einen Vortrag über die literarische Historie des Lokals, dem ich mit einem zerstreuten Lächeln lauschte, weil wieder einmal eine Musik in meinem Kopf spielte, diesmal eine Symphonie, ein majestätisch langsamer Satz im erhabenen Stil Gustav Mahlers. In diesem Raum hier, sagte Tom gerade, hätten Ezra Pound und Wyndham Lewis ihre »vortizisti-

sche« Zeitschrift *Blast* gegründet. Die Namen sagten mir gar nichts. Wir gingen zu Fuß von Fitzrovia nach Camden Town zurück, Arm in Arm und betrunken, und redeten Unsinn. Als wir am nächsten Morgen in meinem Zimmer aufwachten, konnte ich bei dem neuen Kartenspiel locker mithalten. Es war die reine Wonne.

ALI SMITH
So fing es an

Es war vorbei, und wir wussten es beide.
Was sollen wir jetzt machen?, sagtest du.

Ich zuckte die Achseln. Mir fällt nichts ein, sagte ich.

Du schütteltest den Kopf. Mir auch nicht, sagtest du.

Sinnlos standen wir im Wohnzimmer. Die Möbel darin waren witzlos. Ich, dämmerte mir, stand da, als ob ich höflich darauf wartete, dass du gingst. Du wartetest ebenfalls gefasst, als ob du gerade aufgestanden wärst, um einen Gast förmlich zu verabschieden.

Ich verschränkte die Arme. Du stemmtest die Hände in die Hüften.

Du hattest Ringe unter den Augen, als ob du seit Wochen nicht geschlafen hättest. Ich, wusste ich, hatte dieselben dunklen Ränder um die Augen. Draußen graupelte es, war Abend und bitterkalt; es war der ärgste Monat des Jahres, der, in dem einem die Tage noch dunkler und die Wochen noch länger vorkamen und auch das Geld länger brauchte, bis es auf den Konten der Empfänger angekommen war.

Ich setzte mich auf die Couch. Du setztest dich neben mich.

Die Zentralheizung war zwar so weit hochgedreht, wie es nur ging, aber das Haus war nach wie vor überall undicht. Wir starrten beide auf den leeren Kamin in der Wand.

Weißt du was?, sagtest du.

Was?

Wir könnten vielleicht ein Feuer machen, sagtest du.

Ja.

Ich ging die Streichhölzer aus dem Schlafzimmer holen, während du die Zeitung von heute auseinandernahmst. Dann ging ich in den Schneeregen hinaus und holte Holz-scheite aus dem Schuppen. Ich griff mir sowohl kleinere als auch zwei größere und nahm zuletzt mit Absicht ein großes nasses Scheit von dem Haufen vor dem Schuppen mit und legte es oben auf den Stapel in meinen Armen, weil ein nasses Scheit, wie du immer sagst, auf einem guten Feuer immer prima brennt. Aber als ich durch den Garten zum Haus kam, war die hintere Tür zu und wollte nicht aufgehen. Ich legte den Haufen ab. Probierte die Klinke noch einmal.

Klopfte. Klopfte fester.

Ich hob das größte und schwerste Scheit auf und hämmerte damit gegen die Tür. Asseln und Spinnen und verfaulte Holzstücke flogen von dem Scheit davon. Schleimiges Moos hinterließ Schlieren auf der Tür und beschmierte mir die Hände und die Ärmel. Ich trat einen Schritt zurück und schlug noch einmal gegen die Tür. Da ging der obere Teil des Küchenfensters einen Spaltbreit auf.

Anders kann man so was nicht machen, sagtest du durch den Spalt.

Du elendes Dreckstück, sagte ich.

Hör auf, sagtest du. Du machst die Tür kaputt.

Und ob ich die Tür kaputtmache! Es ist meine Tür. Ich kann sie kaputtmachen, wie ich lustig bin. Und wenn du

nicht auf der Stelle aufmachst, schlage ich meine Fenster auch alle ein.

Es ist mein Haus, sagtest du, machtest das Fenster zu und schlossest es ab. Wir hatten uns die Fensterschlösser von einem Schreiner einbauen lassen, um Einbrecher abzuschrecken. Ich sah dich hinter dem feuchten Beschlag. Du warst beim Wasserkessel, tatest so, als ob ich nicht da wäre. Dampf kam aus dem Kessel. Du holtest die Milch aus dem Kühlschrank. Ich war es, die diese Milch gekauft hatte; ich hatte sie am Tag zuvor im Laden gekauft, und dass du sie dir einfach so nahmst, machte mich zorniger als alles andere. Ich stand in dem nassen Graupel und schrie und fluchte. Du tatest so, als hörtest du es nicht. Zogst versonnen einen Teebeutel aus der Dose, als existierte ich nicht, hätte nie existiert, als gehörte ich für dich bloß zur breiten Masse des Publikums, das dir, dem Star des Films, von draußen im Dunkeln dabei zusah, wie du dir vielsagend einen Tee machtest.

Ich hob das größte Scheit noch einmal vom Boden auf, holte Schwung, stemmte die Beine fest in den Boden und zielte, das Scheit in Schulterhöhe, auf dich. Doch unsere Küchenfenster sind doppelt verglast, wir hatten sie voriges Jahr neu machen lassen, als das Holz der alten Fenster verfaulte, und bei den neuen verstärktes Glas einsetzen lassen. Ich wollte nicht dämlich aussehen und ein Scheit werfen, das wieder bloß abprallte, und ließ es fallen.

Der nasse Schnee kam nun aus allen Richtungen; ich war über und über mit Graupel bedeckt, hatte ihn in den Haaren, auf dem Pullover und im Nacken. Ein Eissplitter schmolz auf meinem Gesicht. Ich wischte ihn ab, hatte aber

kaum noch Gefühl in den Händen. Ich hatte keine Handschuhe und keine Jacke an, hatte gar nichts, kein Geld, keine Bankkarte und kein Telefon. Alles, was ich brauchte, befand sich im Haus. Ich dachte an meinen Mantel und den Schal, die so arglos wie unerreichbar am Haken neben der Haustür hingen. Mir war hundekalt. Ich legte die Arme um mich. Ich konnte mich nicht mal ins Auto setzen. Die Autoschlüssel steckten in meiner Manteltasche. Ich hatte nur den Schlüssel für den Schuppen. Nicht mehr lange, und ich musste mich, wenn ich noch mehr fror, in den Schuppen stellen.

Dann fiel mir ein, dass ich mit dem Schlüssel für den Schuppen wahrscheinlich auch den Ersatzschlüssel für die Haustür hatte, denn die bewahren wir immer am selben Ring auf, dem Schlüsselring mit der kleinen Weltkugel dran. Ich schob die Hand in die Tasche: Da waren sie, die Welt am Kettchen und beide Schlüssel. Im selben Sekundenbruchteil (ich erkannte es daran, wie du dich an der Anrichte zur Seite drehtest und mit der Tasse in der Hand stehen bliebst) schoss auch dir der Gedanke durch den Kopf, dass ich diesen Schlüssel wohl hatte, und während ich schon in Richtung Haustür losrannte, sah ich aus dem Augenwinkel noch, dass du ebenfalls zum Sprung ansetzt, damit du als Erste dort warst.

Wir rannten um die Wette. Ich sprintete, so schnell ich konnte, aber der Boden unter meinen Füßen war rutschig. Ich kam, das Herz schlug mir bis zum Halse, gerade in dem Moment an, als das Doppelbartschloss einrastete und du hinter der Tür triumphiertest. Du lachtest. So ansteckend, dass ich auch lachen wollte. Dann wollte ich, weil ich spontan mitlachen wollte, weinen.

Auf gar keinen Fall würde ich vor dir weinen, nicht mal wenn du auf der anderen Seite der Tür warst und mich nicht sehen konntest. In dem Licht, das aus dem Wohnzimmerfenster drang, nestelte ich den Ersatzschlüssel vom Schlüsselring. Das war nicht eben leicht, weil der Ring des Schlüsselrings ziemlich straff ist und meine Finger so kalt waren, dass ich sie kaum bewegen konnte. Als ich ihn schließlich herunterbekommen hatte, hob ich die Klappe des Briefkastenschlitzes und stellte den Schlüssel durch die Tür zu. Ich hörte ihn, leicht, wie er war, auf der Fußmatte landen. Hörte, wie dein Lachen erstarb. Ich ließ die Klappe zufallen, machte auf dem Absatz kehrt und ging.

Wir liegen, jede auf ihre Seite gedreht, im Bett. Heulend fährt der Wind übers Dach und ruckelt an dem Karton, mit dem das eingeschlagene Fenster abgedichtet ist. Ich kann das Feuer noch riechen, der Geruch liegt im ganzen Haus, als wäre ein mit Asche parfümiertes Tier durch alle Räume geschlichen und hätte sein Territorium markiert.

Wir liegen nur eine Handbreit voneinander entfernt. Der Abstand zwischen unseren Rücken, spüre ich, wird geringer. Ich gebe schließlich nach und fange an.

Erinnerst du dich, als du einmal die ganze Nacht nicht nach Hause gekommen bist, sage ich, die Nacht, als ich keinen Schimmer hatte, wo du warst, und dachte, du wärst tot?

Du lachst hinter mir leise im Dunkeln.

Es tut mir leid, sagst du.

Nein, das war gut, sage ich. Es war gut, so den Morgen zu erleben. Es war Frühling, erinnerst du dich?

Ehrlich gesagt musste ich gerade an das eine Mal vorigen

Sommer denken, als du dich verliebt hattest, aber nicht in mich.

Ah, sage ich. Lache. Hoffe, das Lachen klingt sarkastisch und zerknirscht.

Nein, auch das war gut, sagst du, wirklich, war es, und das weißt du auch, es war für uns beide gut. Ich meine, ich weiß, dass es für dich gut war, und ich habe dadurch, na ja, alles Mögliche herausgefunden, was mir neu war.

Was denn zum Beispiel?, sage ich.

Das weiß ich nicht, sagst du.

Nein?

Nein, das hab ich da ja herausgefunden. Ich hab herausgefunden, wie es ist, das nicht zu wissen.

Wie das eine Mal in der U-Bahn, sage ich, als die Zugtüren zugingen und ich hinter dir noch auf dem Bahnsteig stand und du in den Zug eingestiegen warst und die Türen zugingen, bevor ich einsteigen konnte?

Ich erinnere mich, sagst du hinter mir.

Und wir sprachen grimassierend durch die Zugtüren miteinander, sage ich, und dann fuhr der Zug ab, und du sagtest etwas durch die Scheibe, aber ich hatte nicht die leiseste Ahnung, was du mir sagen wolltest.

Embankment, sagst du. Ich sagte Embankment. Ich wollte, dass wir uns an der Haltestelle Embankment treffen.

Ich konnte mir aber absolut nicht denken, was für ein Wort das sein sollte, sage ich, ich sah nur deinen Mund, der es immer wieder geformt hat, konnte es aber nicht hören, und dann ging das Licht in deinem Wagen an, und er fuhr ins Dunkel und die anderen Wagen mit den vielen Leuten drin hinterher, und dann war bloß noch die Tunnelröhre

und weiter nichts, bloß die Reklame für Alkohol und Fluglinien und unten drunter die Gleise, die immer so glänzen, als hätte es was damit zu tun, dass sie gefährlich sind, wie sie glänzen, und ich stand da und konnte mir nicht denken, was du mir hattest sagen wollen, formte Worte mit dem Mund, aber das Einzige, das mir einfiel und zu der Form passte, war Ombudsmann.

Wir müssen nun schon beide lachen. Drehen uns in der Wärme, die wir in dem Bett erzeugt haben. Dein Atem streicht im Dunkeln über mich hinweg, als du es mir nachsprichst.

Ombudsmann, sagst du.

Ombudsmann, großer Gott, sage ich. Ich wusste nicht einmal, was das bedeutet. Weiß ich bis heute nicht. Ich konnte mir absolut nicht denken, warum du das zu mir hättest sagen wollen. Und dachte darum, dann wird es wohl, musste ja, ein anderes Wort gewesen sein. Und dann, vielleicht war es ja Blamage.

Blamage, sagst du. Ja. Wir treffen uns an der Haltestelle Blamage. Ich wartete an der Blamage auf dich.

Ein bisschen blamabel war es ja schon, sage ich, vor den vielen Leuten im Zug und auf dem Bahnsteig, die mit angesehen haben, wie die Türen zwischen uns zugehen und so, es hätte schon Blamage sein können. Dann kam ich auf die Idee, dass es auch mehr Wörter gewesen sein könnten, was du mir hattest sagen wollen, nicht nur eines, mich blamiert vielleicht oder imponier mir. Und dann war außer mir niemand mehr auf dem Bahnsteig, nur noch ganz andere Leute, die auf einen anderen Zug warteten, und der kam, sie stiegen ein, und andere Leute stiegen aus, aber ich stand

immer noch da und führte Selbstgespräche, murmelte mich blamiert, nein, imponier mir, nein, bis um sieben, nein.

Wir lachen uns zu. Dann verstummen wir wieder, und ich habe keine Ahnung, wohin du dich im Kopf zurückgezogen hast. Frage mich, ob du wohl an die Nacht denkst, in der du nicht nach Hause gekommen bist. Ich denke an meine andere Liebe und dann daran, wie ich auf dem Bahnsteig stehe, die Züge einer nach dem anderen ein- und ausfahren, die Leute und die abgestandene Luft in der U-Bahn ständig wechseln und ich mich bei jedem nächsten Zug frage, ob ich einsteigen und eine Haltestelle vorfahren und Ausschau halten soll, ob du dort vielleicht auf mich wartest? Aber was, wenn ich dorthin komme und du nicht da bist? Was, noch schlimmer, wenn ich weiterfahre und du in einem Zug in die Gegenrichtung sitzt, weil du mich suchst? Vielleicht, denke ich, sollte ich in das Café zurückgehen, in dem wir gerade waren. Oder vielleicht wäre es vernünftig, wenn ich in eins unserer Lieblingsrestaurants ginge, in den Diner oder das an der Kreuzung mit den vielen Straßen, wo der Blumenladen ist, oder zu dem Chinesen oder in das Restaurant mit dem Blick von der Dachterrasse, und dort auf dich wartete? Wenn alle Stricke reißen, könnte ich auch zum Hauptbahnhof zurückgehen und mit dem Zug nach Hause fahren.

Imstande bin ich aber nur zu einem, und das ist das Einzige, was ich auch wirklich will, nämlich die Augen schließen und mich sacken lassen, bis auf den dreckigen Boden des Bahnsteigs, denn um mich herum erstreckt sich meilenweit die alte Höhle der U-Bahn und dahinter und darüber die Stadt im Winter, eine Stadt, die ich zu kennen glaubte

und die nun so nichtssagend ist wie das Meer, auf dessen farblosen Grund ich hineingeworfener Stein sinke.

Das Haus knackt rings um uns. Ich schmiege mich im Bett an dich. Das Bett knackt. Du schmiegst dich fest an mich, und das erfüllt mich mit einer Hoffnung, so vage, dass ich Angst habe, sie mir einzugestehen. Ich kann das Feuer und die glühende Asche immer noch riechen; heute Abend rieche ich die Jahreszeit so, wie es sonst nur in den allerersten Momenten ihrer Wiederkehr möglich ist, bevor man sich an sie gewöhnt hat, ihr in Vergessenheit geratener Geruch dann wieder in der Luft liegt und der Gang der Ereignisse sich ändert und wieder beruhigt.

Ich halte die Nase an deine Haut. Du riechst nach dir. Du riechst immer nach dir, es gibt allerdings, wie ich weiß, Variationen deines Geruchs: den Sommergeruch von sattgrünen Blättern und Schweiß, den Herbstgeruch des Rauchigen, den Wintergeruch von Feuer und sauberer getragener Wolle, den Frühlingsgeruch, an den ich mich nicht genau erinnere und auf dessen Wiederkehr ich warte.

Du beugst dich nach unten und sprichst vor meinem Ohr. Ombuds mich, sagst du. Du sagst es leise wie ein Atemhauch.

Was?

Imponier mir, sagst du.

Okay, flüstere ich. Mach ich, wenn du mich imprägnierst. Mach ich, flüsterst du wieder. Aber nur, wenn du am Ball bleibst. Und, soll ich auch am Ball bleiben, möchtest du das? Ja, sage ich. Bitte. Fang an.

Der Schlüssel landete auf der Fußmatte, und mein Lachen erstarb.

Ich stand an der Haustür und horchte.

Ich wollte durchs Fenster schauen. Sah in seinem Spiegel aber nur mich und das Zimmer hinter mir. Ich schaltete alle Lampen im Zimmer aus, ging noch mal zum Fenster zurück. Wollte wissen, ob ich jetzt durchsehen konnte.

Dann holte ich mir meinen Tee aus der Küche. Stand eine Weile an der Tür, die Tasse in der Hand. Ging zurück ins Esszimmer und ins Wohnzimmer und nach oben, wo ich mit der Tasse von einem Raum zum anderen wanderte. Ich zog ein Gesicht, als hätte ich mir genau das vorgenommen, es war aber niemand da, der bestätigen konnte, ob es mir gelungen war oder nicht; die Zimmer waren alle leer. Du warst ohne Mantel da draußen. Bei dem ekelhaften Wetter. Ich öffnete das Schlafzimmerfenster. Das Graupeln hatte aufgehört; ich sah in beide Richtungen die Straße hinab. Nasse Autos parkten vor Häusern, sonst war da nichts.

Ich schloss das Fenster und verriegelte es. Dass ich mir deinetwegen Sorgen machte, während du, wo immer du warst, offensichtlich nicht einmal an mich dachtest, fuchste mich. In dem Zimmer waren außer mir nur Sachen. Die Haarbürste auf der Kommode war meine, der Haartrockner jedoch, den wir beide benutzen, gehörte definitiv dir. Die Kommode war meine; sie hatte meiner Mutter gehört. Das Bett war unseres. Die Bettdecke war deine. Ich setzte mich ins Bad, den Raum mit der geringsten Anzahl von Zeug darin. Schaute mir das leere Bad an. Es musste dringend neu gefliest werden, und das schon als wir das Haus kauften.

Ich gehe jetzt runter, dachte ich, als ich da saß, und suche in den Gelben Seiten nach Fliesenlegern, und morgen rufe ich bei einigen an und lasse mir Kostenvoranschläge machen. Darum ging es doch im Leben: Man sorgte dafür, dass alles in Schuss blieb und gut lief, ohne Störung, dass das Feuer im Herd nicht ausging. Darum ging es beim Weiterleben: Man flieste das Bad neu, auch wenn scheinbar Wichtigeres zu Ende gegangen war.

Die Gelben Seiten lagen aber nicht dort, wo sie normalerweise liegen. Ich hatte keine Ahnung, wo sie waren. Ich ging durch alle Räume und suchte, denn du hattest sie von der Stelle weggenommen, an der sie immer sein sollten und an die wir sie, darüber waren wir uns einig gewesen, nach dem Benutzen immer wieder zurücklegen wollten, hattest sie selbstsüchtig genommen und irgendwo liegengelassen, wo ich sie niemals wiederfinden würde, wahrscheinlich mit Absicht, du tatest so was ja dauernd, Sachen von da wegnehmen, wo sie sein sollen, und irgendwo anders stehen und liegenlassen. Du hattest die Gelben Seiten im vollen Wissen, dass ich sie brauchte, an dich genommen und sie dann nicht bloß gedankenlos, sondern regelrecht gefühllos irgendwo hingelegt, wo ich in tausend Jahren nicht nachsehen würde.

Ich wurde immer zorniger. Stand in der Küche. Öffnete Schranktüren und schlug sie krachend wieder zu. Als ich beim Verlassen der Küche mit der flachen Hand auf den Lichtschalter hieb, um Energie zu sparen, bemerkte ich das schwache Licht im Schuppenfenster.

Ich wäre beinahe über den Stapel Holz gestürzt, den du direkt vor die Hintertür gelegt hattest. Ich hätte mir etwas

tun können, wenn ich da drübergefallen wäre, sagte ich mir, als ich durch das rutschige Gras stapfte.

Du warst im Schuppen. Ich sah dich durch das spinnwebenverhangene Fenster. Du hattest dir, sah ich beim Näherkommen, die Decken, die wir im Sommer nehmen, wenn wir uns ins Gras setzen, um die Schultern und den Kopf gelegt. Du sahst lächerlich aus. Mit einer unter den Decken vorgestreckten Hand hieltest du eine alte Taschenlampe in die Luft. Lasest in ihrem flackernden Batterielicht ein Buch.

Irgendetwas hielt die Schuppentür von innen zu, vielleicht der Rasenmäher. Ich drückte dagegen, aber sie gab nicht nach. Klopfte ans Fenster.

Was hast du mit den Gelben Seiten gemacht?, rief ich.

Klopfte noch einmal.

Rief: Ich brauche die Gelben Seiten.

Du drehtest langsam den Kopf. Zogst die Decken um dich zurecht und schautest wieder in dein Buch, als ob du in einem fahrenden Zug oder einem Auto kurz zum Fenster hinaus etwas angeschaut hättest, was aber uninteressant war.

In dem Moment schoss mir durch den Kopf, wo die Gelben Seiten waren. Sie lagen da, wo sie seit Monaten lagen, aufs Geratewohl aufgeschlagen auf dem Rücksitz des Autos; wir hatten sie vor zwei Monaten von drin geholt, als du sagtest, du bringst mir das Autofahren bei; ich käme, sagtest du, auf dem Fahrersitz ein bisschen höher, wenn ich sie mir unterlegte.

Da hatte ich mich ja schön blamiert. Ich erwog kurz, so zu tun, als wäre mir nicht eingefallen, wo die Gelben Sei-

ten waren, damit ich dich weiter selbstgerecht anschreien konnte. Aber die Absurdität, das auch nur überlegt zu haben, und die Absurdität, dass du erkennbar zitternd vor Kälte in Decken gehüllt im Schuppen lasest und ich vor Kälte von einem Bein aufs andere trat und dich mitten im Winter in pechschwarzer Nacht im Garten anschrie, war echt lachhaft. Ich hätte auch fast gelacht. Musste es unterdrücken. Ich stand in der Kälte neben dem dünnen Baum. Du hattest mir gezeigt, welches Pedal wofür war, und mir erklärt, wie eine Kupplung funktioniert. Warst mit mir auf den fast leeren Parkplatz am Baumarkt gefahren und hattest mich eine Stunde lang hin und her fahren lassen, warst nur ein einziges Mal zornig geworden, und das auch nur kurz, und hattest die Handbremse angezogen, als ich dem einzigen anderen Auto auf dem Parkplatz zu nahe kam.

Ich überlegte, warum ich vorhin so in Rage geraten war. Ich wollte mich noch einmal so aufregen, überlegte stattdessen aber unweigerlich, was du da lesen mochtest, ob es das Buch war, das seit August auf der Bank im Garten lag, erst, weil wir es dort vergessen, dann, weil wir es aus Faulheit nicht hereingeholt hatten, und schließlich, weil wir beide neugierig waren, was aus einem Buch wurde, wenn wir es bei Wind und Wetter draußen ließen. Ob es sich verzogen hatte? Wie mochte es sich in deinen Händen anfühlen? Es hatte monatelang bei Hitze, Kälte und Nässe draußen gelegen. Ob die Seiten wohl zusammengeklebt waren und, als du umblättern wolltest, vielleicht Drucker-schwärze auf die gegenüberliegende Seite abgefärbt hatte und das Buch dadurch unlesbar geworden war, so dass du

beim Umschlagen jede einzelne Seite vorsichtig von der anderen abheben musstest?

In dem Moment erhob sich der Wind, und die Hintertür schlug zu, aber das störte mich nicht, ich hatte die Schlüssel in der Tasche. Ich ging vom Schuppen durch den ganzen Garten und ums Haus herum nach vorn, zog meinen Schlüssel heraus, wollte ihn schon ins Schlüsselloch stecken und aufschließen, als mir einfiel, wie leicht dein Haustürschlüssel auf der Matte gelandet war.

Ich könnte meinen eigenen Schlüssel durch den Briefschlitz werfen. Könnte wieder nach hinten gehen zum Schuppen und dir sagen, dass ich ebenfalls ausgesperrt war. Dann könnten wir zusammen ins Haus einbrechen. Könnten an den Punkt zurück, an dem das angefangen hatte. Wir könnten, wenn wir wieder drin waren, vielleicht sogar das Feuer anmachen, für das du die Holzscheite geholt hattest. Ich würde darauf bestehen, sie selbst hereinzuholen, zum Zeichen dafür, dass ich dir vertraute.

Im Geiste sah ich mich noch mal in den Garten gehen und dir durchs Schuppenfenster sagen, dass wir beide ausgesperrt waren und dass ich dich brauchte. Aber womöglich zogst du es vor, mir nicht zu antworten. Wenn du das vorzogst, würde ich allein ins Haus einbrechen.

Oder aber ich schloss jetzt auf und ging ins Warme, machte die Tür hinter mir zu, ließ mir ein Bad ein, ging zeitig ins Bett und las noch ein Weilchen für mich, bevor ich einschlief.

Ich stand mit dem Schlüssel in der Hand an der Tür, und natürlich entschied ich mich für ja.

RICHARD BEARD

Ich kann mich nicht denken hören

Der Londoner Flughafen Heathrow ist einer der wenigen Orte Englands, an denen man mit Sicherheit eine Schusswaffe zu Gesicht bekommt. Diese Schusswaffen werden von Polizisten in kurzärmligen Hemden und schwarzen, kugelsicheren Westen getragen, stets in Alarmbereitschaft wegen Terroristen, die einen Tie-Rack-Laden in die Luft jagen wollen. Es ist unwahrscheinlich, dass sie mich direkt ansprechen werden, aber sollten sie es doch tun, dann werde ich ihnen die Wahrheit sagen. Ich werde ihnen meinen Plan verraten. Ich werde nämlich so lange hier am Flughafen Heathrow bleiben, bis ich jemanden gesehen habe, den ich kenne.

Am belebtesten Flughafen der Welt sollte das nicht allzu lange dauern, und ich schätze, dass ich wieder daheim bin, bevor Ally zur Arbeit fährt. Es ist sechs Uhr dreiundvierzig frühmorgens. Mein Blick schweift zwischen so vielen Gesichtern hin und her, dass ich auf der Stelle jeden, den ich nicht kenne, wieder vergesse; bis auf ein kleines Mädchen, elf oder zwölf Jahre alt, das libanesisch aussieht und ein Hochzeitskleid trägt. Rote Stoffblumen schmücken ihr schwarzes Haarband, das eng um ihr wildes, nach hinten gekämmtes Haar geschlungen ist. Sie gehört zu den Menschen, die ich nicht kenne.

Am besten stellt man sich dorthin, wo am allermeisten los ist, und wartet. Zu Victor und Clemmy sage ich immer, dass man etwas Sinnvolles tun muss, und so lehne ich mich nun erwartungsvoll an die Absperrung im Ankunftsbereich des Terminal 1.

Erstaunlicherweise warte ich neununddreißig Minuten lang, ohne auch nur eine mir bekannte Person zu sehen. Ich kenne keinen Einzigen, und keiner kennt mich. Ich bin ebenso anonym wie die Fahrer mit ihren einheitlichen Schildern, auf denen die Namen von ankommenden Fluggästen stehen (einige der Nachnamen kenne ich), nur dass die Fahrer besser gekleidet sind als ich. Seit wir Kinder haben, sieht alles, was ich trage, nach Schlafanzug aus. Mäntel, Hemden, T-Shirts, Jeans, Anzüge, alles sieht so aus, als hätte ich darin geschlafen.

Den ersten Anruf bekomme ich gegen sieben. Wie unbeteiligt und mit einem Gefühl von Macht lasse ich das Handy fröhlich in meiner Tasche vibrieren. Zehn Minuten später ein zweiter Anruf. Ich sehe auf dem Display, dass es wie erwartet Ally ist, als ob es jemand anderer sein könnte, und schalte dann das Handy ab.

Die meisten der ankommenden Passagiere aus Glasgow (BA 1473 0700), Manchester (AA 6614 0710) und Aberdeen (BD 671 0720) sind Männer, darunter Fußballfans von Celtic Glasgow in grün-weiß gestreiften Trikots und Hüten mit Schottenmuster, unter denen jeweils ein auffällig leuchtender Haarschopf hervorquillt. Das orangefarbene Haarteil ist an den Hüten befestigt. Normalerweise würde ich dies alles dem fünfjährigen Victor erklären, um ihn in Staunen zu versetzen, was ich alles so weiß. Außerdem soll

er nicht denken, dass alle Schotten orangefarbenes Haar haben. Nicht alle Schotten sind gleich, genauso wenig, wie alle Väter gleich sind.

Frühmorgens ankommende Passagiere sehen manchmal aus wie Neugeborene, zerknautscht und missmutig. Instinktiv sehen sie sich sofort nach einem bekannten Gesicht um, auch wenn sie gar niemand abholt. Da kommt ein Mann mit einer Feder am Hut, ein anderer, der Gewaltdrohungen in sein Telefon brüllt, und auch ein kleiner Junge mit seiner Mutter, der aufgekratzt von gezuckerten Getränken und dem Erlebnis eines echten Fluges jedes Mal, wenn irgendwo ein Handy klingelt, laut »Telefon!« ruft. Er ist gut beschäftigt. Er ist gut laut.

Zu den Kindern sage ich immer: »Denkt nach!« Und hier stehe ich nun im Ankunftsbereich des Terminal 1, wo ich doch weniger als 13 Kilometer entfernt lebe. Von den Leuten, die ich kenne, werden nur wenige zu dieser Uhrzeit ankommen. Warum auch. Wenn überhaupt, dann fliegen sie ab, und zwar von einem der anderen Terminals.

Terminal 1 ist kein ernstzunehmendes Terminal. Vor allem Inlandsflüge starten und landen hier, und daher hat es keine besondere emotionale Bedeutung. Leeds/Bradford und London sind nicht weit genug auseinander für die leidenschaftlichen Gefühle, die von großer Entfernung entfacht werden. Aus Newcastle zurückgekehrt, steigen Paare ins Auto und fahren los, wohin auch immer.

»Gute Reise?«

»Verregnet. Bei dir?«

»Genauso.«

In den weiß-gelben, klimatisierten und gleichmäßig tem-

perierten Gängen bleibt mein Blick an blassblauen Turbanen und dicken Menschen haften. Hier in diesem hellen, dauerhaften Tageslicht, so ganz ohne Schatten, sehen die Gesichter aller Dicken ähnlich aus und daher wie die Gesichter der Dicken, die ich kenne. Die Gesichtszüge verschwimmen, sind schwer zu erkennen, zusammengedrückt von überflüssigem Fett. Ich starre sie konzentriert an, denn ich möchte niemanden übersehen.

An einem Ecktisch von Costa Coffee, am Zugang zum Terminal 2, säubert eine vornehme Dame in einem schwarzen Rock und einer himmelblauen Strickjacke einen Tisch mit der Rückseite ihres Lederhandschuhs. Ich wusste, dass dies passieren würde. Endlich sehe ich jemanden, den ich kenne, und es ist jemand, den ich nicht sehen will.

Es ist Allys Mutter.

Ich bleibe abrupt stehen, in einer Entfernung von etwa fünf Metern, und hoffe, dass sie mich nicht bemerkt. Eigentlich sollte ich jetzt daheim sein, und zwar in dem Haus, das im 63-Dezibel-Radius des Flughafens liegt und bei dessen Kauf sie uns unterstützt hat. Zwar können wir unsere eigenen Gedanken nicht hören, besitzen aber eine preisgünstige Doppelhaushälfte mit einem kleinen Garten, von dem aus wir Fluggesellschaftenraten spielen können: Garuda, Iberia, JAL. Aber wir machen eine gute Miene dazu.

Die Dame blickt unvermittelt auf und greift nach ihrer Tasche. Sie richtet sich auf, um mich zu mustern, zuerst mit neutralem Blick, dann mit einem Stirnrunzeln. Es ist nicht Allys Mutter, aber sie sieht ihr sehr ähnlich.

Ich hetze weiter zum Abflugbereich von Terminal 2, wo selbstbewusst auftretende Männer meines Alters in Desi-

gnerhosen das Land verlassen. Ich sehe auf die Monitore, und die erste Stadt, die mir ins Auge springt, ist Zagreb, das mich erinnert an Serbien und damit an Iana, und das ist nicht gut.

08.10 OK653 PRAG GATE CLOSED

08.20 LH479I HAMBURG BOARDING

08.30 AF267I PARIS CDG GATE OPEN

Und so weiter. Hier im Abflugbereich von Terminal 2 kann ich davon ausgehen, dass ich einen Bekannten sehe. Wenn es keiner meiner jetzigen Bekannten ist, dann bestimmt irgendein Streberkommilitone aus Unizeiten. Ich war auf einer guten Universität, und wenn ich mir nicht das Drüsenfieber eingefangen hätte, dann wäre ich genau von diesem Flugsteig abgeflogen, um mich für das dritte Jahr meines Studiums der modernen Sprachen aufzumachen. Ich hatte einen Job als Assistenzlehrer in Saragossa, aber es hatte nicht sollen sein. Zweieinhalb Monate lang blieb ich im Bett in meinem Kinderzimmer und ging dann an die Hochschule zurück, wo ich Ally traf, die dort Zoologie studierte.

Damals vor fünf oder sechs Jahren, na ja wohl mehr sieben, aber eigentlich acht Jahren hatten wir eine Menge Bekannte. Die haben sich sicher nicht viel verändert, genauso wenig wie wir. Sie mögen vielleicht nach außen hin Erfolg repräsentieren, mehrere Sprachen fließend sprechen und ganz der Mode entsprechend gelangweilt von ihren vielen Reisen sein. Hier im Terminal 2 von London Heathrow um 8.20 Uhr an einem Dienstagmorgen können wir aber beide stolz darauf sein, dass wir uns mehr oder weniger so entwickelt haben, wie wir es uns erhofft hatten.

»Wohin geht's?«

»Zagreb.«

»Wundervolle Stadt, dieses Zagreb.«

Wir vergleichen Jobs und Nachwuchs, sehen auf die Uhr und versprechen uns, in Kontakt zu bleiben. Als sich mein gleichgesinnter Freund schließlich in Richtung Passkontrolle aufmacht, fasse ich ihn am Ärmel seines Anzugs (oder sie am Ärmel ihres Kostüms, es könnte ja eine Sie sein, obwohl ich eher denke, dass es ein Er ist) und frage ihn, ob ich mit Iana, dem serbischen Teenager, schlafen sollte. Wie auch immer die Antwort ausfällt, ich gehe daraufhin zurück zum Auto, bin 20 Minuten später zu Hause, nicht schlauer als vorher, und Ally schafft es immer noch, vor 10 ins Büro zu kommen. Wenn sie sich beeilt.

Der einzige Haken an diesem Plan ist, dass ich immer noch niemanden gesehen habe, den ich kenne.

Es stellt sich heraus, dass die Leute, von denen ich fälschlicherweise annehme, ich würde sie kennen, wie Bekannte aussehen, die ich selten sehe. Das besorgte, berechnende Gesicht von Mrs Roberts, wobei es bei ihr nicht so sehr das Gesicht ist, an dem ich sie erkenne, als vielmehr die große Brille mit den quadratischen Gläsern. Ein kurzer Moment von Unentschlossenheit stellt sich ein, als ich vermeintlich eine meiner Cousinen mit Pferdeschwanz sehe und dann Mr Browning, der den Fußballplatz abzeichnet, obwohl das eigentlich nicht sein kann, weil er im Krankenhaus ist. Die Mannschaft hatte eine Wahnsinnshinrunde. Sie nennen mich Mum, und wenn ich etwas härter attackiere, als unbedingt nötig, Psycho-Mum.

Ich hänge im Abflugbereich des Terminal 2 herum, wie einer, der gerade Lebewohl zu jemandem gesagt hat, den er

liebt. Dies ist der Ort, an dem Iana ihren fetten und schlappen Ehemann verabschieden würde, wenn sie ihn liebte. Als sie damals eingezogen sind, haben wir sie heimlich von einem der Fenster im ersten Stock aus beobachtet. Er war so viel fetter und älter als sie, dass wir ihn für einen verheirateten Mann hielten, der mit seinem Aupair-Mädchen einzieht. Tatsächlich verhält es sich ja auch genauso.

Vielleicht ist es einfach wahrscheinlicher, dass ich Frauen erkenne. Ich sehe öfters zweimal hin, weil die Frauen an Flughäfen idealtypisch sind. Sie haben keine Angst zu gehen oder verlassen zu werden. Bei den Damen des Hockeyclubs Pontypridd sehe ich ganz genau hin, ob eine dabei ist, die ich vielleicht kenne, sie sind 2005 auf Europatour. Das ist sowohl absurd als auch nicht ganz auszuschließen.

Stunden vergehen. Ich bin müde vom vielen Nachdenken, und da, wo ich mir eigentlich Gesichter ansehen sollte, betrachte ich Beine. Ich betrachte, wie weit geschnittene Cargopants halbe Hintern fressen und dann wieder freigeben, bei einem Neuankömmling aus Mailand, aber auch bei Iana, die entlang unserer Straße zu den Geschäften spaziert, dabei Walkman hört und mitsingt.

Ich schalte mein Telefon an und öffne keine von Allys Kurzmitteilungen. Es klingelt sofort, und ich gehe ran, weil ich vergesse, dass ich Macht habe.

»Wo bist du?«

»Heathrow.«

»Wo?«

Sie ist weder entsetzt, noch will sie mich dazu bringen, dass ich ihr etwas Glaubwürdigeres erzähle. Ein Flugzeug fliegt gerade über unser Haus, und sie kann nicht hören,

was ich sage. Ich warte, bis es vorbei ist, und im Hintergrund spielen oder kämpfen Victor und Clemmy hörbar miteinander.

»Ich bin am Flughafen.«

»Du solltest eigentlich hier sein.«

Keif, keif, keif.

Ich lege auf und mache mir Sorgen um das Auto in der Tiefgarage von Terminal 1, das dort für 2 £ die halbe Stunde steht. Nun da ich mich denken hören kann, denke ich, dass der Kurzzeitparkplatz kein richtiger Parkplatz ist, zumindest nicht, wenn man eine Leiche im Kofferraum verstecken möchte. Der Langzeitparkplatz wäre da der bessere Tipp. Auf dem Langzeitparkplatz hätte man mindestens einen Monat, bevor irgendjemand irgendetwas bemerkte.

Der Kurzzeitparkplatz taugt nicht für Leichen, dafür ist er besser für Sex. Rund um die Uhr haben Menschen auf Kurzzeitparkplätzen des Flughafens Heathrow Sex. Nachdem sich hier so viele Paare wiederfinden und die wahre Liebe ja schließlich keinen Aufschub duldet, passiert das hier wohl ständig. Mir allerdings nicht, selbst wenn ich Ally von ihrem Jakartaflug abholen würde. Ich war gerade dabei, den Gepäckwagen zwischen einem Betonpfosten und dem Auto durchzuschieben, als sie mir gestand, dass sie mit einem Typen namens Tim geschlafen hätte. Tim war kein Indonesier. Er war aus Aldershot.

Ich habe Tim nie bewusst gesehen, also ist der Tim, von dem ich vor fünf Jahren mal was gehört habe, keiner der Leute, die mir unter den hellen Leuchtstoffröhren der Abflughalle von Terminal 2 wahrscheinlich über den Weg laufen. Außerdem wäre er bestimmt am Terminal 3, so ein

ernstzunehmender internationaler Flugreisender wie Tim. Terminal 2 ist nur Europa. Kein ernstzunehmendes Terminal.

Drinnen im Flughafen Heathrow kann ich die Flugzeuge nicht hören. Es ist der einzige Ort im Anflugbereich von Heathrow, von dem man das behaupten kann, so als ob jedes Flugzeug engelsgleich geräuschlos ankommt oder abfliegt. Ich höre mich über alle Leute nachdenken, die ich kenne und von denen ich weiß, dass sie mich einmal im Stich gelassen haben, weil sie sich nämlich nicht an einem Dienstag frühmorgens in Richtung schicker europäischer Reiseziele aufgemacht haben. Meine ehemaligen Kollegen vom Versicherungsbüro sitzen wohl immer noch an ihren Schreibtischen fest, so wie ich es ihnen immer vorhergesagt hatte, damals, als ich auch dort festsaß und meine Zeit verschwendete, während sich Allys Karriere ständig weiterentwickelte, sie ihren Doktor machte, ihr erstes Forschungsstipendium an der Universität von Reading und ihre erste Beförderung erhielt.

Unsere neueren ›Erwachsenen-Freunde‹, die richtige Jobs haben und bei denen ich so halb davon ausgehe, dass ich sie jeden Moment hier sehe, erzählen mir, dass die Haushaltsführung eine absolut tadellose Tätigkeit für einen Mann sei, ja sogar mutig sei es und männlich, das Daheimbleiben bei den Kindern. Diese Freunde von uns sind hauptsächlich Allys Freunde. Ich scheine niemanden mehr zu kennen, und in Gedanken weit weg von den Kindern und den Flugzeugen, die über meinem Kopf kreisen, höre ich mich selbst denken und lausche dabei den Gedanken eines Jammerlappens. Das ist es nicht, was ich gehofft hatte zu hören.

Ich fange an zu weinen, ohne dabei Grimassen zu schneiden oder zu schluchzen, mir laufen nur große, leise Tränen die Wangen hinunter. Ich will nicht, dass irgendjemand, den ich kenne, mich weinen sieht, weil ich nicht der Typ Mensch bin, der am Flughafen Heathrow an irgendeinem belanglosen Dienstagmorgen austickt. Ich führe unseren Haushalt tadellos, wie ein Geschäft. Es ist ein ernstzunehmender Job. Ich habe Pläne, um die Staubsaugerbeutel-situation zu überwachen und farblich gekennzeichnete Ausdrücke über die ethischen Konsequenzen der Windel. Ich bin nicht ich selbst heute Morgen. Ich weiß nicht, wer ich bin.

Das Telefon klingelt. Ich nehme ab und drücke es an mein Ohr.

»Wann dürfen wir mit dir rechnen?«

Ich werde ihr nichts vorheulen. Lieber sage ich gar nichts.

»Ich muss weg. Das weißt du doch.«

Ich lege auf und stecke sie zurück in meine Tasche. In letzter Zeit hatten wir Probleme, Ally und ich, aber normalerweise versuchen wir, darüber zu sprechen. Ich sage ihr, dass ich mich manchmal müde und lustlos fühle, und sie antwortet: »Willkommen im Club.« Wir vereinbaren Termine beim Arzt und machen die Einflugschneisen dafür verantwortlich, dass wir dorthin müssen, weil das schwere Kerosin von oben wie ein unsichtbarer Nieselregen ununterbrochen auf uns herabregnet und unseren kleinen Garten kaputtmacht und das vergiftet, was noch von unseren Gehirnen übrig geblieben ist.

So ist das also. Wenn man uns hätte sehen können, hätte man festgestellt, dass es das abgelassene Kerosin war, das

mich dazu brachte, neben Iana zu sitzen, auf dem von ihr gemieteten Sofa, meine Hand auf ihrem Schenkel, auf ihrer khakifarbenen Baumwollhose, halb zwischen Hüfte und Knie.

Tiefe Atemzüge. Nach einem flotten Spaziergang habe ich endlich den einzigen Ort am Flughafen Heathrow gefunden, an dem keiner, den ich kenne, sehen kann, wie ich weine oder mich selbst bemitleide. Traditionell sind Kirchen hierbei sehr nützlich, und die Kirche mitten in Heathrow heißt St. George's Chapel. Ich sitze auf einem Stuhl an der Rückwand, habe die Hände flach zwischen den Knien und schaukele hin und her. Das wäre ein gutes Versteck. Es wäre auch ein guter Ort, wenn man an einen Gott glauben würde, der hilft.

Mrs Roberts ist ungefähr 60 Jahre alt und lebt mit ihrem behinderten Ehemann zwei Türen weiter. Sie vermietet ihren Keller an Iana und Ianas abwesenden, nachlässigen, fetten Liebhaber mittleren Alters. Einmal ging Iana nach oben, um Mrs Roberts zu sagen, dass die Waschmaschine nicht mehr funktionierte, aber ihr Englisch war nicht so gut. Mrs Roberts rief daraufhin mich zu Hilfe, da alle wissen, dass ich nichts Besseres zu tun habe.

Ich ließ die Kinder bei Mrs Roberts, ging mit Iana die Treppe hinunter und machte ihr ein paar Dinge auf Deutsch verständlich, das sie nur teilweise verstand. Ich zeigte ihr stolz, wie man die Schalter im Sicherungskasten betätigt. Sie bot mir eine Tasse Tee an. Sie war jung und einsam, und manchmal dachte ich, ich bin nicht da, wo ich eigentlich sein sollte. Ich ging mehr als nur einmal zu ihr hinüber, immer tagsüber, wenn Ally arbeiten war. Ich tat so, als wäre

ich ihr behilflich, und dann saßen wir nebeneinander und hörten den Flugzeugen zu, nicht mutig genug, um unsere Gedanken zu hören.

Ach. Ich stehe abrupt auf und schlage mir mit beiden Händen gleichzeitig gegen die Stirn.

Telefon.

»Ally.«

»Pass auf, ich bin nicht sauer.« Sie muss unterbrechen, da ein Flugzeug einfliegt. »Ich will nur wissen, wann du zurückkommst.«

»Kann ich nicht sagen.«

»Warum nicht?«

»Es dauert länger, als ich gedacht habe.«

»Ich dachte, wir hätten alles besprochen. Du meinstest, es wäre in Ordnung für dich.«

»Es dauert nicht mehr lang. Versprochen.«

Ich hatte mir ein Ziel gesetzt. Ich werde heiraten und Kinder haben und glücklich sein bis an mein Lebensende. Ich werde ein empfindsames menschliches Wesen sein, das seine erfolgreiche Frau unterstützt. Ich verstehe jetzt alles und kann mir dieses Szenario auch durchaus vorstellen, den Anfang und den Mittelteil, und dies ist auch die Geschichte, von der ich möchte, dass die anderen Leute sie so sehen; das ist der Mann, der ich mir wünsche zu sein. Doch dann, an einem Dienstagmorgen, scheine ich das Ende verlegt zu haben.

Ich hätte mutiger sein können, stelle ich plötzlich fest. Ich hätte mir mehr vornehmen sollen. Ich hätte tatsächlich direkt ins Terminal 3 gehen sollen.

Ich mache mich auf den Weg – stolpernd, fast laufend –,

denn wenn man etwas anfängt, dann muss man es auch zu Ende bringen. Das sage ich den Kindern immer. Es ist einer meiner Sprüche, Teil meines Auftritts als Vater, der uns durch den Tag bringt, bis die Mutter nach Hause kommt.

Terminal 3 ist ein ernstzunehmendes Terminal. In ein und derselben Halle hat man Passagiere aus Washington und Jeddah, die sich mit Vielfliegern von Iran Air mischen. Mein Fernschwimmen über den Islam reicht aus, um mich zu warnen, dass ich mich in Gesellschaft von hoffnungslosen Fanatikern befinde, die keinen Pfifferling auf ihr eigenes Leben geben. Innerhalb eines Radius von 15 Kilometern um Slough ist das Terminal 3 von Heathrow der Ort, an dem am wahrscheinlichsten Geschichte geschrieben wird.

Ich stehe da und warte.

Als sie ihren Dokortitel gemacht hatte, aber noch bevor sie ihren ersten Job annahm, ging Ally für drei Monate nach Indonesien, wo sie Tim aus Aldershot kennenlernte. Es war hier im Terminal 3, dass ich sie verabschiedet hatte, und hier holte ich sie auch wieder ab, als sie in einem Sarong zurückkam. Ich hatte keinen Sex mit ihr, so wie ich es mir eigentlich ausgemalt hatte, in der Kurzzeitparkzone auf der Rückbank des Autos.

Am Terminal 3 sind allein reisende Männer, die nicht Chauffeure oder verkleidete Terroristen sind, Sextouristen. In kurzen Hosen und verblassten Polohemden sind sie auf dem Weg nach Manila und Bangkok, wo düstere, feuchte Bars voller Mädchen warten. Wenn ich so etwas machen würde, wäre das etwas anderes. Es wäre nicht so verwerflich. Ich würde mir ein Mädchen aussuchen und sie dann

behalten. Wenn sie ihr Geld wert wäre, würde ich das machen.

Was denke ich mir da? Ich würde, aber ich tue es nicht. Ich bin kein Sextourist, ich hatte noch nicht mal Sex auf einem Parkplatz von Heathrow. In meinem Kofferraum liegt keine Leiche. Ich habe es ja nicht mal geschafft, für ein Auslandsjahr nach Spanien zu gehen. Ich habe eine Frau und zwei Kinder, lebe 10 km vom Flughafen Heathrow entfernt, und ich sehe niemanden, den ich kenne.

Ich sollte am Eingang warten oder in der Nähe der Geschäfte. Am Busbahnhof oder am Ausgang zur U-Bahn Piccadilly. So viele Alternativen, und wenn ich mich für die falsche entscheide, werde ich für immer in diesem einfachen, aber unnachgiebigen Tageslicht versauern. Es gibt Leute am Flughafen, die ich kenne. Es muss welche geben. Wir waren nur nicht gleichzeitig am richtigen Ort.

Ich bleibe, wo ich bin, und denke darüber nach, dass ich mir damals, als ich meinen Abschluss gemacht habe, ausgemalt hatte, einige Jahren mit Reisen in exotische Länder zu verbringen, bevor ich reich und berühmt und über alles erhaben zurückkehren würde. Ich hatte mich für eine Stelle als Englischlehrer in Tokyo beworben. Ally wollte nicht, dass ich gehe, also brachte Dad mich zum Flughafen, aber in letzter Minute, als ich mein Ticket so in der Hand hielt, entschied ich mich zu bleiben. Ich wollte Ally. Ich weinte, Dad konnte das nicht verstehen, und wir gingen zurück zum Auto und fuhren nach Hause.

Niemand scheint zu bemerken, dass ich nicht ganz bei mir bin. 63 Dezibel, 16 Stunden pro Tag, das unsichtbare Gift des ausströmenden Kerosins, ich kann mich nicht

denken hören. Ich habe fast Lust, diesen Flughafen für alle Zeiten in die Luft zu jagen, und nach fünf Stunden ziellosen Umherwanderns, des Kopfzerbrechens, das zu nichts führt, hätte ich eigentlich verhaftet werden sollen. Um die Verhaftung etwas realistischer wirken zu lassen, von einem Polizisten mit einer großen, schwarzen Waffe. Und dann, wenn ich freikomme, weiß jeder, dass ich mir nichts zuschulden habe kommen lassen.

Es wird schwieriger, einzelne Gesichter zu erkennen. Die meisten der Leute, die tagsüber hier unterwegs sind, sind aufgrund ihrer äußeren Merkmale offensichtlich Fremde. Ein Spitzbart, dunkle Brillen, ein wiegender Gang, ein kurzer Rock, ein Sombrero. Ein purpurrotes Hemd und passende Krawatte. Flip-Flops und abgebrochene gelbe Zehennägel. Eine Weste, ein Haarteil. Ich werde hier für immer festsitzen und von Kaffeeresten und Apfelkernen leben, und wenn ich schließlich jemanden sehe, den ich erkenne, merken sie zuerst nicht, dass ich es bin. Ich sehe jemanden, den ich kenne, eine lange Nase, die einen Schatten über die Lippen wirft. Für eine unerwartete Fremde, mit der man Augenkontakt aufnimmt, ist sie überraschend attraktiv.

Meine Frau Ally hat bleiche Haare, sieht blass aus, hat ein Mondgesicht, das Haar zurückgebunden. Sie ist im siebten Monat schwanger, und an jeder Hand führt sie ein kleines Kind, das an ihrem Arm zieht wie schweres Gepäck. Diese zwei Kinder sind meine Kinder. Meine Frau hat ihren Kopf auf die Seite gelegt. Sie lässt die Kinder los, und sie laufen auf mich zu, als wäre ich gerade von weither angekommen. Ally breitet ihre Arme aus. Ich erkenne diese

Geste, ihre glitzernden Augen, ihr aufgesetztes Grinsen, das sie unterdrückt, bevor es sich ganz auflöst. Sie ist außer sich vor Wut, aber nachdem meine Kinder nun meine Beine umklammern, habe ich endlich jemanden gesehen, den ich kenne. Ich kann also nach Hause gehen.

CHARLES DICKENS
Die vier Schwestern

In der Reihe, in der die Häuser der alten Dame und ihres unruhigen Nachbars stehen, wohnt eine größere Anzahl von Originalen als im ganzen übrigen Kirchspiel. Wir wählen davon noch einige zur Betrachtung aus.

Die vier Miss Willis siedelten sich vor dreizehn Jahren bei uns an. Es ist höchst betrüblich, daß das alte Sprichwort: »Zeit und Ebbe und Flut warten auf niemand« gleiche Anwendung auf den schöneren Teil der Schöpfung findet, und gern würden wir es verschweigen, daß die vier Miss Willis sogar vor dreizehn Jahren keineswegs jung genannt werden konnten. Allein, unsere Pflicht als getreuer Kirchspielchronist überwiegt jede andere Rücksicht, und wir können nicht umhin, zu sagen, daß die Autoritäten in Heiratsangelegenheiten vor dreizehn Jahren meinten, daß sich die jüngste Miss Willis in einer sehr prekären Lebensperiode befände, während sie die älteste Schwester als über alle menschliche Hoffnung hinaus gänzlich aufgaben. – Die vier Miss Willis mieteten ein Haus. Es wurde von oben bis unten neu bemalt und tapeziert und überall verziert. Die bei der neuen Ausstattung beschäftigten Handwerker teilten den Dienstmägden in der Reihe vertraulich mit, wie prachtvoll die Miss Willis alles und jedes einrichten ließen; die Dienstmägde teilten alles ihren »Missises« mit,

die es ihren Freundinnen wieder erzählten, und im ganzen Kirchspiel ging das unbestimmte Gerücht, daß vier unverheiratete, unermeßlich reiche Damen Nummer 25 auf dem Gardonplatz gemietet hätten.

Endlich zogen die vier Miss Willis ein, und das Besuchmachen nahm seinen Anfang. Das Haus war ein wahres Muster von Sauberkeit und Nettigkeit; die vier Miss Willis waren es gleichfalls. Alles war förmlich, steif und kalt; und förmlich, steif und kalt waren auch die vier Miss Willis. Zu jeder Zeit stand jeder Stuhl an seinem bestimmten Platz; und zu jeder Zeit saß jede Miss Willis auf dem ihrigen. Auch taten alle vier jederzeit pünktlich dasselbe, zu ein und derselben Stunde. Die älteste Miss Willis strickte fast immer, die zweite zeichnete, die beiden jüngsten spielten vierhändige Sonaten auf dem Piano. Sie schienen kein individuelles Dasein zu haben, sondern entschlossen zu sein, vereint das Leben zu überwindern. Sie waren drei hochgewachsene Grazien nebst einer vierten, die drei Schicksalschwwestern mit einer vierten Schwester, die siamesischen Zwillinge mit zwei multipliziert. Die älteste Miss Willis wurde gallenkrank – augenblicklich wurden es auch die andern drei. Die älteste Miss Willis wurde übellaunig und andächtig – sogleich waren auch die drei jüngeren Miss Willis andächtig und übellaunig. Was die älteste tat, taten ihr die jüngeren nach, und was irgend sonst jemand tat, wurde von allen getadelt. So vegetierten sie, in vollkommener Harmonie untereinander lebend und bisweilen, wenn sie in Gesellschaft gingen oder einige Gesellschaft bei sich sahen, die Nachbarn durchhechelnd.

So waren drei Jahre vergangen, als man ein unerwartetes

und außerordentliches Phänomen beobachtete. Die Miss Willis zeigten Sommersymptome; das Eis ging allmählich auf, vollkommenes Tauwetter trat ein. War es möglich? – Eine der vier Miss Willis war im Begriff, sich zu verheiraten.

Woher in aller Welt der Zukünftige gekommen war, welche Gefühle und Beweggründe er gehabt haben konnte, oder durch welche Vernunftschlüsse oder Erwägungen die vier Miss Willis sich überzeugt hatten, daß es einem Manne möglich sei, eine von ihnen zu ehelichen, ohne sie alle vier zu heiraten? – Dies sind Fragen, die wir zu beantworten außerstande sind; gewiß aber ist es, daß die Besuche Mr. Robinsons (eines Gentlemans, der eine Anstellung im Staatsdienst mit einem guten Gehalt hatte und außerdem einiges Vermögen besaß) angenommen wurden – daß der besagte Mr. Robinson den vier Miss Willis in gehöriger Form den Hof machte – daß die Nachbarn rasend vor Begierde waren, zu erforschen, welche der vier Miss Willis die Beglückte sei, und daß die Schwierigkeit der Lösung dieses Problems nicht im mindesten dadurch verringert wurde, daß die älteste Miss Willis erklärte: »Wir werden Mr. Robinson heiraten.«

Nichts konnte auffallender und wunderbarer sein. Sie waren so gänzlich eins, daß die Neugierde der ganzen Reihe, und sogar der alten Dame selbst, bis zur Unerträglichkeit stieg. Die Sache wurde in jeder Teegesellschaft und an jedem Spieltisch erörtert. Der alte Herr, die Seidenwurmberühmtheit, sprach entschieden seine Meinung aus, daß Mr. Robinson von orientalischer Herkunft sei und sämtliche Schwestern zu heiraten gedenke, und die ganze

Reihe schüttelte ernsthaft und bedenklich die Köpfe und erklärte, daß die Sache äußerst geheimnisvoll sei. Sie hoffte, daß alles einen guten Ausgang nehmen möge, und sagte, wie absonderlich auch der Anschein sei, es sei lieblos, eine Meinung auszusprechen, ehe man hinreichende Gründe dafür hätte; auch seien die Miss Willis vollkommen alt genug, um selbst beraten zu können; jedermann müsse selbst am besten wissen, was er zu tun habe, und was dergleichen mehr war.

Endlich fuhren eines schönen Morgens eine Viertelstunde vor acht Uhr zwei Glaskutschen bei den Miss Willis vor, in deren Wohnung Mr. Robinson zehn Minuten früher in einem Cab (einspännige Droschke) angelangt war. Er trug einen hellblauen Rock und Kerseypantalons, ein weißes Halstuch, Tanzschuhe und Glacéhandschuhe und war äußerst erregt, was man von dem Hausmädchen von Nummer 23 wußte, das bei seiner Ankunft gerade die Treppe gestiegen hatte. Aus derselben Quelle floß das rasch umlaufende Gerücht, daß die Köchin, die ihm die Haustür geöffnet hatte, eine ungewöhnlich große und prachtvolle weiße Schleife trage und überhaupt weit geputzter sei, als es die vier Miss Willis ihrer Dienerschaft sonst zu gestatten pflegten. Die Kunde verbreitete sich rasch aus einem Hause in das andere. Es unterlag keinem Zweifel, daß der große Tag endlich gekommen war; die ganze Reihe stellte sich im ersten und zweiten Stockwerk hinter die Jalousien oder Rouleaus an die Fenster und wartete in atemloser Spannung auf die Auflösung des Rätsels.

Endlich tat sich die Haustür auf, und zugleich wurde der Schlag der vordersten Glaskutsche geöffnet. Zwei Herren

und zwei Damen – ohne Zweifel Anverwandte – stiegen ein, die erste Kutsche fuhr ab und die zweite vor.

Abermals tat sich die Haustür auf; die Spannung erreichte ihren höchsten Gipfel. Mr. Robinson und die älteste Miss Willis traten aus dem Hause. »Ich dachte es wohl«, sagte die Dame in Nummer 19; »ich hab' es ja immer gesagt.« – »Hat man jemals so etwas erlebt!« rief die junge Dame in Nummer 18 der jungen Dame in Nummer 17 zu, die durch einen ähnlichen Ausruf antwortete. »Es ist zu lächerlich!« rief eine Jungfer von ungewissem Alter in Nummer 16 dazwischen. Doch wer beschreibt das Erstaunen der Reihe, als Mr. Robinson sämtlichen Miss Willis, einer nach der andern, in die Kutsche half und sich darauf selbst in einen Winkel hineindrückte, worauf die zweite Glaskutsche rasch der ersten nacheilte, und zwar der Pfarrkirche zu. Wer beschreibt die Verlegenheit und den Schrecken des Geistlichen, als sämtliche Miss Willis am Altar niederknieten und mit hörbaren Stimmen die bei der Hochzeitsliturgie üblichen Antworten aussprachen – oder wer schildert die Verwirrung, als sämtliche vier Miss Willis am Schluß der heiligen Handlung Krämpfe bekamen, und die Kirche von ihrem vereinten Weinen und Wehklagen widerhallte.

Da die vier Schwestern und Mr. Robinson nach diesem denkwürdigen Tag dasselbe Haus bewohnten und da sich die verheiratete Schwester, welche von ihnen es auch sein mochte, niemals ohne die anderen drei außerhalb des Hauses sehen ließ, ist es zweifelhaft genug, ob die Nachbarschaft jemals erfahren haben würde, welche von den Miss Willis Mrs. Robinson sei, wenn nicht ein sehr befriedigender, aber besonderer Umstand der Art eingetreten wäre, wie sie auch

in den bestgeregelten Familien vorzukommen pflegen. Drei Quartaltage waren verflossen, und der Reihe ging plötzlich das erwünschte Licht über die wahre Mrs. Robinson, die jüngste Miss Willis, auf. Man sah jeden Morgen zwischen neun und zehn Uhr die Mägde der Reihe in die Wohnung der Misses eilen. Sie brachten die Empfehlung der Herrschaft, die sich erkundigen ließe, wie sich Mrs. Robinson heute befände? Die Antwort lautete stets: »Mrs. Robinson läßt sich gleichfalls empfehlen, befindet sich sehr wohl und durchaus nicht schlimmer als gestern.«

Man hörte das Piano nicht mehr – das Strickzeug war beiseite gelegt – das Zeichnen aufgegeben – und Kleider- und Mützenmachen nach dem denkbar kleinsten Maßstab schien die Lieblingsbeschäftigung der ganzen Familie geworden zu sein. Im Wohnzimmer herrschte nicht mehr die ehemalige unabänderliche strenge Ordnung; der Arzt an der Ecke der Reihe, der eine große Lampe in seinem Fenster mit buntfarbigen Glasscheiben stehen hat, wurde öfters als gewöhnlich nachts herausgeklopft, und einst wurden wir um halb drei Uhr morgens nicht wenig durch eine Kutsche beunruhigt, aus der eine wohlbeleibte alte Frau in Mantel und Nachtmütze herausstieg: eine Frau, die ganz aussah, als wenn sie sehr plötzlich zu einem ganz besonderen Zweck im Schlaf gestört worden sei. Als wir aufstanden, sahen wir, daß der Türklopfer der Miss Willis mit Tuch umwickelt war, und dachten in unserer Unschuld – denn wir sind unverheiratet – »was in aller Welt mag das alles bedeuten?«, bis wir endlich die älteste Miss Willis in eigener Person mit großer Würde auf die nächste Erkundigung antworten hörten: »Meine Empfehlung, und Mrs. Robin-

son befindet sich so wohl, als sich erwarten laßt, und das kleine Mädchen gedeiht vortrefflich.«

Jetzt war unsere und der ganzen Reihe Neugier befriedigt, und wir wunderten uns, daß es uns bis dahin gar nicht eingefallen war, »was das alles bedeutet hatte«.

MONIKA ALI
Brick Lane

Sie ging die Brick Lane entlang zur U-Bahnstation Whitechapel. Im Fenster des Restaurants Days of the Raj stand eine neue Statue: Ganesh vor der aufgehenden Sonne, sein Rüssel spielerisch auf dem dicken Bauch abgelegt. Bei Lancer waren Radha und Krishna ausgestellt; Popadum vertraute auf Saraswati; und Sweet Lassi hielt sich alle Optionen offen mit einer schwarzzüngigen, böse blickenden Kali und einem trägen Buddha aus Speckstein. »Hindus?«, hatte Nazneen gesagt, als der Trend einsetzte. »Hier?« Chanu tätschelte seinen Bauch. »Nicht Hindus. Marketing. Der mächtigste Gott von allen.« Die Weißen wollten die Götter sehen. »Wegen der Authentizität«, sagte Chanu.

Vor dem Eingang der Station ging ein kleiner Junge, vielleicht zehn oder zwölf Jahre alt, hin und her. Er hatte einen Kopfhörer um den Hals und Luftpolster in den Schuhen. Ein anderer Junge lief die Treppe hinauf und stieß mit ihm zusammen. »Pass doch auf«, sagte der kleine Junge.

»Alles in Ordnung? Ich habe dich nicht gesehen.« Der Junge war älter, vielleicht alt genug, um sich selbst als Mann zu bezeichnen.

»Verschwinde«, sagte der Kleine. »Sonst setzt's was.«

»Sonst setzt's was?« Der größere Junge amüsierte sich. »Was setzt es denn, kleiner Bruder?«

»Du verdammter blöder Scheißkerl«, sagte der Kleine.

Der große Junge hob lächelnd die Hände und schüttelte den Kopf. »Solltest du nicht in der Schule sein?«

Keine Antwort. Der kleine Bruder setzte den Kopfhörer auf. Der große Junge ging, immer noch kopfschüttelnd.

»Lass dich hier nicht wieder blicken«, rief ihm der Kleine nach. »Wenn ich dich hier noch mal sehe, bist du tot.«

Nazneen ging zum Eingang, blieb vor dem kleinen Bruder stehen und zog ihm den Kopfhörer herunter. »Fanu Rahman! Weiß deine Mutter, wo du bist? Schau, dass du augenblicklich in die Schule gehst.«

Als sie die Fahrkarte kaufte, fragte sie sich, was sie Nazma über ihren fünften und liebsten Sohn erzählen sollte. Dann fiel ihr ein, dass Nazma nicht mehr mit ihr sprach.

Zwei weitere Personen warteten auf dem Bahnsteig. Sie stellte sich nahe an die Bahnsteigkante, sah zu, wie die Mäuse zwischen den Gleisen hin und her flitzten, und hielt Ausschau nach dem Auge des Zugs in dem schwarzen Tunnel. Sie wollte, dass der Zug sofort käme. Zwei Stunden zuvor hatte sie seine Nummer gewählt und gespürt, wie ihre Haut kribbelte, als sie seine Stimme hörte. Seitdem wollte sie Wände einreißen, Entfernungen annullieren, die Zeit abschaffen, nur um bei ihm zu sein. Was sie ihm zu sagen hatte, konnte nicht warten. Die elektronische Anzeige zeigte noch vier Minuten bis zur nächsten Bahn. Dann blinkte es, und es waren noch ein paar Minuten mehr.

Jemand ging hinter ihr vorbei. Sie drehte sich um. Eine junge Frau in Stiefeln mit hohen Absätzen und Jeans, eine Jeansjacke, mit dem Finger gehalten und über die Schul-

ter geworfen, stolzierte zu einer unbesetzten Bank. Ihre Schritte klangen wie Erklärungen.

Nazneen folgte ihr. Der Gang der Frau war faszinierend. Nazneen beobachtete sie und ging, wie sie ging. Was besagte der Gang? Ein Schritt vor dem anderen. Sagte er: *Ich bin das*, und: *Das bin ich nicht*? Konnte ein Gang lügen? Konnte er einen Menschen verändern?

Die Frau erreichte die Bank. Beinahe stieß Nazneen mit ihr zusammen. »Sorry«, sagte die Frau. »Sorry«, sagte Nazneen. Sie setzten sich beide.

In King's Cross musste sie in die Piccadilly Line umsteigen. Karim hatte ihr alles erklärt. Sie verlief sich und ging meilenweit durch Unterführungen, Treppen hinauf und Rolltreppen hinunter, durch Schalterhallen, an Geschäften und Sperren vorbei und durch weitere Tunnel. Mehrmals war sie den Tränen nahe. Sie wollte, dass sie flossen, und sie lösten sich auf. Schließlich fand sie den richtigen Bahnsteig und stieg in den Zug. Als sie sich setzte, schwitzte sie. Sie versuchte zu überlegen, was sie zu Karim sagen würde. Die Dringlichkeit in ihr ließ nach. Nur noch drei Stationen. Es war nicht genug Zeit.

Sie sah ihn vor sich. Karim in Jeans und Turnschuhen wie er an ihrem Tisch saß und mit dem Bein wippte. Karim mit einer Zeitschrift, wie er sie stückchenweise mit der Welt fütterte. Karim in seinem weißen Hemd, der sich über das glatte Kinn strich und ihr von den Dingen erzählte, die sich gleich draußen vor ihrem Fenster versteckten. Er kannte die Welt und seinen Platz in der Welt. So erinnerte sie sich am liebsten an ihn.

Aber es war nie so gewesen. Nur in ihrem Kopf, und dar-

auf kam es an. Er war, wer er war. Frage und Antwort. So wie sie. Vielleicht nicht einmal das. Karim war nie in Bangladesh gewesen. Nazneen hatte plötzlich Mitleid mit ihm. Karim war als Fremder geboren. Wenn er Bengali sprach, stotterte er. Warum hatte sie sich darüber gewundert? Sie sah nur, was sie sehen wollte. Karim kannte seinen Platz in der Welt nicht. Deswegen verteidigte er ihn.

In Covent Garden leerte sich der Wagen. Sie fuhr mit dem Aufzug hinauf. Kaum war sie oben, sah sie Karim auf der anderen Straßenseite. Er wartete wie verabredet vor einem Bekleidungsgeschäft. Sie ging nicht durch die Sperre, sondern trat zur Seite und beobachtete ihn. Ein Hamburger-Wagen verschmutzte die Luft mit fettigen Gerüchen. Autos verstopften die Straße, und Leute schlängelten sich dazwischen hindurch. Auf einem Sockel stand ein Mann, der in weiße Farbe getaucht schien, reglos wie ein Felsen, während ein Kind gegen sein Bein stieß und von seiner Mutter fortgezogen wurde. Eine Schar Mädchen spazierte mit unter der Brust verschränkten Armen vorbei, sie hielten ihre Taschen fest und kicherten. Sie stießen sich mit den Schultern an, ein Freundschaftsritual. Zwei Männer traten aus einem Pub und stopften demonstrativ ihr Hemd in die Hose, versuchten nach einem langen Mittagessen wieder in Form zu kommen. Nazneen sah zu, wie Karim den Leuten zusah. Er lehnte an dem Mauerstreifen zwischen zwei Schaufenstern und hatte einen Fuß gegen die Ziegel gestemmt. Hinter dem Glas erhitzen weiße Lichter die gesichtslosen Schaufensterpuppen. Es hatte geregnet, und auf dem nassen braunen Pflaster spiegelten sich die Lichter und wurden in den Rinnstein geschwemmt.

Leute gingen an Karim vorbei. Die Straße war belebt. Den ganzen Tag lang kamen Menschen aneinander vorbei. Niemand erübrigte einen Blick für den jungen Mann in dem Panjabi-Pyjama und der teuren braunen Fleeceweste. Karim wippte mit dem Bein. Er blickte auf die Uhr. Sie hatte gesehen, was sie hatte sehen wollen. Sie hatte ihn betrachtet und nur seine Möglichkeiten gesehen. Jetzt blickte sie erneut und sah, dass die Enttäuschungen seines Lebens, die ihn formen würden, sich erst noch ereignen mussten. Das schmerzte sie. Beinahe überlegte sie es sich anders.

»Was ist los?«, sagte er, als sie sich ihm näherte. »Ich habe tausend Sachen zu erledigen.«

»Gehen wir.«

Er roch wie immer nach Limonen. Das Wasser lief ihr im Mund zusammen. Sie hatte das Gefühl, jetzt wach zu sein, während sie zuvor schläfrig gewesen war.

Sie schlenderten zum Markt und bogen nach rechts ab auf den Platz. Ein Jongleur sammelte seine Stäbe vom Boden auf, während eine kleine Gruppe Japaner halbherzig applaudierte.

»Sollen wir zusehen?«, sagte Nazneen. Ihr ging durch den Sinn, dass sie so etwas auch schon früher hätten tun können.

»Wirst du es mir jetzt erzählen?«

»Ja«, sagte sie. Aber sie sah geradeaus und schwieg. Es war Karims Idee gewesen, sich hier zu treffen. Chanu war jetzt zu Hause. »Wir können uns nicht im Dorf treffen«, hatte Karim gesagt und dabei fast wie ihr Mann geklungen.

»Also.« Er blickte auf die Uhr, zog sein Handy aus der

Tasche und blickte darauf. »Ich muss zurück.« Er wollte umkehren.

Sie legte die Hand auf seinen Arm. Er entzog ihn ihr nicht, aber er war angespannt, als ob er sich gleich bewegen würde.

»Mein Mann hat die Flugtickets gekauft. Der Flug ist morgen.« Sein Arm wurde schlaff. Sie nahm ihre Hand weg.

»Na gut«, sagte Karim. Er schaute dem Jongleur zu. Der Jongleur warf goldene Reifen in die Luft. Alle paar Sekunden fing er einen Reifen mit dem Kopf, und sein Helfer reichte ihm einen neuen.

»Aber ich komme nicht mit«, sagte Nazneen. Ihr ging durch den Sinn, dass *sie* so etwas auch schon hätte früher tun können. Was hatte sie in ihrer Ecke des Zimmers festgehalten? »Die Kinder kommen auch nicht mit.«

»Na gut«, sagte Karim noch einmal. »Wir können nach der Demonstration reden. Ich hab zehntausend Dinge zu erledigen.«

»Ich weiß. Ich musste es dir erzählen.«

Der Jongleur fing die letzten drei Reifen mit dem Kopf und streckte die Arme aus, um die Ovationen entgegenzunehmen. Er war ein dünner Mann mit einem riesigen Mund. Der Mund lächelte ununterbrochen.

»Ruf mich auf dem Handy an«, sagte Karim. »Wir sollten uns vor der Hochzeit nicht mehr sehen.«

Der Mund lächelte noch immer. Er reichte fast bis zu den Ohren. Der Mann hatte keinen Mantel an, sondern nur ein dünnes Hemd, eine pflaumenfarbene Samthose und Hosenträger. Der Jongleur sprach mit seinem Helfer und zitterte. Nazneen fragte sich, ob er aufhörte zu lächeln,

wenn seine Vorstellung zu Ende war. Sie stellte sich ihn bei sich zu Hause vor, wie er im Dunkeln vor dem Fernseher saß und lächelte.

»Wir können nicht heiraten.«

»Nicht sofort«, sagte Karim.

Auch er zitterte. Oder vielleicht gähnte er auch nur.

»Nein, nie.«

»Was meinst du mit ›nie‹?« Er klang gereizt und stieß mit der Stiefelspitze gegen den Boden.

»Ich will dich nicht heiraten«, sagte Nazneen und schaute dabei den Jongleur an. »Das meine ich.«

Er stellte sich vor sie und nahm ihre Hände. »Schau mich an«, sagte er. »Schau mich an.« Sie sah ihn an. Das Dreieck aus Haar, das auf seiner Stirn hochstand, seine schönen Augen mit den langen Wimpern, seine gerade Nase, der Bart, der das kleine Muttermal verbarg. »Wenn es dir ernst ist, dann sag es noch einmal und schau mich an dabei.«

»Ich will dich nicht heiraten.«

Sie drückte den Schmerz an sich, versuchte, ihn zu ihrem eigenen zu machen, ihn von ihm fernzuhalten.

Er ließ ihre Hände los.

»Karim ...«

»Du willst wirklich nicht?«

»Es ist nicht, dass ich nicht ...«

Er stemmte die Hände in die Hüften und neigte den Kopf nach hinten, als hätte er plötzlich Nasenbluten. Es war unerträglich. Es war das Schlimmste, was sie je im Leben getan hatte.

Karim brachte den Kopf wieder nach vorn. Er atmete aus, lange und laut.

»Okay«, sagte er. »Okay, okay, okay.« Er rieb sich die Hände.

Hatte er die Andeutung eines Lächelns auf den Lippen?

»Warum sagst du immer wieder ›okay‹? Wie oft willst du es noch sagen?«

»Du *willst* mich nicht heiraten?«

»Hast du nicht zehntausend Dinge zu erledigen? Habe ich dir die Antwort nicht gerade gegeben?«

Sie riss sich zusammen. Sie durfte nicht vergessen, dass sie ihn verletzt hatte.

»Okay«, sagte Karim. Er atmete hörbar aus. Der Jongleur nahm drei grelle Keulen von seinem Helfer entgegen. Karim klatschte heftig, als wäre der Mann plötzlich zu seinem Helden geworden.

»Es wäre zu schwierig für uns zusammen zu sein«, sagte Nazneen. »Deswegen glaube ich, dass es besser ist, wenn wir jetzt aufhören.«

Karim wollte wieder »okay« sagen, aber er bremste sich. »Ja, ich verstehe, was du meinst. Mit den Kindern und so.«

»Ich muss zuallererst an sie denken.«

»Genau«, sagte Karim und seufzte.

Nazneen begann zu begreifen, was für eine Last sie ihm abgenommen hatte.

Sie schauten eine Weile dem Jongleur zu. Nazneen fragte sich, ob ihm die Backen wehtaten. Sie fragte sich, wie sein Gesicht aussah, wenn er nicht lächelte, ob er traurig oder gleichgültig wie alle anderen dreinblickte.

»Auf dem Markt gibt es ein Café«, sagte Karim. »Lass uns dorthin gehen.«

Nazneen wollte eine gebackene Kartoffel, obwohl es kei-

nen Grund gab, mitten am Nachmittag etwas zu essen. Die Kartoffel war riesig und mit geschmolzenem Käse bedeckt.

»Ich habe dich noch nie etwas essen sehen«, sagte Karim. Er stützte die Ellbogen auf den Tisch und beugte sich vor.

»Setz dich gerade«, sagte Nazneen. »Ich bin nicht Teil der Vorstellung.«

Sie aß die Hälfte der Kartoffel und sorgte sich wegen der Verschwendung. »Iss du den Rest«, sagte sie und schob sie ihm zu.

»Es werden eine Menge Leute kommen morgen. Komm auch, wenn du kannst. Bring die Kinder mit.« Er sprach über die Demonstration, wie viele kommen würden, was er in seiner Rede sagen wollte, die Route, die sie nehmen wollten. Während er redete, wurde Nazneen klar, dass er nicht stotterte, obwohl er Bengali sprach. Sie versuchte, sich zu erinnern, ob er gestottert hatte, als sie das letzte oder vorletzte Mal Bengali gesprochen hatten. Sie war sich nicht sicher. Stotterte er nicht mehr? Er hatte die Kontrolle über seine Sprache gewonnen, aber sie verlor die Kontrolle über ihre. »Aber du stotterst nicht mehr«, platzte sie heraus. Er riss die Augen auf und tat, als wäre er entsetzt, dass sie ihn so unhöflich unterbrochen hatte. »Als Kind habe ich gestottert. Jetzt passiert es nur noch, wenn ich nervös bin.«

»Nervös?«

»Ja, du weißt schon, *nervös*.« Er ließ seine Hände zittern. »Wie damals, als ich dich kennengelernt habe.«

Sie lachte. »Ich? Ich habe dich nervös gemacht?«

»Was ist so komisch daran? Du hast mich nervös gemacht.«

Nazneen schüttelte sich auf ihrem Stuhl. Sie versuchte, das Lachen zu ersticken, aber es sickerte überall aus ihr heraus. Sie bedeckte den Mund mit der Hand, aber das Lachen strömte aus ihrer Nase, ihren Ohren, ihren Augen, ihren Poren. »Oh, oh, das ist das Komischste, was ich je gehört habe.« Sie versuchte, sich zu fassen. »Aber wirst du nur in Bengali nervös? Warum stotterst du nicht in Englisch?«

Er zog die Augenbrauen hoch und strich sich über den Bart. »Aber das tue ich doch auch. Vielleicht merkst du es nicht in Englisch.«

Nazneen trocknete sich die Augen mit einer Serviette. Sie fuhr sich übers Haar und kontrollierte ihren Knoten. Stimmt es? Merkte sie es nicht in Englisch? Warum sollte er es behaupten, wenn es nicht stimmte? Sie richtete Salz- und Pfefferstreuer neu aus. Die Leute sagten viele Dinge, die nicht stimmten. Aber es schien möglich, dass sie es einfach nicht bemerkt hatte oder – mehr noch – es nicht hatte bemerken wollen.

Karim beugte sich wieder vor. »Was ist der wahre Grund? Warum willst du mich nicht?«

Die Kellnerin kam an ihren Tisch. Sie stellte die Tassen auf den Teller, dann wischte sie den Tisch in langen gleichmäßigen Zügen, jeder perfekt platziert, nichts verschwendet. Kein Zentimeter wurde zweimal gewischt. Die blaugrünen Adern in ihren Händen traten stolz hervor, und die Haut auf den Knöcheln war rau. An der rechten Hand trug sie einen Ring in Form eines Käfers. Die Nägel des Ringfingers und des kleinen Fingers waren sorgfältig gefeilt, und die Nagelhaut war zurückgeschoben, so dass kleine weiße Halbmonde zu sehen waren. Die anderen Nägel waren

abgestoßen. An ihrem Zeigefinger befand sich direkt unterhalb des Nagels ein harter Knoten aus Haut. Als Chanu den Kurs in Kunstgeschichte belegt und sich den ganzen Tag bis weit in die Nacht Notizen gemacht hatte – Nazneen wusste, dass er ganze Bücher abgeschrieben hatte –, entwickelte er genau den gleichen Knoten. Die Kellnerin ging zum nächsten Tisch.

Karim wartete auf ihre Antwort.

Wie sah Karim sie? Die Richtige, hatte er gesagt. Sie war die Richtige für ihn. Eine Bengali-Frau. Eine Bengali-Mutter. Die Vorstellung eines Zuhauses. Eine Vorstellung von sich selbst, die er in ihr entdeckt hatte. Die Kellnerin stand an der Theke. In der rechten Hand hielt sie einen Stift. Sie rollte ihn zwischen Daumen und Zeigefinger. Sie sprach mit einem Gast. Der Stift rollte.

Wie hatte sie ihn sich erschaffen? Sie wusste es nicht. Sie hatte ihn im Dunkeln aus Stücken zusammengesetzt. Sie hatte eine Decke aus Seiden- und Samtstücken genäht, und als sie sie jetzt ans Licht hielt, erwiesen sich die Stiche als groß und unbeholfen, und sie durchzogen das gesamte Gewebe.

»Ich glaube, ich weiß es.« Karim sah sie voller Sympathie an, als wäre sie ein plötzlich verwaistes Kind. »Wenn du mit mir zusammen wärst, könntest du nie vergessen, was wir getan haben, als es anfang. Technisch gesehen, war es eine *Sünde*. Das hat mir auch zu schaffen gemacht. Es ist also das Beste. Wirklich. Beten wie verrückt. Das werde ich tun. Allah vergibt uns. ›O meine Diener, die ihr euch gegen euch selber vergangen habt, verzweifelt nicht an Allahs Barmherzigkeit; siehe, Allah verzeiht die Sünden allzumal.« Er

nickte. Es schien, als wollte er, dass sie einstimme. »Ist es das? Die Sünde?«

Sie berührte zum letzten Mal seine Hand. »Oh, Karim, die Sünde haben wir bereits begangen. Aber wir hatten immer ein Problem. Wie soll ich es erklären? Ich war nicht ich, und du warst nicht du. Von Anfang an bis zum Schluss haben wir die Dinge nicht richtig gesehen. Was wir getan haben – wir haben einander erfunden.«

CEES NOOTEBOOM
Hotel Rembrandt

Es muß vor 1972 gewesen sein, aber weshalb ich mir dessen so sicher bin, verrate ich erst am Ende. Und es war in London. Wenn ich recht darüber nachdenke, gab es eine Londoner, eine Pariser und eine Berliner Zeit in meinem Leben, womit ich meine, daß ich eine Zeitlang eine brennende Vorliebe für eine dieser drei Städte hegte. Diesmal aber geht es um London, die erste ausländische Stadt, in der ich Theater sehen sollte. In der Schule hatte ich gelernt, daß es in London immer neblig ist, und das traf in alten Schwarzweißfilmen auch zu. Doppeldecker, London Bridge.

Ich hatte die Fähre nach Harwich genommen, die See war ziemlich rauh gewesen, und jetzt, am frühen Morgen, konnte ich vom Deck aus die schwachen Hafенlichter erkennen. Der Nebel war verabredungsgemäß da und verschleierte alles, so daß ich alles schön fand. Ich war noch nicht viel gereist, aber immerhin schon in Skandinavien und in Frankreich gewesen, und daß es in anderen Ländern anders zuging, war mir bereits klargeworden.

Der Bahnhof war kalt, es war sechs Uhr morgens, vom Hafen tönte noch das Nebelhorn herüber, um mich herum standen zeitunglesende Leute, kaum jemand sprach. Ich

hatte einen Becher Tee gekauft, der gefährlich schwarz aussah, und bei dieser Transaktion war ich schon einmal mit *love* und einmal mit *dear* von jemandem angesprochen worden, der sich darüber wunderte, daß ich keine Milch in diesen Todestrank wollte. Daß hier jeder so angesprochen wurde, wußte ich noch nicht, und auch nicht, daß es überhaupt nichts bedeutete, und also folgerte ich, ich sei nun wirklich woanders und hier liebe man mich. Schlagartig verliebte auch ich mich in England, und das sollte lange so bleiben. Der Zug kam, natürlich von einer Lokomotive gezogen, die sich schon von weitem mit einer Jammerklage bemerkbar gemacht hatte, die ich nur aus Filmen kannte. Das nächste Wunder war, daß jedes Abteil eine eigene Tür besaß. Ich habe keine Ahnung, wie es heute ist, in meiner Erinnerung saß ich jedenfalls auf einer Art Plüschsessel und bekam einen warmen geräucherten Fisch mit Toast zu essen und dazu wieder so eine Tasse Lethewasser. Die Landschaft draußen war unsichtbar, und daran änderte sich wenig, als wir die Stadt erreichten. Wo ich gewohnt habe, entsinne ich mich nicht mehr, nur noch, daß ich mit meinem wenigen Gepäck leicht verloren die Straße entlangging und beinahe von einem roten Doppeldecker überfahren wurde, weil ich nicht wußte, daß der Verkehr von der anderen Seite kam. Es roch nach Braunkohle, an den Straßenecken standen Menschen, die die neuesten Nachrichten mit Akzenten herausschrien, auf die mein Schulenglisch mich nicht vorbereitet hatte, die Pubs waren noch geschlossen, und als sie endlich öffneten, sah ich mich in eine Welt versetzt, auf die ich nicht gefaßt gewesen war. Ich fand alles wunderbar. Wieder Plüsch, gedämpftes Licht, Zigaretten-

rauch, passend zum Nebel draußen, auch hier war ich *dear* und *love*, mußte mein Getränk aber trotzdem sofort bezahlen, mit diesen komischen großen Münzen, mit denen ich mich noch nicht auskannte – wenn ich darüber nachdenke, wird mir bewußt, daß Gewöhnung einer der größten Genußverderber ist, die das Leben zu bieten hat. Die Spannung des Neuen, der vorsichtige Argwohn, mit dem man sich in einer fremden Umgebung bewegt, das alles gehört zum Aufregenden des Reisens. Ich war des Theaters wegen gekommen, wenngleich ich mich absolut nicht mehr erinnern kann, welche Stücke ich damals gesehen habe, ich weiß nur noch, ich war sprachlos, daß man in der Pause Brandy oder *gin and bitters* bestellen konnte, was es in den Niederlanden damals noch nicht gab. In der Stadsschouwburg hatte ich meine ersten Tschechow-Stücke gesehen mit Ko van Dijk und Han Bentz van den Berg, und Anouilh mit Paul Steenbergen und Fie Carelsen, die ersten Stücke von Hugo Claus mit Ina van Faassen, Ton Lutz und Hans Croiset, Theater war meine große Liebe geworden, und in den nun folgenden Jahren sollte ich regelmäßig nach London pilgern, um John Gielgud zu erleben und Peggy Ashcroft und Maggie Smith und Alec Guinness, und dann, wieder per Schiff, nach Paris reisen, um dort das gleiche zu tun und Stücke von Sartre, Jean Genet und, wieder, Anouilh zu sehen. Woher aber rührte diese plötzliche Leidenschaft fürs Theater? Wann war sie erstmals entflammt? An das Stück erinnere ich mich nicht mehr, nur an den Ort, die Stadsschouwburg in Amsterdam. Ich sehe den Saal über ein endloses Loch in der Zeit hinweg deutlich vor mir. 1951. Rote Stuhlreihen, die in den Jahren danach zu meinem Le-

ben gehören sollten wie mein eigenes Zimmer. Ein älterer Freund hatte mich mitgenommen, ich denke, in ein Stück von Tschechow, aber um sicher zu sein, müßte ich mir den Spielplan jenes Jahres ansehen. Bühnenbilder von Nicolaas Wijnberg und Metten Koornstra, Mienen und Posen von Ank van der Moer, Guus Oster, Joan Remmelts, Ellen Vogel, Mary Dresselhuys, Mien Duymaer van Twist, durch mein Erinnern rette ich sie vor dem schrecklichen Vergessen, das diesem Beruf eigen ist, wobei Namen sich in Legenden verwandeln, die eigentlich nur denen etwas sagen, die jene Aufführungen erlebt haben. Wenn sie nicht mehr da sind, ist auch das verschwunden. In der Stille meines Zimmers höre ich Ko van Dijk, diese Stimme, die ich noch auf dem Sterbebett erkennen würde, ich sehe Ank van der Moer, die sich als Elektra in den eigenen Arm beißt – doch wem sollte ich das erklären? Noch keine Zwanzig war ich bei jenem ersten Mal, und ich erinnere mich an den Augenblick, als wir wieder draußen auf dem Leidseplein standen. »Hier«, sagte ich mit der grotesken Übertreibung meines damaligen Alters, »hier wird binnen fünfzig Jahren ein Stück von mir gespielt.« Mein Begleiter lachte über soviel dreisten Unsinn, aber ich hatte mich lediglich in der Zahl geirrt. Es sollte nicht fünfzig, sondern nur fünf Jahre dauern, bis mein erstes und einziges Bühnenstück in diesem Theater gespielt wurde. Es hieß *De Zwanen van de Theems* (Die Schwäne der Themse) und darf, so habe ich verfügt, nie wieder aufgeführt werden, aber ich bin heute noch froh, daß es damals dazu kam. In den Rollen Ellen Vogel, Mien Hamel, André van den Heuvel, der alte Joan Remmelts und die noch viel ältere Jacqueline Royaards-Sandberg, damals

bereits über Neunzig, atemlos muß ich zugesehen haben, wie aus Figuren, die ich mir auf Papier ausgedacht hatte, plötzlich lebendige Menschen wurden. Die Kritiken waren nicht einmal schlecht, das Stück lief zweiunddreißigmal, wurde später noch von Dimitri Frenkel Frank fürs Fernsehen vom schlimmsten Pathos befreit, doch mit meiner Theaterkarriere war es vorbei. Das Manuskript meines nächsten Stücks wehte der Sturm vom Fahrrad des Dramaturgen der Toneelgroep Centrum in die Gracht. Es hatte, wenn ich mich recht entsinne, *De Spaanse smokkelaars* (Die spanischen Schmuggler) geheißen. Von dem einzigen Stück, das ich danach noch geschrieben habe, traue ich mich nicht einmal den Titel zu nennen, und außerdem kann ich es auch nirgends mehr finden. Es spielte in der Schweiz, und es kam ein Nobelpreisträger darin vor und jemand, der im Krieg (ein wenig) auf der falschen Seite gestanden hatte, aber ansonsten wollen wir es unter der gnädigen Asche der Vergangenheit ruhen lassen, da liegt es gut.

Meiner Liebe zum Theater und zu Schauspielern tat das indes keinen Abbruch. Ich hatte gelesen, daß entweder Voltaire (von dem auch nie mehr ein Stück aufgeführt wird, ich befinde mich also in guter Gesellschaft) oder Molière gesagt haben soll, Schauspieler hätten keine Seele und dürften daher nicht in geweihter Erde beigesetzt werden. Vielleicht ist es ja gerade das, was mich an ihnen so fasziniert. Keine Seele kann auch bedeuten, daß sie nicht nur eine besitzen, sondern eine ganze Reihe, die Seele Hamlets und die des eingebildeten Kranken, die von Onkel Wanja und die von Shylock, daß sie all die verschiedenen Perso-

nen in sich vereinigen, dadurch wesentlich vielschichtiger sind und so der peinlichen Eindimensionalität des Lebens der meisten Menschen entgehen. Andererseits fällt es bei den Vollblutschauspielern schwer, Schein und Wirklichkeit auseinanderzuhalten. Jemanden, der gestern noch als King Lear getobt hat, kann man nicht gleich ernst nehmen, wenn er sich mit einem über die problematische Parksituation in Amsterdam unterhalten will. Durch den besorgten Mitbürger hindurch sieht man den wahnsinnig gewordenen König, was das Gespräch nicht einfacher macht. Man kennt all ihre Manierismen, die sie auch in einem Alltagsgespräch nicht einfach ablegen können, man würde sie im Dunkeln blind an ihrer Stimme erkennen, selbst wenn sie über Steuern sprächen, das heißt, ganz normal wird der Umgang mit ihnen nie. Selbst im Schlaf könnte einen so eine Stimme in Verwirrung versetzen, und genau das passierte mir im Hotel Rembrandt in London.

Vielleicht hatte ich *The Recruiting Officer* mit Maggie Smith gesehen oder *The Hostage* von Brendan Behan unter der Regie von Joan Littlewood, ich weiß es nicht. Jedenfalls hatte die »Aktion Tomate« mich noch nicht mitsamt allen meinen geliebten Schauspielern aus dem Theater gejagt, ich unternahm nach wie vor meine alljährliche Pilgerreise zu den Londoner und Pariser Theatern, zu denen sich zwanzig Jahre später noch die Berliner Bühnen gesellen sollten. Nach der Vorstellung war es spät geworden und alkoholisch, und so wollte ich nicht schon vor sechs mit den *agricultural news* aus dem Nebenzimmer geweckt werden. Der Tagespreis von Schweinebauch und Kalbsschnitzel schallte

durch die gnadenlos dünne Wand, es dauerte etwas, bis mir klar wurde, daß dies kein Alptraum war, sondern gräßliche Realität, ich schrie und hämmerte an die Wand, doch Weizen, Roggen und Hafer schrien genauso laut zurück, so daß mir nichts anderes übrigblieb, als die Rezeption anzurufen. Um welches Zimmer es denn gehe, wollte man wissen, und das ist nicht so einfach zu sagen, denn wenn man selbst Zimmer Nummer 241 hat, kann man sich nicht sicher sein, ob das Zimmer rechts daneben ebenfalls eine ungerade Zahl trägt, und selbst wenn, könnte es ebensogut die 243 wie die 239 sein, das heißt, man muß aus dem Bett, und dann geht es erst richtig los.

Als ich wieder im Bett lag, hörte ich durch den Lärm des Radios und die Preise von Gänsen, Puten und Hühnern im Nebenzimmer das Telefon läuten, mit diesem unverwechselbaren Ton, den nur englische Telefone haben. *Pring pring, pring pring, pring pring, pring, pring*, nein, es war kein Wunder, daß derjenige, der da schlief, mein wütendes Gehämmer nicht gehört hatte, aber als sie (es war eine Sie) den Hörer dann endlich abnahm und mit dieser durch und durch vornehmen Stimme nichts weiter als HELLO-O rief, wußte ich, die Stimme kennst du! Mit Buchstaben läßt sich ein bestimmter Akzent nicht wirklich gut wiedergeben, jedenfalls entspann sich auf der anderen Seite der Wand ein absurdes Hörspiel. I AM SORRY, I CAN'T HEAR YOU!, nein, kein Wunder, WHAT'S THAT YOU'RE SAYING. WHAT!! LET ME PUT MY RADIO DOWN. Stille, Schweigen der Schweinebäuche. Dann ein Entsetzensschrei. UH-UH-UH, I AM AWFULLY SORRY! (Ich kenne diese Stimme, ich kenne diese Stimme.)

PLEASE TELL THE GENTLEMAN I AM AWFULLY SORRY!! Stille. Schlurfende Schritte. Dann PLUMPS. Ein schwerer Gegenstand, der ins Wasser fällt? Wieder PLUMPS. Dann sehr laut PLUMPS, etwas noch viel Schwereres. Gemurmelt. Dann einzelne, heftig artikulierte Sätze. IF THATS WHAT YOU THINK YOU MUST BE MAD. Stille. NO INSPECTOR. Stille. HAHA.

An diesem Punkt kapitulierte ich. Schlafen hatte keinen Sinn mehr. London um sieben Uhr morgens ist auch sehr schön, dann eben verkatert auf die Straße. Irgendwo gibt's bestimmt so eine Tasse Totenwasser, wie damals. Aber die Stimme läßt mich nicht los. Sogar während des Rasierens höre ich sie. Ich weiß, wer es ist, aber der dazugehörige Name will und will sich nicht einstellen, der fällt mir erst ein, als wir im selben Moment aus unseren Zimmern treten. Sie mit einem riesigen Samtbaret auf diesem Irrsinnskopf, der dem einer seltenen Hunderasse gleicht, in einem weiten, mit riesengroßen aufgesteppten Samtkaros verzierten Cape aus grünem Tweed. GOOD MORNING! schmettert sie, Miss Marple, Margaret Rutherford. Die aus *Murder Most Foul* und *Murder She Said*, ebendie, die vom Zug in Paddington Station aus den Mord im anderen, gerade vorbeifahrenden Zug sieht. Und natürlich will ihr niemand glauben, und natürlich fängt sie an, entlang den Gleisen zu schnüffeln, und natürlich liegt in der Nähe ein Landhaus, und natürlich tritt sie da eine Stelle an (oh, dieses weiße Spitzenschürzchen und dieses weiße, mützenartige Krönchen auf dem riesigen Kopf), und natürlich entlarvt sie den Mörder. Ich folge ihr die Treppe hinunter, und wer steht da anderes als Mr. Stringer, der bei Agatha Christie nir-

gends vorkommt, auf Margaret Rutherfords Geheiß aber in alle Filme hineingeschrieben wurde, weil er ihr Mann war. GOOD MORNING, MY DARLING, schreit sie, und er, am Fuße der Treppe, setzt schon zu einem Handkuß an, als sie noch auf der achten Stufe steht. Jetzt wird mir alles klar. PLUMPS hört man, wenn sich jemand in die Badewanne setzt, die einzelnen Sätze stammten aus einem Theaterstück, das sie auswendig lernen muß, die Pausen dazwischen waren für den nicht anwesenden Gegenspieler reserviert. Sie hatte mich beim Schlafen gestört und ich sie beim Lernen in der Wanne. Der Wind bauscht das Cape hoch auf, und ich sehe ihr nach, wie sie beschwingten Schrittes entschwindet, speichere es im Palast meiner Erinnerung, Abteilung Theater, Unterabteilung London, und trete als glücklicher Mensch auf die Straße.

W. SOMERSET MAUGHAM

Das eingehaltene Versprechen

Meine Frau ist sehr unpünktlich. Als wir uns einmal zum Mittagessen im Claridge verabredet hatten und ich mit zehn Minuten Verspätung dort eintraf, war ich also keineswegs überrascht, meine Frau noch nicht vorzufinden. Ich bestellte einen Cocktail. Es war Hochsaison, und die meisten Tische in der Halle waren besetzt. Um mir die Viertelstunde Wartezeit, die mir vermutlich bevorstand, zu vertreiben, sah ich mich unter den Gästen um. Manche hielten schon beim Kaffee, andere erst beim Aperitif. Die sommerlich gekleideten Damen gaben dem Raum ein fröhlich-buntes Gepräge, aber ich konnte weder an ihnen noch an ihren männlichen Begleitern etwas entdecken, das mein Interesse in Anspruch genommen hätte.

Es ging auf zwei Uhr. Ich fühlte mich hungrig.

Meine Frau behauptet – und schreibt es einer rätselhaften Fügung zu –, daß sie keine Armbänder und keine Uhr tragen kann. Die Armbänder verfärben sich, und die Uhr bleibt stehen. Das mit dem Armband glaube ich ihr, aber was die Uhr betrifft, habe ich den Verdacht, daß sie nur deshalb stehenbleibt, weil meine Frau sie nicht aufzieht.

In diesen trüben Gedanken wurde ich durch einen Hotelpagen unterbrochen, der an meinen Tisch trat und mir im diskret bedeutsamen Tonfall eines von seiner Wichtig-

keit durchdrungenen Zwischenträgers mitteilte, daß soeben eine Dame angerufen hätte: sie sei unterwegs aufgehalten worden und könne leider nicht mit mir speisen.

Unschlüssig stand ich auf. Die Vorstellung, mein Mittagessen in einem überfüllten Restaurant allein verzehren zu müssen, lockte mich in keiner Weise, aber da es für den Klub schon zu spät war, blieb mir nichts anderes übrig. Ich schlenderte in den Speisesaal.

Anders als einige meiner berühmten Kollegen schätzte ich es nicht sehr, von den Oberkellnern vornehmer Restaurants mit devoter Verbeugung beim Namen angesprochen zu werden. Diesmal hätte ich nichts dagegen gehabt, denn der Maître d'Hotel gab mir mit steinerner Miene zu verstehen, daß kein Tisch frei wäre.

Als ich mich hilflos in dem riesigen, prunkvollen Saal umseh, fiel mein Blick auf eine mir befreundete Dame, Lady Elizabeth Vermont. Sie saß allein und nickte mir aufmunternd zu. Ich trat an ihren Tisch:

»Erlauben Sie einem Verhungernden, bei Ihnen Platz zu nehmen?«

»Gerne. Aber ich bin mit meiner Mahlzeit beinahe am Ende.«

Der kleine Tisch war durch eine wuchtige Säule ein wenig von den übrigen Gästen abgesondert. Ich hatte es in jeder Hinsicht gut getroffen und bedankte mich überschwenglich.

Lady Vermont schenkte mir jenes bezaubernde Lächeln, für das sie berühmt ist. Es bringt ihr Gesicht nicht mit einemmal zum Strahlen, es breitet sich sanft und allmählich aus, spielt zuerst ein wenig um die Lippen, wandert

dann langsam zu den großen, glänzenden Augen und setzt sich dort fest. Man durfte Elizabeth Vermont getrost eine außergewöhnliche Erscheinung nennen. Ich hatte sie als Mädchen nicht gekannt; es hieß, daß sie hinreißend hübsch gewesen sei, und das glaube ich gerne. Auch jetzt, mit ihren bald fünfzig Jahren, ließ sie keinen Zweifel daran. Neben ihrer unverbrauchten, zeitlosen Schönheit wirkten die stereotypen Gesichter unserer jüngeren Damen beinahe langweilig. Ich kann diesen bemalten Larven nichts abgewinnen. Ich finde es töricht, wenn Frauen ihre Persönlichkeit mit Puder, Rouge und Lippenstift überdecken. Auch Elizabeth Vermont bediente sich kosmetischer Hilfsmittel, aber nicht, um die Natur zu kopieren, sondern um ihr nachzuhelfen. Ihrem glatten, schwarzglänzenden Haar konnte man nicht anmerken, ob sie es färben ließ. Sie war sehr schlank und hielt sich kerzengerade. Ihr schlichtes dunkles Satinkleid bewies vortrefflichen Geschmack. Als Schmuck trug sie außer einer langen Perlenkette nur noch einen Smaragd, der ihren Ehering zierte und dessen dunkles Feuer den weißen Teint ihrer Hände besser zur Geltung brachte. Dennoch waren es diese Hände mit den rotlackierten Fingernägeln, die ihr Alter verrieten. Man erschrak ein wenig beim Anblick der langen, knöchrigen Finger und konnte sich vorstellen, daß sie in nicht allzu ferner Zeit wie die Krallen eines Raubvogels aussehen würden.

Elizabeth Vermont entstammte einer vornehmen Familie: sie war die Tochter des siebenten Herzogs von St. Erth. Im Alter von achtzehn Jahren hatte sie einen steinreichen Mann geheiratet und sich mit unvermittelter Heftigkeit in ein extravagantes, ja ausschweifendes Leben gestürzt. Da

sie zu stolz war, um vorsichtig zu sein, gab es alsbald einen handfesten Skandal, und ihr Gatte ließ sich von ihr scheiden. Sie heiratete einen der beiden im Prozeß mitangeklagten Ehebrecher, dem sie achtzehn Monate später wieder davonlief. Es folgten eine Reihe von Liebhabern und eine Reihe weiterer Skandale. Ihre aufsehenerregende Schönheit und ihr nicht minder aufsehenerregendes Benehmen machten sie zum Lieblingsthema unerschöpflicher Klatschgeschichten. Sie war eine Spielerin, eine Verschwenderin, eine Hure, und die anständigen Leute verachteten sie aus tiefster Seele. Doch wie oft sie auch ihre Liebhaber wechselte – ihren Freunden blieb sie treu, und es gab keinen unter ihnen, der nicht ebenso standhaft zu ihr gehalten hätte. Sie war eine Frau von Geist und Courage, sie war immer aufrichtig und machte niemandem etwas vor.

Damals lernte ich sie kennen. Seit die Religion aus der Mode gekommen ist, wenden vornehme Damen, die in allzu schlechten Ruf geraten, ihr Interesse den schönen Künsten zu, und wenn ihnen die Angehörigen ihrer eigenen Klasse die kalte Schulter zeigen, steigen sie manchmal in die Gefilde der Dichter, Maler und Musiker hinab.

Ich fand Lady Vermonts Gesellschaft reizvoll. Ihr rascher Witz setzte mich oft in Erstaunen. Sie war jederzeit bereit, über ihre Vergangenheit zu sprechen, ja sie machte sich sogar darüber lustig.

Und dann geschah etwas Überraschendes: als sie vierzig war, heiratete sie einen Einundzwanzigjährigen. Einige ihrer Freunde hielten sie für verrückt, andere waren empört, daß sie die Unerfahrenheit eines jungen Mannes so schamlos ausnützte, und wollten nichts mehr mit ihr zu tun

haben. Allgemein erging man sich in düsteren Prophezeiungen, denn Elizabeth Vermont hatte es noch nie länger als sechs Monate mit einem Mann ausgehalten. Darin erblickte man sogar die einzige Chance des Unglückseligen. Wenn seine Frau sich weiterhin so skandalös aufführte wie bisher, mußte er sie doch wohl verlassen.

Sämtliche Spekulationen erwiesen sich als falsch. Ob Elizabeth sich von Grund auf gewandelt hatte oder ob Peter Vermonts Arglosigkeit und Zuneigung sie rührten – fest steht, daß sie ihm eine wunderbare Gattin war. Aus der einstigen Verschwenderin wurde eine sparsame Hausfrau von so untadeligem Lebenswandel, daß die Lästerzungen verstummten. Das Glück ihres Mannes bedeutete ihr alles. Niemand konnte zweifeln, daß sie ihn hingebungsvoll liebte. Elizabeth gab keinen Gesprächsstoff mehr ab. Es schien, als wäre ihre Geschichte zu Ende erzählt. Und ich amüsierte mich bei dem Gedanken, daß sie einmal eine alte, allseits respektierte Dame sein würde, von deren dunkler Vergangenheit niemand mehr wußte, sie selbst eingeschlossen. Denn die Frauen haben eine beneidenswerte Fähigkeit, zu vergessen.

Es kam abermals anders. Nach zehn Jahren einer idealen Ehe verliebte sich Peter Vermont in ein Mädchen namens Barbara Canton, ein nettes kleines Ding, die jüngste Tochter von Lord Robert Canton, der einmal den Posten eines Sekretärs im Amt für Auswärtige Angelegenheiten bekleidet hatte. Barbara war blond und hübsch, aber nicht im entferntesten mit Lady Elizabeth vergleichbar.

Man begann über die Sache zu tuscheln, man fragte sich, ob Elizabeth etwas ahnte und wie sie sich in einer für sie so

ungewohnten Situation verhalten würde. Bisher war ja immer sie es gewesen, die ihre Liebhaber verabschiedet hatte. Da ich ihren Mut und ihre Geschicklichkeit kannte, nahm ich an, daß sie mit der kleinen Miss Canton kurzen Prozeß machen würde.

All das ging mir jetzt durch den Kopf, während ich mit Elizabeth an dem kleinen Säulentisch saß. Nichts in ihrem Benehmen deutete darauf hin, daß irgend etwas sie bedrückte. Sie war bei bester Laune, herzlich und offen wie immer, sie sprach in ihrem gewohnten Plauderton, und was sie sagte, bewies ihren Verstand und ihren wachen Sinn für alles Lächerliche. Ich fand sie faszinierend wie eh und je und kam zu dem Schluß, daß sie dank irgendeiner himmlischen Fügung nichts von Peter Vermonts Gefühlsumschwung wußte. Oder vielleicht konnte sie sich in ihrer großen Liebe zu ihm gar nicht vorstellen, daß er sie nicht mehr liebte.

Wir tranken Kaffee und rauchten.

»Wie spät ist es?« fragte sie unvermittelt.

»Ein Viertel vor drei.«

»Oh. Dann muß ich meine Rechnung verlangen.«

»Darf ich das für Sie erledigen?«

»Natürlich.«

»Sie sind in Eile?«

»Peter erwartet mich um drei Uhr.«

»Wie geht es ihm?«

»Danke, sehr gut.«

Sie lächelte ein wenig, ihr zögerndes, bezauberndes Lächeln, aber mir schien, als wäre ihm eine kleine Prise Spott beigemischt. Ein paar Sekunden sah sie nachdenklich vor sich hin, ehe sie sich zu mir wandte:

»Sie haben sich doch immer für ausgefallene Situationen interessiert, nicht wahr? Nun, Sie werden nicht erraten, in welcher Angelegenheit ich unterwegs bin. Heute morgen habe ich Peter angerufen und mich für drei Uhr mit ihm verabredet. Ich werde ihn bitten, sich von mir scheiden zu lassen.«

»Das werden Sie nicht!« rief ich unbeherrscht, fühlte mich erröten und wußte nicht weiter. »Ich dachte, Sie beide wären immer so gut miteinander ausgekommen.«

»Halten Sie es für sehr wahrscheinlich, daß gerade ich nicht wissen sollte, was alle Welt weiß? Halten Sie mich für so dumm?«

Nein, dumm war sie ganz gewiß nicht. Man konnte ihr nichts weismachen, was man selbst nicht glaubte. Und ich konnte mir nicht den Anschein geben, als wüßte ich nicht, was sie meinte.

»Aber warum wollen Sie die Scheidungsklage ihm überlassen?« fragte ich endlich.

»Weil Papa Canton ein muffiger alter Knochen und peinlich auf Wahrung der Formen bedacht ist. Er würde Barbara nie erlauben, Peter zu heiraten, wenn die Scheidung von mir ausginge. Und für mich macht es keinen Unterschied. Eine Scheidung mehr oder weniger ...«

Sie zuckte die Achseln. Ihre Schultern waren sehr hübsch.

»Woher wissen Sie, daß er Barbara heiraten will?«

»Er ist bis über beide Ohren verliebt in sie.«

»Hat er Ihnen das gesagt?«

»Nein. Er weiß nicht einmal, daß ich's weiß. Er leidet entsetzlich, der arme Junge. Und er gibt sich so große Mühe, mich nicht zu verletzen.«

»Vielleicht ist es nur eine plötzliche Leidenschaft. So etwas geht vorüber.«

»Das glaube ich kaum. Barbara ist jung und attraktiv und kann sehr nett sein. Die beiden passen ausgezeichnet zueinander. Und daß es irgendeinmal zu Ende gehen kann, spielt im Augenblick keine Rolle. Sie lieben einander jetzt – das ist alles, was zählt. In der Liebe ist die Gegenwart alles, was zählt. Ich bin neunzehn Jahre älter als Peter. Wenn ein Mann aufhört, eine Frau zu lieben, die alt genug ist, seine Mutter zu sein – glauben Sie wirklich, daß er sie jemals wieder lieben würde? Sie als Schriftsteller müßten in diesen Dingen doch Bescheid wissen.«

»Aber das ist doch kein Grund, ein solches Opfer zu bringen?«

»Als Peter mich vor zehn Jahren bat, ihn zu heiraten, versprach ich ihm, daß ich ihn freigeben würde, wann immer er es wünschte. Das schien mir ein einfaches Gebot der Fairness zu sein – bei dem Altersunterschied, der zwischen uns bestand.«

»Das heißt – Sie wollen ein Versprechen einhalten, um dessen Einhaltung er Sie gar nicht gebeten hat?«

»Ja, das heißt es wohl.« Ein kleines, schmerzliches Zucken ging über ihr Gesicht, nur einen Atemzug lang, dann lächelte sie wieder. »Man muß sich wie ein Gentleman benehmen. Auch als Frau. Wenn Sie es ganz genau wissen wollen – deshalb habe ich meinen Lunch heute an diesem Tisch genommen. An diesem Tisch hat er mich vor zehn Jahren um meine Hand gebeten. Wir aßen hier zu Abend, und ich saß genau auf dem Platz, wo ich jetzt sitze. Zu dumm. Ich glaube fast, daß ich ihn noch ganz genauso liebe

wie damals.« Sie schwieg ein wenig, mit zusammengepreßten Lippen. »Hilft alles nichts. Ich muß gehen. Peter verträgt es nicht, wenn man ihn warten läßt.«

Es war ein rührend hilfloser Blick, mit dem sie mich ansah. Und ich hatte den Eindruck, daß sie es nicht über sich brächte, sich von ihrem Sitz zu trennen. Aber da war sie schon aufgestanden.

»Darf ich Sie begleiten?«

»Bis zum Hotelausgang, nicht weiter.«

Wir durchquerten das Restaurant und die Halle. Der Portier setzte die Drehtür in Bewegung.

Ich fragte sie, ob sie ein Taxi haben wollte.

»Nein, danke. Ich möchte lieber zu Fuß gehen. Es ist so ein schöner Tag heute.« Sie reichte mir die Hand zum Abschied. »Ich werde morgen verreisen. Aber im Herbst bin ich wieder in London. Den ganzen Herbst. Rufen Sie mich doch einmal an.«

Noch einmal lächelte sie, dann wandte sie sich ab und ging. Ich blickte ihr nach. Die Luft war klar und warm, hoch über den Dächern segelten kleine weiße Wolken am blauen Himmel. Sie ging die Davies Street hinauf, sehr aufrecht und den Blick geradeaus. Es waren nicht wenige Männer, die sich nach ihrer schlanken, straffen Gestalt umsahen. Jetzt dankte sie mit einer leichten Kopfneigung für den Gruß eines ihr offenbar Bekannten, der respektvoll den Hut gezogen hatte. Niemals, so dachte ich, niemals würde ihm der Gedanke kommen, daß er eine Frau begrüßt hatte, der gerade das Herz zerbrach. Sie war, ich sagte es schon, eine sehr bemerkenswerte Frau.

JAN BRANDT
Welt ohne Netz

Ich kam erst am Tag nach der Trauerfeier in London an. Die Straßen waren zwar schon wieder für den Verkehr freigegeben, ich sah es vom Zug aus, aber überall standen noch zur Seite geräumte Absperrungen, in die Passanten frische Blumen gesteckt hatten. Die ganze Stadt war geschmückt, als wollte sie mich willkommen heißen. Ich wusste, dass hier nicht ein Anfang zelebriert worden war, sondern ein Ende, Dianas Ende, ein Abschied für immer. Trotzdem fühlte es sich anders an.

Von einer mir unbekanntem Euphorie getragen eilte ich vom Eurostar Terminal durch die Waterloo Station zur U-Bahn, da winkte mich ein Mann aus der Menge und führte mich in eine mit Stellwänden abgetrennte Ecke der Bahnhofshalle. Er trug keine Uniform, aber Einweghandschuhe und ein Schild um den Hals mit seinem Porträt und seinem Namen. Er bat mich, meine Taschen auf einen Tisch zu stellen, und fragte, während er meine Unterwäsche vor mir ausbreitete, ob ich die Notwendigkeit von Stichproben verstehen könne.

»Nein«, sagte ich. »Wie würden Sie sich fühlen, wenn man in Ihren Sachen herumwühlt?«

»Sicher«, antwortete er und öffnete die Kuverts mit meinen Fotoabzügen, betrachtete die Bilder mit einer Gleich-

gültigkeit, die mich wütend machte. »Was soll das? Wonach suchen Sie eigentlich?«

»Nach nichts.«

»Na«, sagte ich, »das haben Sie ja jetzt gefunden.«

So sorgfältig, wie er alles herausgenommen hatte, packte er es auch wieder ein. Meine Kleidungsstücke faltete er besser zusammen als ich. Er brauchte nur einen Handgriff dafür, die Ärmel meiner Herrenhemden einzuklappen und den Kragen auf den Saum zu legen. Er wünschte mir einen schönen Tag und hielt, während er sich verabschiedete, schon nach der nächsten verdächtigen Person Ausschau. Ich nahm die Northern Line Richtung Kentish Town und ging die letzten Meter zu Fuß zum Studentenwohnheim, ein graues vierzehnstöckiges Gebäude namens Hawkrigde House.

Am Empfang stellte ich mich vor, und die Frau hinter der Theke verglich meine Angaben mit denen in ihrer Mappe. Auf dem Schild an ihrem Polo-Shirt stand: *Claire Wilson, Residence Manager*. Da müsse ein Fehler vorliegen, sagte sie.

»Was für ein Fehler?«

Irgendwas mit meinem Namen. Eine Verwechslung. Alle Apartments seien bereits belegt, jedenfalls die, die für mich infrage kämen.

»Und was ist mit den anderen?«

»Es hat sich gezeigt, dass es besser ist, Männer und Frauen getrennt unterzubringen. Gibt weniger Probleme.«

»Ich weiß mich schon zu behaupten«, sagte ich. »Ich habe zwei Brüder.« Das stimmte nicht, aber ich hatte keine Lust, mich nach der langen Reise auf den Weg zu einem

anderen Wohnheim zu machen, womöglich am anderen Ende der Stadt. Ich sah kein Problem darin, mit Jungs zusammenzuleben. In Bremen und Köln hatte ich schon in großen gemischten wGs gewohnt. Ich hielt das für falsche englische Vorsicht, eine Regel, die für mich als Deutsche nicht galt.

»Also gut«, sagte sie. »Aber auf Ihre Verantwortung. Nicht, dass es nachher heißt, ich hätte Sie nicht gewarnt.«

Desh war vor mir da. Als ich zur Tür hereinkam und mit dem Koffer in der Hand den Flur entlangging, trat er aus der Küche und begrüßte mich überschwenglich.

»Ich bin Aadesh Venkata Rama Naga Butchi Anjaneya Satya Ranganathan«, rief er und wischte sich die Hände mit einem Geschirrhandtuch ab. Im ersten Moment dachte ich, er schreie mich auf Indisch an, wie jemand, der schwerhörig ist und seine eigene Stimme nicht verstehen kann. Dann lachte er und bat mich, ihn Desh zu nennen, *einfach nur Desh*, und da begriff ich, dass er bloß sehr laut sprach, dass das seine Art zu reden war. Er stammte nicht aus Indien, sondern aus Singapur, hatte aber indische Vorfahren, seine Eltern, gläubige Christen, gottesfürchtige Katholiken, seien in den Sechzigerjahren ausgewandert, und jetzt sei er hier, um seinen Master of Science zu machen. Er warf sich das Handtuch über die Schulter und führte mich durch die Wohnung, als gehöre sie ihm.

»Das ist das schlimmste Apartment, in dem ich je gewohnt habe. Alles ist kaputt: Die Heizung funktioniert nicht richtig, der Ofen braucht über eine Stunde, bis er warm wird. Und der Toaster: Vergiss es. Aber schau dich

ruhig um. Es ist überall das Gleiche. Ich habe schon mit unseren Nachbarn gesprochen, bei denen sieht es auch nicht besser aus.«

Er präsentierte das Bad, das kleine und das mittlere Zimmer wie in die Jahre gekommene Attraktionen, hundertmal gesehen, nicht der Rede wert, und steuerte mit stolzgeschwellter Brust auf das letzte und größte Zimmer zu, das mit Balkon. »Ta-da«, sagte er und machte eine ausladende Geste.

»Das ist meins?«, fragte ich, obwohl offensichtlich war, dass er es schon nach seinen Vorstellungen eingerichtet hatte. Die Möbel waren zwar in allen Zimmern gleich: ein schmales Bett, ein Sessel, eine Kommode, ein Kleiderschrank und ein Schreibtisch mit einem Stuhl davor. Aber hier lagen überall Sachen herum, Klamotten und Bücher hauptsächlich, an den Wänden hingen Fotos, Dutzende Fotos von Freunden und Verwandten, wie ich annahm.

»Nein, du kannst dir eins der beiden anderen Löcher aussuchen.« Er zeigte an mir vorbei auf die Wand. Dann führte er mich auf den Balkon, der mit einem Netz verhängt war. Alle Balkone waren mit diesen feinmaschigen Netzen verhängt.

»Ist das wegen der Tauben?« Ich hakte meine Hände ein und beugte mich ein Stück über die Brüstung.

»Wegen der Selbstmörder. Die Fenster gehen auch nur auf Kipp.«

Die Küche war der einzige Raum, von dem aus man einen unverstellten Blick auf die Stadt hatte: St. Paul's, King's Cross, Big Ben, der Regent's Park, der Zoo und über der Themse Flugzeuge, die aus den Wolken herabschweb-

ten und auf Heathrow einschwenkten. Desh lud mich zu Dal und Vindalho ein, das er zubereitet hatte, bevor ich hereingekommen war, und ich nahm das Angebot dankend an. Gut gelaunt schwärmte er von der Stadt, von der Uni, seiner Fakultät und den Italienerinnen von gegenüber, aber kaum waren wir fertig, verfinsterte sich seine Miene und er fing wieder an, sich über Hawkridge zu beschweren.

»Und weißt du, was das Beste ist: Der Waschraum ist am Wochenende geschlossen. Am Wochenende! Die einzigen beiden Tage, an denen die Leute Zeit zum Waschen haben. Es ist nicht zu fassen!«

Unsere erste Begegnung war ein Missverständnis. Er trug gerade seine Sachen in unsere Wohnung. Ein Umzugskarton stand neben der offenen Tür, einen hielt er in Händen, als ich im achten Stock mit Einkäufen bepackt aus dem Fahrstuhl trat und auf die Nummer einundfünfzig zusteuerte.

»Hi«, sagte ich. »Bist du der Neue?«

Er nickte, stellte den einen Karton auf den anderen, wischte sich über seinen blauweißen Pan-Am-Pullover und wartete, bis ich meine Tüten abgesetzt hatte. Dann reichten wir uns die Hände.

»Ich bin Ing«, sagte er.

»Ich bin Inga«, sagte ich und fing an zu lachen.

Kaum hatten wir uns berührt, zog er seine Hand wieder zurück und sah mich an, als hätte ich ihn beleidigt. Er zeigte auf sich.

»Ing.«

Und ich zeigte auf mich. »Inga.«

Er schüttelte den Kopf und wiederholte die Geste. »Ing.«
»Inga.«

So ging es ein paar Mal hin und her, »Ing«, »Inga«, »Ing«, »Inga«, und mit jedem Mal wurde er zorniger, bis Desh dazukam und wir das Missverständnis aufklärten.

Ing war nur sein Spitzname. Viele Thailänder hätten Spitznamen, vor allem im Ausland sei das leichter als die richtigen Namen. Phiraphan Fhaumnuaaypol müsse er immer buchstabieren, und selbst dann könne es sich niemand merken, nicht einmal in Thailand.

»Und was hat Ing zu bedeuten?«, fragte ich.

Er zuckte mit den Schultern.

»Mein Vater hat immer ›Spik English!‹ zu mir gesagt. Und irgendwann begannen meine Geschwister so zu tun, als würden sie mich nicht verstehen. ›English, spik English.‹ Mein Vater selbst spricht nicht mehr als ein paar Wörter. ›Ilektik sitty‹ statt *electricity* und ›no pombem‹ statt *no problem*.«

»Die Inder sagen eye-run statt *iron*«, sagte Desh, »Maryjo-anna statt *marijuana* und woo-men statt *women*.«

Das sei im Deutschen auch nicht anders, sagte ich und gab ebenfalls einige Beispiele zum Besten, »uniwersity«, »schkwirrel«, »senk ju worry matsch«.

Und dann lachten wir. Und dann halfen Desh und ich Ing, eine Unmenge weitere Kartons aus dem Auto zu holen und in sein Zimmer zu stellen. Ihm war nichts anderes übriggeblieben, als den kleinsten und dunkelsten Raum gleich neben der Tür zu nehmen. Auspacken wollte er allein. Ein paar Tage später, als ich im Vorbeigehen einen Blick in sein Zimmer warf, wunderte ich mich, dass er alles ein-

geräumt hatte und der Raum trotzdem so leer wirkte. Er schien nichts zu besitzen außer einer elektrischen Schreibmaschine, einem Kassettenrekorder und einer Kassette, *Make it Big* von Wham!, die er wieder und wieder hörte, bis wir alle Lieder auswendig kannten.

Ich hatte mich für Deutsch eingeschrieben. Auf dem Lehrplan standen nur Klassiker; *Buddenbrooks*, *Effie Briest*, *Der Prozess*, *Berlin Alexanderplatz*, *Die Blechtrommel*. Weil ich Angst hatte, mich unterfordert zu fühlen, schrieb ich mich auch noch für Europäische Geschichte ein. Ich hoffte, dass das meinen Horizont erweitern würde, dass ich angesichts der Themen tatsächlich etwas Neues lernen könnte: *A Hidden History – Women at Home*, *Transnational Resistance 1936–48*, *Financing the Great War*.

In Deutsch belegte ich nur ein Seminar, den Einführungskurs *Vom Stummfilm zum Tonfilm*, den ein junger Tutor aus Göttingen leitete. Wir saßen im Souterrain des German Department, ein kleiner Raum mit wenigen um einen Tisch gruppierten Stühlen. In keinem Seminar saßen mehr als fünfzehn Leute, hier waren wir zu zwölf, darunter drei weitere Erasmusstudenten aus Stuttgart, Hamburg und Berlin: Joachim, Verena und Michael.

Der Tutor blickte sich im Raum um und sagte uns auf den Kopf zu, dass wir vier aus Deutschland seien. Wir sahen anders aus, waren anders gekleidet, trugen die Haare anders, kamen ganz offensichtlich aus anderen Elternhäusern. Der Tutor sagte, es sei der Blick, der uns verrate, der *German Gaze*: Die Deutschen würden die anderen ständig mustern, während die meisten Engländer einen nie

direkt anschauen, nicht einmal, wenn man sie ansprach. Ich wollte ihm widersprechen. Zwei Jungs, die mir gegenüber saßen, starrten mich an, seitdem ich Platz genommen hatte. Matt Hall und Mark Halstead, wie sich bei der Vorstellungsrunde herausstellte. Der eine stammte aus Manchester, der andere aus Sheffield. Beide waren noch nie in Deutschland gewesen. Als ich hinterher mit den Deutschen zusammenstand, zischten Matt und Mark uns »*Don't mention the war*« zu, machten noch ein paar Witze, die keiner von uns verstand, außer Worte wie »Hitler«, »Himmler« und »Hermann Göring«, hielten sich zwei Finger unter ihre Nasen und gingen im Stechschritt an uns vorbei nach draußen.

Desh war ein Langzeitduscher. Unter Wasser war er wie ein anderer Mensch. Oft hörte ich ihn aus dem Bad pfeifen oder singen, Popsongs und malaiische Volkslieder. Manchmal sprach er auch zu sich selbst, aber wie mit zwei Stimmen, in Rede und Widerrede, als unterhalte er sich mit jemandem, als spiele er Szenen nach, die er erlebt hatte oder erleben wollte, glückliche Momente. Anfangs hielt ich es für eine Traumwelt, Phantasien, in die er sich hineinsteigerte und in denen er größer und stärker war als in Wirklichkeit. Aquaman in Atlantis. Irgendwann hatte ich jedoch das Gefühl, es war genau andersherum: als finde in der Dusche sein wahres Dasein statt, eine Unterwasserwelt, zu der Ing und ich keinen Zugang hatten, weil wir in anderen Welten zu Hause waren, ich auf dem Land, Ing in der Luft. Für uns war Duschen eine Notwendigkeit, für Desh pure Lust. Trat er wieder in den Flur hinaus, wirkte er frisch und

erholt. Er strahlte über das ganze Gesicht, machte Scherze und tanzte, weitersingend, zu seinem Zimmer hinüber, bis er, nur Minuten später, wieder zu dem Desh wurde, der er vor seiner Verwandlung gewesen war.

Um sich kennenzulernen, sollten die Erstsemester und die Erasmusstudenten ein Wochenende in der Cumberland Lodge verbringen, ein altes Herrenhaus im Windsor Park. Mein Zimmer teilte ich mir mit Mary Ann Maddock aus Newcastle: lange rote Haare, Sommersprossen, schwarze hohe Schuhe und ein weißes T-Shirt mit der Aufschrift BOY, das sie in ihre Jeans gesteckt hatte.

»Du kannst mich Mam nennen, Freunde nennen mich Mam.«

»Mam?«

»Meine Initialen: M. A. M.«

Ich nannte sie Mary.

Während wir unsere Koffer auspackten und unsere Sachen in den Schrank räumten, erzählten wir uns, was uns hierher verschlagen hatte. Wie sich herausstellte, war Mary achtzehn und gerade erst mit der Schule fertig. Ihre Eltern hätten sie lieber in Oxford oder Cambridge gesehen, dort war sie jedoch nicht genommen worden. Sie sagte, sie sei heilfroh, dass es nicht geklappt habe. London sei nämlich ihre erste Wahl gewesen, aber sie habe ja niemand gefragt, sie werde bei wichtigen Entscheidungen nie gefragt. Dadurch fühlte ich mich verpflichtet, sie etwas zu fragen, also fragte ich sie, weshalb sie Deutsch studiere, und sie sagte, weil sich darauf kaum jemand bewerbe und es einfacher sei, über Deutsch einen Studienplatz zu bekommen als über

Jura, BWL oder Medizin. Dafür seien ihre A-Level-Noten nicht gut genug gewesen. Als wir fertig waren mit Einräumen, saßen wir auf unseren Betten. Ich erzählte von Ostfriesland und Köln, und sie lachte nach jedem dritten Wort, ich glaube, weil ich es falsch ausgesprochen hatte.

Unser Zimmer sah aus wie das eines Puppenhauses: grünweiße Blumentapete, blauer Teppich, zwei einzelne Betten mit einem gemeinsamen Nachttisch in der Mitte. Über dem Kamin hing ein in Gold gerahmter Spiegel. Auf der Kommode standen zwei Puderdosen ohne Puder. Die Hälfte des ebenfalls mit Teppich ausgelegten Badezimmers nahm eine weiße, auf Füßen stehende Wanne ein. Der Duschkopf lag auf der Armatur wie ein Telefonhörer, und ich hätte große Lust gehabt, nach der langen Fahrt im Bus sofort ein Bad zu nehmen, aber dafür hatten wir keine Zeit: Den Vormittag über stellten sich die Professoren der Fakultät vor.

Der Höhepunkt des Tages bestand darin, in den Park hinauszugehen und der Queen beim »Changeover« zuzuschauen. Sie würde am Nachmittag nur wenige Minuten von der Cumberland Lodge entfernt vom Auto in eine Kutsche umsteigen, um damit an einer Prozession teilzunehmen, einem Trauerzug. Gerade für die deutschen Studenten sei das eine Attraktion, die sie nicht verpassen dürften.

Der Tross der Queen kam in sieben schwarzen Rolls-Royce vorgefahren. Ich stand genau an der Stelle, an der der Wagen der Queen hielt, und holte meine Kamera hervor, um diesen Moment festzuhalten. Aber sie stieg auf der Beifahrerseite aus, wandte mir den Rücken zu. Auf dem Foto

war sie kaum zu erkennen, nur ihr hellblauer Hut. Aus der geschlossenen Kutsche heraus winkte sie uns zu. Ich sah nur ihre Hand. Dann setzte sich die Kolonne in Bewegung.

Das Ganze hatte nicht einmal eine Minute gedauert, aber Mary war ganz außer sich: »Oh mein Gott, weißt du, was gerade passiert ist?«

»Nein«, sagte ich, »was denn?« Ich dachte wirklich, ich hätte etwas übersehen.

Aber Mary sagte: »Wir haben die Queen gesehen!«

Auf dem Rückweg dachte ich darüber nach, wie merkwürdig das war, ihr begegnet zu sein, einer Person, die ich nur aus dem Fernsehen und aus Zeitschriften kannte. Auch für mich hatte ein »Changeover« stattgefunden, von der Zwei- in die Dreidimensionalität, und nicht nur das: War der Umstieg vom Auto in die Kutsche und von der Kutsche ins Auto zurück nicht wie ein Zeitsprung gewesen, ein doppelter sogar, ein Wechsel zwischen den Welten, zwischen Gegenwart und Vergangenheit und Gegenwart?

Abends an der Bar fragte mich Joachim, einer der anderen Erasmusstudenten, wer mein Lieblingsautor sei. Er trug einen blauen Rollkragenpullover, eine weiße Hose und schwarze Schuhe, hatte blonde, zur Seite geföhnte Haare. Bevor ich antworten konnte, sagte er, dass er Peter Handke verehere, dass nichts seiner Prosa gleichkomme.

Ich sagte, ich würde nur Comics lesen.

»Comics«, wiederholte Joachim und verzog das Gesicht, als wäre er in etwas hineingetreten.

»Ja, Comics«, sagte ich. »Oder Romane mit Motorrädern.«

Joachim sagte den Satz, den ich schon erwartet hatte, den

Satz, den ich immer zu hören bekam, wenn ich von Comics oder Motorrädern sprach.

»Aber du bist doch eine Frau.«

»Na und?«

»Das ist aber ungewöhnlich.«

»Warum? Dürfen Frauen sich etwa nicht dafür interessieren?«

»Doch, doch«, sagte er schnell. »Ich kenne nur keine, die das tut.«

»Jetzt schon.«

»Fährst du denn selbst?«

»Was?«

»Motorrad.«

»Nö.« Dabei stimmte das nicht. Ich hatte eine Vespa. Aber nicht in London. Bei meinen Eltern.

»Und warum interessierst du dich dann dafür?«

»Einfach so.« Auch das stimmte nicht. Ich interessierte mich dafür, weil alles mit allem zusammenhing: die Musik, die Motorroller, die Metropole, in der wir für das nächste halbe Jahr lebten. Aber ich wollte Joachim das nicht erklären. Ich wollte nicht mit ihm befreundet sein. Ich wollte mich von Deutschland lösen, wenigstens ein bisschen, wenigstens für die nächsten sechs Monate. Und ich hatte Angst, dass mir das nicht gelingen würde, wenn ich zu viel Zeit mit Deutschen verbrachte, noch dazu mit jemandem wie Joachim.

Um kurz vor elf läutete der Wirt die letzte Runde ein, und nur wenige Minuten später ratterten zu allen Seiten der Bar die Gitter herunter. Mary und ich tranken unser Bier und gingen aufs Zimmer. Nachts musste ich aufs Klo.

Ich wollte kein Licht machen, der Mond schien durch die Vorhänge, aber irgendwas war im Weg. Ich stieß dagegen, verhedderte mich in der Überdecke, die von meinem oder Marys Bett gerutscht war, stürzte, suchte nach Halt und bekam etwas zu fassen, das sich wie das Bein und der Fuß einer Schaufensterpuppe anfühlte, kalt und leicht und glatt. Ich weiß nicht, ob ich schrie, aber Mary drehte unsere Nachttischlampe an.

»Was ist los? Was ist passiert? Was machst du da?« In dem gleichen schrillen Tonfall, in dem sie am Nachmittag »Wir haben die Queen gesehen!« gesagt hatte.

»Was ist das?« Ich hielt ihr die Prothese hin.

»Mein Bein.« Mary richtete sich auf, beugte sich zu mir und nahm es mir ab. Sie schob es unters Bett, als handele es sich um ein Paar Schuhe. Sie wollte sich schon wieder hinlegen und die Lampe ausdrehen.

»Halt, stopp. Wieso hast du das?«

»Können wir nicht morgen darüber reden?«

»Nein. Jetzt. Sonst schlafe ich nicht wieder ein.«

Sie stöhnte, warf sich auf die andere Seite und zog die Decke bis zum Kinn hoch, sodass ich sie kaum verstehen konnte. »Ein Unfall, okay?«

»Was für ein Unfall?«

»Mit dem Motorrad.«

»Du fährst Motorrad?«

Sie schob die Decke zurück und schüttelte den Kopf. »Mein Vater ... Jetzt nicht mehr ... Seit ... seit dem ... Hör mal ...« Sie drehte sich zu mir und schloss die Augen. »Das darf hier niemand erfahren. Ich will nicht ...«, sie schluchzte, und ich setzte mich zu ihr. »Ich will nicht

immer der Krüppel sein. Ich will hier neu anfangen, verstehst du? Ich will jemand anderes sein.«

»Versteh ich«, sagte ich. »Das will ich auch.« Dann ging ich aufs Klo. Und dann erzählte sie mir, was passiert war.

Eines Morgens stand Desh halbnackt vor mir. Im ersten Moment musste ich an Claire Wilson denken, die Managerin, die bei meiner Ankunft zu mir gesagt hatte, dass es Probleme geben würde, wenn Männer und Frauen zusammenlebten. Wie üblich hatte Desh eine Stunde im Bad verbracht, und jetzt stand er nur mit einem Handtuch bekleidet in der Küchentür und puderte seinen Oberkörper. Während ich darauf wartete, endlich duschen zu können, hatte ich mir einen Tee gemacht und in der *Time Out* Veranstaltungen und Orte angestrichen, die ich in den nächsten Tagen und Wochen besuchen wollte, das Film Festival im National Film Theatre, den Portobello Road Market, und als ich ihn »Ihr wisst nicht, was gut ist« sagen hörte, dachte ich, dass er gleich das Handtuch fallen lassen würde, um mir seinen Körper zu präsentieren. Aber als er weiter sprach, merkte ich, dass sich das »Ihr« nicht auf Frauen oder Ing und mich bezog.

»Ich verstehe nicht, wie ihr so leben könnt, ihr Europäer«, sagte er. »Das ist nicht gut, das ist nicht richtig.«

»So?« Ich blickte wieder in die Zeitschrift, um ihm keinen Anlass zu geben, vielleicht doch auf falsche Gedanken zu kommen. »Wie leben wir denn?«

»Schmutzig. Ihr lebt in Schmutz und Schande.«

Von Schande hatte ich ihn schon öfter sprechen hören, vor allem mit seiner Mutter am Telefon, das im Flur

gleich neben dem Eingang hing. Das Kabel war so kurz, dass keiner von uns den Hörer mit ins Zimmer nehmen konnte. Desh saß oft auf dem Boden davor und redete mit seiner großen Familie, morgens, wenn es in Singapur schon Abend war, nach dem Frühstück, bevor er zur Uni musste. Seine Mutter hatte es als Schande bezeichnet, mit einer fremden Frau, mit der man nicht verwandt oder verheiratet sei, zusammenzuleben, und es hatte nichts genutzt, sie darauf hinzuweisen, dass wir einfach nur Mitbewohner waren. Auch ich hatte mir diesen Vorwurf anhören müssen, wenn ich den Hörer abnahm. Ich hatte ihr jedes Mal das Gleiche gesagt, dass ich kein Interesse an ihrem Sohn habe, und sie hatte jedes Mal gefragt: »Warum nicht?« Und dann hatte sie erneut von Schande gesprochen, und ich hatte Desh ans Telefon gerufen.

»Ihr wascht euch«, erklärte Desh. »Und stinkt trotzdem. Und deshalb benutzt ihr Deo und Parfüm. Um das zu überdecken.«

»Ich nicht«, sagte ich und verwies auf meine vier Tuben im Bad: Zahnpasta, Shampoo, Conditioner, Hautcreme. »Das reicht mir.«

»Aber das bindet nicht. Das ist nicht von Dauer. Du musst dich pudern so wie ich.« Und dabei schüttete er eine weitere Salve Talkumpuder auf seine Brust. Ein paar Flocken wehten in meinen Tee, fein wie Schnee. Ich ließ sie darin schwimmen, legte die *Time Out* auf den Tisch und ging an ihm vorbei ins Bad.

Ing sah ich selten. Er stand meist vor uns auf und kam erst nach uns nach Hause. Desh und ich wussten nicht, was er

den ganzen Tag über machte, er war immer unterwegs, vor allem am Wochenende. Wir dachten, dass er eine Freundin habe und bei ihr übernachtete oder wechselnde Freundinnen, doch als Desh ihn darauf ansprach, scherzhaft und voller Neid, wie mir schien, schüttelte Ing bloß den Kopf. Er studierte Bauingenieurwesen, *civil engineering*, das hatte er uns bei seinem Einzug erzählt. Aber ich sah ihn nie mit irgendwelchen Büchern. Er setzte sich auch nicht zu uns in die Küche, wenn Desh und ich uns etwas kochten, sondern machte sich selbst etwas zu essen. Er leide unter Unverträglichkeiten und müsse auf seine Ernährung achten. Keine Nüsse, kein Getreide, kein Glutamat, keine Milch, kein Koffein, kein Alkohol. Wir fanden es seltsam, dass er seine Lebensmittel nicht in der Küche aufbewahrte, als hätte er Angst, wir könnten ihm etwas wegnehmen, wenn er sie daließe, oder als würden unsere Lebensmittel seine kontaminieren, und wir fragten uns, wie er das mit dem Fleisch mache, dem frischen Gemüse und der Cola, die er dauernd trank, wo er das kühle. Er deponierte auch keine Sachen im Bad. Er nahm immer alles mit, egal, wohin er ging. Er hinterließ keine Spuren in der Wohnung, und wenn er in sein Zimmer trat, warf er die Tür hinter sich zu und drehte den Schlüssel im Schloss herum. Wir hofften, dass sich das mit der Zeit ändern würde, dass er uns irgendwann vertrauen würde und sein Leben mit uns teilte, und ließen unsere Türen demonstrativ offen stehen, selbst wenn wir das Haus verließen, um ihm zu zeigen, wie viel Vertrauen wir ihm entgegenbrachten.

Hawkrigde House war kein Falkenfirst, sondern ein Taubenschlag: Von überall waren wir hierhergekommen, und wir würden wieder ausschwärmen, sobald uns ein Ruf erteilte, der uns weiterführte oder an den Ort zurückbrachte, von dem wir aufgebrochen waren. Niemand blieb länger als ein Jahr, aber von diesem Jahr wollten alle so viel mitnehmen wie möglich. Fast jeden Abend gab es in einer der Wohnungen eine Party, ein Treffen, ein Essen, zu dem alle, die daran teilhaben wollten, eingeladen waren. Neben uns wohnten Norweger, Erik und Magne und Øystein, auf der anderen Seite des Ganges Italienerinnen, Francesca und Valentina und Chiara, und über und unter uns Studenten aus Frankreich, Griechenland, Spanien, Holland, Belgien, Polen, Ungarn, Bulgarien, Rumänien, Finnland, Schweden, Dänemark, dem Baltikum. Zuerst waren alle unter sich geblieben, die Mitbewohner, die Nationalitäten, die Studiengänge, aber je länger wir in Hawkrigde House lebten, desto komplexer wurden die Verbindungen. Die Norweger nebenan machten eines Abends derart Lärm, dass Desh und ich rübergingen, um uns zu beschweren, nur um kurz darauf Teil eines tanzenden Getümmels zu werden, dem erst der Nachtwächter ein Ende setzte.

Einmal traf ich Valentina, Francesca und Chiara bei Sainsbury's an der Kasse. Erstaunt blickten wir in unsere Körbe und stellten fest, dass wir das Gleiche eingekauft hatten, nur hatte ich, wie sie meinten, die falsche Wahl getroffen: Marken, die sie nie kaufen würden, minderwertige Qualität, die Nudeln, das Pesto, der Käse, ohne jeden Geschmack. Ich tauschte alles um, und eine halbe Stunde später fand ich

mich mit einem Dutzend Italienerinnen in ihrer Wohnung im dritten Stock wieder.

Wir standen in der Küche, setzten Wasser auf, schnitten Gemüse, entkorkten Weinflaschen, leerten schon welche, bevor wir den ersten Bissen zu uns genommen hatten, schlenderten, ein Glas in der Hand, von einem Zimmer zum nächsten und in die Küche zurück, wo wir abwechselnd die Teller und Gläser füllten und uns unser Leben erzählten. Niemand fragte mich nach meinen Lieblingsschriftstellern, keine machte Witze über den Krieg, und als ich ihnen von meiner Leidenschaft für Comics und Musik und Motorroller erzählte, fragten sie, ob ich *Dylan Dog* kenne, schon einmal bei einem Konzert im Roundhouse oder Astoria gewesen sei und welche Vespa ich fahre, welches Modell. Meist kehrte ich erst am nächsten Morgen in unsere Wohnung zurück und legte mich, von den anderen unbeobachtet, ins Bett. Desh stand unter der Dusche. Aus Ings Zimmer dröhnte *Wake Me Up Before You Go-Go*.

Meine Mutter beschwerte sich in ihren Briefen, dass sie nichts von mir hörten: »Dein Vater macht sich Sorgen. Ganz allein in der großen Stadt.« Mein Bruder schickte mir zwei Zeitungsausschnitte: dass Eltons Johns *Candle in the Wind* die meistverkaufte Single aller Zeiten sei und unsere Heimatstadt den Spitzenplatz in der Selbstmordstatistik belege. Meine alte Schulfreundin Christina schrieb mir, dass sie mich bald besuchen werde, zurzeit sei sie voll und ganz mit der Uni beschäftigt, obwohl sie sich vorgenommen habe, auf Lücke zu lernen. Antonia schenkte mir zum Geburtstag einen Kalender mit Fotos von uns, für

jeden Monat des vergangenen Jahres hatte sie ein anderes Bild ausgewählt, eine Dokumentation unserer gemeinsamen Zeit in Köln, Fotos von unseren ersten Begegnungen im Philosophikum, auf dem Albertus-Magnus-Platz, von Spaziergängen am Rhein, im Volksgarten, im Stadtwald, Orte, die uns beide verbanden: die Lupe, das Underground, das Umbruch. Alles war hastig zusammengeklebt und beschriftet, die Zahlen kaum zu entziffern: »Freuen musst du dich trotzdem, denn es kommt von mir.« Ich schrieb ihnen allen zurück, seitenlang, erzählte ausführlich von meinen Erlebnissen, von Hawkrigde House, von der Uni, der Cumberland Lodge, und dass ich die Queen gesehen hätte, fast mit der gleichen Begeisterung wie Mary. Je länger die Tage zurücklagen, desto größer und bedeutsamer wurden sie. Jeder Augenblick war für sich genommen ein Ereignis. Alles war anders als in Deutschland und allein deshalb berichtenswert. Aber weil ich ihnen nicht das Gefühl geben wollte, dass mich das, was sie machten, nicht mehr interessierte, ging ich mit der gleichen Sorgfalt darauf ein.

Eines Abends saßen Desh und ich in der Küche. Desh hatte geduscht und stand, ein Geschirrtuch über die Schulter geworfen, am Herd. Er machte Murgh Malai Tikka und schimpfte über die Ausstattung der Küche. Zu Hause hätten sie einen Tandoor-Ofen aus Edelstahl, und ich meinte, das Glimmen in seinem Gesicht zu sehen, das von dem Feuer in seiner Seele ausging, Onkel Dagobert in seinem Geldspeicher, aber es war nur der Widerschein der Kerze. Dann trat er gegen den Herd. Das hier sei ja nicht mehr

als ein Toaster, den man stundenlang vorheizen müsse, bis er auf Betriebstemperatur komme. Während ich Tomaten und Gurken für den Salat schnitt und er den Reis aufsetzte, brutzelte im Ofen ein Hähnchen vor sich hin und erfüllte den Raum mit einer Wärme, dass die Scheibe beschlug und London vor unseren Augen verschwand.

Nach dem Essen fragte ich: »Worum geht es eigentlich in deiner Masterarbeit?«

»Um den kritischen Punkt«, sagte er, wischte mit dem Handrücken über die Scheibe und blickte in die Nacht hinaus. »Um den Übergang vom flüssigen zum gasförmigen Zustand, die Phase, in der sich die Unterschiede zwischen den Aggregatzuständen auflösen.« Er wandte sich zu mir um. »Kennst du dich ein bisschen mit Thermodynamik aus?«

»Nein.«

»Der nullte Hauptsatz der Thermodynamik beschreibt die Verbindung von zwei energetischen Systemen. Wenn zwei Systeme mit einem dritten im Gleichgewicht stehen, dann stehen sie auch zueinander im Gleichgewicht. Der erste Hauptsatz –«

»Was willst du damit sagen?«, unterbrach ich ihn. »Dass wir«, ich zeigte auf ihn und mich, »nicht im Gleichgewicht zueinanderstehen, weil Ing nie da ist, dass wir als wg nicht funktionieren?«

Er lachte und sagte: »Nein, nein, ich wollte dir nur erklären, was ich mache.«

»Wie ist denn der Titel deiner Masterarbeit?«

»Thermodynamik von Spin-Eis-Substanzen.«

»Was ist das denn?«

»Das sind Materialien, deren magnetische Momente sich analog zu den Protonen im Wassereis verhalten.«

Ich sah ihn ausdruckslos an.

Desh seufzte, ging zum Kühlschrank, machte das Eisfach auf und kam mit einem Eiswürfel zurück.

»Eis«, sagte er, während der Würfel auf seiner Handfläche zu schmelzen begann, »hat Freiheitsgrade, die auch am absoluten Nullpunkt existieren sollten, das heißt, auch bei maximaler Abkühlung bleibt eine residuale Entropie erhalten, das liegt daran, dass die Sauerstoffatome –«

»Halt, stopp«, sagte ich. »Ich verstehe kein Wort. Wofür braucht man das?«

»Nanotechnologie. Quantencomputer.« Er schlürfte auf, was vom Eis übrig war, räumte den Tisch ab, holte zwei Bierdosen aus dem Kühlschrank und setzte sich wieder.

Wir rissen die Laschen auf und schwiegen eine Weile. Dann fragte er: »Und du? Was machst du hier?«

»Ich erweitere meinen Horizont.«

»Mit Comics?« Er wies auf das Heft, das aus meiner Tasche hervorschaute, eine Ausgabe von Candace Pattersons *Gunvor*-Serie, *Is it a life?*, eine Neuauflage der ersten Nummer.

»Auch.«

»Wie kommt es eigentlich, dass du dich dafür interessierst, ich meine –«

»Du meinst, als Frau?«

»Ja. Bei mir an der Fakultät laufen nur Typen damit rum.«

»Und warum lesen die das?«

Er zuckte mit den Schultern und trank einen Schluck. »Die leben sowieso in ihrer eigenen Welt.«

»Und du nicht?«

»Ja, vielleicht. Jeder macht das. Aber ich habe das Gefühl, für die ist das eine Art Ersatz.«

»Für was?«

»Für das Leben.«

»Die leben nicht?«

»Doch, doch, aber nicht so, wie sie könnten. Die nutzen ihre Möglichkeiten nicht.«

»Im Gegensatz zu dir.«

»Nein, ich auch nicht, nicht vollkommen.«

»Du bist nicht vollkommen«, sagte ich und hielt ihm meine Dose hin, »und ich auch nicht«, und darauf stießen wir an.

»Wer sind eigentlich deine Superhelden?«, fragte er.

»Batman, Hawkecat, Kitty Pryde.«

»Was kann die denn – Kitty Pryde? Kratzen?«

»Durch Wände gehen und in der Luft schweben.«

Er lachte, als wollte er sagen: »Was für ein Schwachsinn.«

Ich trank meine Dose halb leer, um einen Grund zu haben, das Gespräch so bald wie möglich zu beenden und in mein Zimmer zu gehen. Ich erhob mich auch schon, da fragte er: »Und zeichnest du selbst auch?«

»Kann ich nicht.« Ich setzte mich wieder und unterdrückte ein Rülpsen. »Ich kann auch nicht schreiben. Ich kann mir nichts ausdenken. Ich habe überhaupt keine Phantasie.«

»Du brauchst doch keine Phantasie zum Schreiben.«

»Ach nein?«

»Nein. Nur eine Vorstellung von der Wirklichkeit, davon, was ist.«

»Ich glaube nicht. Ich glaube, du brauchst mehr als das.«

»Was denn?«

»Du brauchst eine Vorstellung davon, was sein könnte. Wie in den Comics.« Ich tippte auf das Heft.

»Du meinst, durch Wände gehen und in der Luft schweben?«

»Unter anderem. Alles andere ist Journalismus oder Geschichtsschreibung.«

»Oder Physik.«

»Ja«, sagte ich, weil ich ihm nicht den Triumph gönnte, das letzte Wort zu haben. »Oder das.«

Im German Department tat ich so, als würde ich mitschreiben, mir während der Vorlesungen oder Seminare Notizen machen, die mit Thomas Mann, Franz Kafka oder Paul Celan zu tun hatten. In Wirklichkeit notierte ich mir Ideen, Stichpunkte, die sich bald zu einer Geschichte verdichteten. Ich skizzierte Helden, ihren alltäglichen Kampf, Männer gegen Männer, Männer gegen Maschinen, Maschinen gegen Maschinen, die Fünfziger-, Sechzigerjahre, eine untergangene Welt. In der echten Geschichte war ich dagegen so gefordert, dass ich kaum hinterherkam. Von der ersten Woche an musste ich Essays schreiben. Über deutsche und österreichische Identität, über die Samtene Revolution in der Tschechoslowakei, das Verhältnis von Frankreich zu England in der Vierten Republik. Themen, mit denen ich mich bisher nicht beschäftigt hatte. Die Literatur war auf Englisch, stand in der Hauptbibliothek, in doppelter Ausführung. Stunden verbrachte ich an einem der mit schwarzem Leder bezogenen Tische, starrte in die Bücher hinein oder

ins Gewölbe hinauf. Doch egal, wie viel ich las, egal, wie lange ich nachdachte, das, was ich sagen wollte, auf Englisch zu formulieren, eigene Worte dafür zu finden, eine eigene These zu wagen, noch dazu geistreich und unterhaltsam zugleich zu sein, dieser Changeover gelang mir nicht. Seit der Unterstufe hatte ich nicht mehr so viele Anmerkungen und so schlechte Noten unter meinen Arbeiten. Die Professorin meinte, dass sich das mit der Zeit bessere. Ich dürfe mich von ihrer Kritik nicht entmutigen lassen, müsse sie vielmehr als Ansporn verstehen, mich zu steigern. Abends war ich erschlagen von zu viel Information und Konzentration, selbst Deshs Stimme und Ings Musik hielten mich nicht vom Schlafen ab. Im Gegenteil. Fehlten sie, lag ich lange wach, aufgekratzt und übermüdet, ich kam mir vor wie eine Mutter, die sich Sorgen um ihre Kinder macht und erst zur Ruhe kommt, sobald alle in ihren Betten liegen.

Auf dem Campus sprach mich Joachim auf Thomas Bernhard an und schwärmte lang und breit von dessen Kraft und Wut und Kompromisslosigkeit, und ich sagte, dass ich Erika Fuchs für die wichtigere Schriftstellerin halte. Verena redete voller Ehrfurcht übers Schreiben, über feministische Positionen, die großen Vergessenen: Mascha Kaléko, Erika Mann, Annemarie Schwarzenbach. Sie war immer ganz in Schwarz gekleidet, und mit ihrem Bubikopf sah sie aus, als entstamme sie der gleichen Epoche wie ihre Heldinnen. Michael war noch älter als Verena. Er stand schon kurz vor dem Abschluss, musste nur noch seine Magisterarbeit in Politikwissenschaften schreiben und war nach London gekommen, um für eine Hospitanz bei der BBC seine Englischkenntnisse aufzubessern. Er trug eine Nickelbrille, Troyer,

Jeans und Camel Boots und strahlte eine Korrektheit aus, eine souveräne Ehrlichkeit, die mich gleich für ihn einnahm und dazu führte, dass ich ihm alles erzählte, alles, was mich beschäftigte, alles, was ich erlebt hatte, von meinen Eltern, Freunden, Beziehungen. Im Gegenzug gab er nicht annähernd so viel von sich preis wie ich, aber ich konnte nichts dagegen tun. Er war mein Priester, mein Beichtvater, und erteilte mir jedes Mal die Absolution, wenn wir in einem Pub in Bloomsbury zusammensaßen und ich zu viel Bier getrunken und ihm mein Herz ausgeschüttet hatte.

Michael erzählte mir von einem Projekt, an dem er gerade arbeite: das auf Tonband aufzunehmen, was Menschen, die an ihm vorbeigingen, zueinander sagten. Er wollte das Ausschnitthafte, Fragmentarische der Großstadt einfangen, die ganzen oder halben Sätze und die Geräusche drum herum, und machte mich auf die Magie aufmerksam, die sich aus dem Flüchtigen ergab. Jeden Tag stelle oder setze er sich mit dem Mikrofon in der Hand für eine Stunde an einen Ort und warte, was passiere.

»Und was passiert?«, fragte ich.

Er holte seinen tragbaren Kassettenrekorder aus der Tasche und spielte mir ein paar Beispiele vor: »Hast du schon mit Sally gesprochen? Du hast versprochen, es ihr zu sagen« – »Ich hab's dir doch schon hundertmal gesagt, du kannst nicht immer ...« – »Sobald ich jemanden auch nur annähernd toll finde, habe ich gleich wieder diese Unsicherheit und Selbstzweifel« – »Ich glaube, die Regierung entscheidet, wer gewinnt« – »Komm, lass uns hier durch, das ist eine Abkürzung.« Sätze, die belanglos wirkten, hinter denen sich jedoch, wie er meinte, eine ganze Welt

auftat. Wer waren diese Leute? Wie lebten sie? Wo kamen sie her? Wo wollten sie hin? Ich fragte ihn, ob ich ihn beim nächsten Mal begleiten dürfe. Ich wollte die Gesichter zu den Stimmen sehen, sie mit einem Teleobjektiv von weitem fotografieren, aber er erklärte, dass er dafür allein sein müsse und das Geheimnis ja gerade darin bestehe, nichts zu wissen, kein Bild zu haben, jedenfalls kein echtes, physisches, nichts außer ein paar Wörtern, zusammenhanglosen Sätzen.

Mary ging mir seit unserer Nacht in der Cumberland Lodge aus dem Weg. Ich hatte das Gefühl, sie schämte sich dafür, mir ihr Geheimnis verraten zu haben, und sie hatte Angst, dass ich es mit jemand anderem teilen könnte, wenn wir uns zu nahe kämen und wieder entzweiten. Matt Hall und Mark Halstead lobten meinen Look, befühlten meinen Parka, als handele es sich um einen besonders exquisiten Stoff, den es London nicht zu kaufen gebe, und luden mich im Pub der Student's Union zum Bier ein. Sie wollten mich abfüllen, bestellten eine Runde nach der anderen und kamen mit dem Trinken selbst nicht hinterher. Je mehr wir tranken, desto direkter wurden sie. Kurz vor elf meinte Matt, meine kleinen Hände würden perfekt um seinen großen Schwanz passen. Bevor ich ihm antworten konnte, ich hatte mir etwas radikal Geistreiches zurechtgelegt, sprang Mark auf und rief, dass man so nicht mit einer Frau rede und wir jetzt besser gehen sollten. Er zog mich nach draußen, und ich ließ es geschehen. Hand in Hand gingen wir zur Euston Station. Als die U-Bahn einfuhr, gab ich ihm einen Kuss. Sofort drängte er sich an mich, mit einem Zischen schwenkten die Türen hinter uns auf. Ich spürte seine Hände unter meinem Pullover und seinen Schwanz in der Hose.

»*Mind the gap*«, dröhnte es aus den Lautsprechern, »*stand clear of the doors please*.« Kurz bevor die Türen sich wieder schlossen, löste ich mich von ihm und trat einen Schritt zurück. »Tut mir leid, du bist ein netter Kerl.« Ich wünschte, ich hätte ein Foto von seinem Gesicht machen können, aber ich entfernte mich so schnell von ihm, dass dafür keine Zeit blieb. Als wir uns in den Tagen und Wochen darauf wiedersahen, erwähnten beide den Abend mit keinem Wort. Wir taten so, als wäre nichts geschehen. Wir gingen sogar weiterhin gemeinsam aus, redeten über die Seminare, unsere Mitbewohner und Nebenjobs, und jedes Mal, wenn mich ein Kerl an der Bar mit dem Spruch: »Ich mag deinen Akzent« ansprach, erklärten sie, dass wir zusammengehörten, stellten sich zu mir, schlossen sich von beiden Seiten um mich wie die Schalen einer Muschel, als müssten sie mich, ihre Perle, abschirmen von der Welt, als gehörte ich ihnen.

Eines Morgens, Desh war unter der Dusche, ich saß in der Küche beim Frühstück, kam Ing zur Wohnungstür herein. Mit schweren Schritten hörte ich ihn durch den Flur auf mich zukommen, und als er vor mir stand, in Lederjacke, Jeans und rotweißem Pullover mit der Aufschrift »TWA«, war ich erschrocken, weil er so fertig aussah, so müde.

»Wo warst du?«, fragte ich.

Anstatt mir gleich zu antworten, öffnete er eine Cola, leerte die Dose in einem Zug, legte seine Baseballmütze auf den Tisch und setzte sich zu mir. »Bin rumgefahren.«

»Wo?«

Er zuckte mit den Schultern. »Überall.«

»Seit wann denn?«

»Die ganze Nacht. Das mache ich immer. Jede Nacht.«

»Warum?«

»Um mich fit zu halten.«

Unterm Tisch wippte er mit dem Fuß auf und ab. »Im Cockpit darf ich auch nicht einschlafen. War echt knapp heute.« Mit der Hand wischte er sich übers Gesicht. »Auf der Tottenham kam mir einer entgegen, konnte gerade noch ausweichen. Aber ich hab's geschafft. Weil ich ein gutes Reaktionsvermögen habe, verdammt gut.«

»Im Cockpit?«, fragte ich.

»Ich bin Pilot.«

»Ich dachte, du studierst Bauingenieurwesen.«

»Ja«, sagte er. »Hier. Aber nicht in Thailand.«

»Und wo fliegst du hin, dass du so lange wach bleiben musst?«

»Wie? Wohin?«

»In welches Land?«

»In kein Land. Ich bin Kampfpilot.« Dann stand er auf, wischte sich übers Gesicht und ging in sein Zimmer.

An einem Samstag fuhr ich mit Michael zum Portobello Road Market. Wir hatten uns nicht informiert, waren einfach der Beschreibung im A-Z gefolgt und am Notting Hill Gate ausgestiegen, am einen Ende der Portobello Road, anstatt am anderen, an der Ladbroke Grove, mussten die ganze Straße hochlaufen und wunderten uns, dass es rechts und links keine Stände gab, sondern nur viktorianische Einfamilienhäuser, dass von dem ganzen Mythos, der den Ort umgab, die Portobello Belle, den Flohmarkt, die Anti-

quitäten und Kuriositäten, nichts zu spüren war. An der Ecke Golborne Road wies mich Michael auf den Trellick Tower hin, ein Hochhaus aus Beton, das an der einen Seite einen Turm hatte, in dem der Fahrstuhl und das Treppenhaus untergebracht waren. Ganz oben gab es eine Glasfront, die aus dem Gebäude herausragte. Es sah aus wie ein Beobachtungsposten, eine Schaltzentrale, von der das Haus und dessen Bewohner gesteuert und kontrolliert wurden, ein monströser Wachturm aus der Zukunft. Michael stellte sich vor, wie es wäre, mit dem Tonbandgerät rauf- und runterzufahren, wie lange es dauerte, oben oder unten anzukommen, wie viel Zeit einem blieb, um sich mit den Bewohnern zu unterhalten, um ihnen eine Frage zu stellen und eine Antwort zu erhalten. Eine Minute? Weniger? Was würdest du wissen wollen? »Wie heißen Sie? Wohin fahren Sie? Warum leben Sie hier? Wovon träumen Sie? Und wovon nicht? Wovor haben Sie Angst? Wie ertragen Sie den Tag, ohne wahnsinnig zu werden? Haben Sie schon mal an Selbstmord gedacht? Oder Ihre Existenz verflucht? Wie ist es, die Welt von oben zu sehen, über allem zu stehen, und dann, unten angekommen, doch wieder einer von vielen zu sein, ein Punkt unter Punkten?«

Desh fragte mich nach dem Frühstück, welches Shampoo ich verwende. Er hatte die Beschreibung auf meiner Tube nicht lesen können. Ob das für trockenes Haar sei. Eine deutsche Marke? Er habe nämlich schrecklich trockene Haare und schon alles Mögliche ausprobiert. »Und jetzt bin ich schon ganz wund.«

»Vielleicht solltest du weniger lange duschen.«

»Das geht nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil ich Wasser brauche.«

»Aber so viel. Wofür denn?«

»Für mich. Um mich wohl zu fühlen. Ich verstehe nicht, wie ihr so leben könnt.«

Ich dachte erst, gleich fängt er wieder mit Schmutz und Schande an und hält mir einen Vortrag über Hygiene, Sitte und Moral, aber dann sagte er: »So ohne Meer.«

»Ich komme vom Meer«, sagte ich. »Von der Nordsee.«

»Die ist doch viel zu kalt. Da kann man doch im Winter nicht rein.« Er sah aus dem Fenster auf die Skyline Londons, den grauen Himmel über der Stadt. »In Singapur gehe ich jeden Morgen schwimmen.«

»Das kannst du hier auch. Gleich hier um die Ecke ist eine Halle.«

»Das ist doch was ganz anderes.«

»Immer noch besser als eine Stunde zu duschen.«

»Das macht für mich keinen Unterschied.« Er ließ meinen Vorwurf an sich abprallen. Vielleicht hatte er ihn auch nicht gehört. Wir schwiegen eine Weile, dann sagte er: »Wasser ist Wasser.«

»Offenbar nicht, sonst hättest du ja keine Probleme mit der Kopfhaut.« Ich zeigte auf seine Haare. »Vielleicht solltest du die mal einölen.«

»Du meinst, mit Olivenöl?« Er blickte zur Anrichte hinüber, zu den Essig- und Ölf Flaschen.

»Nee, dafür gibt's spezielle Produkte, Haaröl.«

Ich erklärte ihm alles. Ich versprach ihm, Proben zu besorgen. Aber am nächsten Abend stand schon eine Flasche

Olivenöl im Bad. Der Inhalt nahm mit jedem Tag ab, und in gleichem Maße, wie sich der Ölpegel verringerte, verdichteten sich die Rückstände in der Wanne zu einem schmierigen schwarzen Schleim, der mich jedes Mal, wenn ich einstieg, ins Schlingern brachte. Ich bat Desh, das saubermachen, und das tat er auch, doch nach kurzer Zeit sah alles wieder genauso aus wie vorher.

Am schwarzen Brett im German Department hing ein Plakat über ein Kompaktseminar zu Rolf Dieter Brinkmann am Institute of Germanic Studies, im Rahmen von *Poetics & Experiment*, für die Masterstudenten der Londoner Colleges, Dienstagabend von sieben bis neun. Zur angegebenen Zeit ging ich zum Russel Square neunundzwanzig, ein unscheinbares Townhouse, brauner Backstein, nur das Erdgeschoss weiß verputzt. Als ich die Tür öffnete und sah, dass wir nur zu viert sein würden, wollte ich gleich wieder gehen, aber der Dozent winkte mich herein und wies mir einen Platz am Tischende zu. Er stammte aus dem Münsterland, war auf Stadtbeschreibungen und Avantgarde spezialisiert und sprach hier über Brinkmanns Zeit in London, in Bayswater, über dessen Begeisterung für Film und Musik, über dessen Pop-Poetik, die »snapshots« und »images«, und erwähnte beiläufig Namen, die ich noch nie gehört hatte: Gertrude Stein, Veronica Forrest-Thompson, J. G. Ballard. Ich holte Block und Stift hervor und notierte mir Wörter, Sätze, »Godzilla«, »Batman und Robin«, »death drive«, »love affair with the machine«, »Auflösung und Negation bildlicher Konturen«, »Freud: Überfahrenwerden als Symbol des Geschlechtsverkehrs«,

»Abfallprodukte des Alltags«, »Wir leben in der Oberfläche von Bildern«, »Was machst du hier in meinem Comicstrip, Nancy?«, »Der Film in Worten«, »Der Comic in Worten«, »free from the frame«, »a child can talk to picture-men or picture-animals«, »Sprechblasen steigen aus dem übriggebliebenen Gerümpel vermittelter, sinnlich entleerter geschichtlicher Erfahrungen auf«. Bei keinem Seminar, bei dem ich bisher gewesen war, hatte ich so viel mitgeschrieben wie bei diesem. Zum ersten Mal fühlte ich mich verstanden, und ich war froh, zwei Stunden lang nichts von Goethe und Fontane und Thomas Mann gehört zu haben.

Es war nach Mitternacht, ich war mit dem Nachtbus gekommen, betrunken, übermüdet, und in der Wohnung roch es nach Rauch. Desh saß in der Küche, bei halboffenem Fenster und Kerzenschein, er hatte Tränen in den Augen.

»Was ist los?«, fragte ich, bestürzt, ich dachte, es wäre jemand gestorben. Er wischte sich mit dem Saum seines Pullovers übers Gesicht und hielt mir die Fotos entgegen, die er mir Wochen zuvor schon einmal gezeigt hatte, die Bilder von seiner Mutter, seiner Schwester, seinen Freundinnen. Alle waren angesengt, hatten Löcher, Brandlöcher, braune und schwarze Stellen. Es sah aus, als hätte er sie in die Kerze gehalten und dann, als sie zu brennen begonnen hatten, hastig ausgeschlagen. Die Umrisse waren immer noch zu erkennen, die Hintergründe, aber die Gesichter waren zerstört, aufgezehrt von den Flammen.

»Wie machst du das?«, fragte er, seiner Stimme nach zu urteilen hatte auch er getrunken, genauso viel wie ich, aber

auf dem Tisch standen keine Dosen oder Flaschen oder Gläser.

»Wie mache ich was?«

»Wie kannst du vergessen, was passiert ist?«

»Was ist denn passiert?«

Er ließ die Fotos auf den Tisch fallen. »Zu viel.« Ihm traten wieder Tränen in die Augen, und ich umarmte ihn, und setzte mich, als er sich beruhigt hatte, zu ihm, obwohl ich Angst hatte, jeden Moment einzuschlafen. Das, was er mir erzählte, war das Gleiche, was er mir Wochen zuvor schon erzählt hatte: vom Tod seiner Schwester, von den Frauen, den zerbrochenen Beziehungen, seiner Einsamkeit. Es hatte sich nichts geändert. Und genau das war das Problem: Es machte ihn fertig. Deshalb fragte er mich noch einmal, aber diesmal allgemeiner, wie man es schaffe, die Vergangenheit zu vergessen, kein Heimweh zu haben und damit klarzukommen, allein zu sein, ohne Freunde, ohne Familie. Ich wollte ihn aufheitern, einen Scherz machen und sagte, dass er mit Alkohol schon auf einem ganz guten Weg sei, aber er schloss nur die Augen und wandte sich ab. Mir habe es sehr geholfen, in London zu sein, ganz woanders noch einmal neu anfangen, in einem anderen Land mit einer anderen Sprache und Kultur, anderen Leuten.

»Mir nicht«, sagte er. »London hat alles nur noch schlimmer gemacht.«

Beim Frühstück setzte sich Ing zu mir, er kam wieder von einem seiner nächtlichen Ausflüge, seinem Großstadtbodentraining. Er hängte seine Jacke über den Stuhl und enthielt einen Pullover mit einem rotem und einem weißen

aufgestickten A und einem sehr abstrakten, den harten Konturen der Buchstaben angepassten Adler dazwischen. Obwohl die Buchstaben und Farben nichts damit zu tun hatten, und Ing Clark Kent bis auf die schwarzen Haare nicht im Entferntesten ähnelte, kam er mir in dem Moment dennoch wie Superman vor, der ohne seinen Umhang aller Kräfte beraubt war. Wie bei unserem letzten Gespräch trank er, als müsse er sich stärken, eine Dose Cola auf ex und legte seine Baseballmütze auf den Tisch.

»Du studierst doch Geschichte«, sagte er. »Kann ich dich was fragen?«

»Sicher«, sagte ich, froh darüber, dass er Interesse an mir zeigte. Vielleicht würde er sich doch noch öffnen, war etwas in ihm aufgebrochen, nachdem wir so lange Wand an Wand zusammenlebten.

Ing zögerte, seine Augen zuckten hin und her, als versuche er dadurch, einen Fremdkörper loszuwerden, ein Haar oder ein Insekt, aber es war wohl bloß die Müdigkeit, die er zu verscheuchen versuchte.

»Wie haben die Deutschen eigentlich den Krieg finanziert?«

Ich musste an Matt und Mark und ihr »*Don't mention the war*« denken. Obwohl ich die ganze Zeit damit gerechnet hatte, war ich doch überrascht, jetzt, kurz vor dem Ende meines Aufenthaltes, zum ersten Mal darauf angesprochen zu werden.

»Den Ersten oder den Zweiten?«

»Beide.«

Ich sprach von Krieganleihen, geräuschloser Kriegsfinanzierung und der Gleichschaltung der Banken, von

Lohn- und Preisstopp, vom Eisernen Sparen und vom Anschmeißen der Notenpresse. Und Ing zog ein kleines schwarzes Heft und einen Stift aus seiner Jacke und machte sich Notizen.

»Und wie war das bei den anderen?«

»Welchen anderen?«

»Na, den anderen Ländern? USA, England, Frankreich?«

»Auch über Anleihen. *Liberty Bonds. National War Bonds. Le Secours de Guerre*. Aber auch über den Haushalt oder Steuern.«

»Also musste die Bevölkerung dafür aufkommen?«

»In jedem Fall. Das ist die Idee. Krieg als Investition. Tod als Wertsteigerung.«

»Und das haben die mitgetragen?«

»Im Ersten waren viele Deutsche ja siegesgewiss. Bevor es zum totalen Zusammenbruch kam. Im Zweiten hat man dann heimlich die Guthaben zweckentfremdet, das meinte ich vorhin mit »geräuschloser Kriegsfinanzierung«. Die Leute haben zunächst nichts davon mitbekommen. Die waren ja auch mit anderem beschäftigt.« Ich empfahl ihm noch Literatur, und er schrieb sich die Titel und Verfasser auf. »Warum willst du das alles wissen?«

»Ach«, sagte er, ohne von seinem Heft aufzublicken, »nur so.«

»Plant ihr einen Krieg in Thailand?«

Er sah mich an und lachte. Ich dachte, er würde noch etwas sagen, etwas Beschwichtigendes, Witziges, aber das tat er nicht, stattdessen klappte er sein Heft zu, steckte es wieder ein und verschwand in seinem Zimmer.

Als ich Desh davon erzählte, sagte er: »Sei froh. Mich

hat er gefragt, wie Kernspaltung funktioniert. Ob es Pläne an unserem Institut für den Bau der Bombe gebe, wissenschaftliche Literatur.«

»Meinst du, wir sollten es jemandem sagen?«

»Du meinst, Claire Wilson?«

»Nein, der Polizei.«

Desh winkte ab. »Ing ist doch harmlos, ein Spinner. Du kennst ihn doch.«

»Ja, eben.«

Über Ing zu sprechen, lenkte uns eine Weile von uns selbst ab, von der Frage, wie es weitergehen würde. Aber je mehr Desh trank, desto trübsinniger wurde er. Er wollte nicht zurück nach Singapur, sosehr er sich auch nach seiner Familie und dem Meer sehnte. Aber er wollte nach dem Master auch nicht in London bleiben. Alle Vorschläge, die ich ihm machte, ans MIT zu gehen, nach Harvard, Cambridge, weiter forschen, seinen Doktor machen, wischte er mit einer Handbewegung beiseite.

»Dafür bin ich nicht gut genug.« Er trank einen Schluck Bier und schaute an mir vorbei aus dem Fenster. »Außerdem muss ich erst arbeiten, meine Schulden zurückzahlen.« Und dann erzählte er mir von seinem Sponsor, von der Firma, die ihn nach London geschickt und sein Studium hier finanziert hatte, ST Engineering, ein Rüstungsunternehmen.

»Du bist auch beim Militär?«

»Nein. Nicht mehr. Meine Dienstzeit habe ich längst hinter mir. Aber ich bin trotzdem am Arsch.«

»Dann hau doch ab.«

»Wie stellst du dir das vor? Untertauchen?« Er schüttelte

den Kopf, trank einen Schluck, blickte aus dem Fenster, als würde er ernsthaft darüber nachdenken abzuhaufen, und schüttelte noch einmal den Kopf. »Das kann ich meinen Eltern nicht antun.«

Ich wollte Desh aufheitern, wollte ihm zeigen, dass die Welt nicht so trostlos sein musste, wie sie seiner Meinung nach war, dass es eine Möglichkeit gab, sich aus dem Rahmen, der ihn umgab, zu befreien. Als er nach dem Frühstück zur Uni ging, betrat ich mit meiner Kamera sein Zimmer. Die Wände, an denen die Fotos gehangen hatten, waren leer, nichts war an ihre Stelle getreten. Alles war aufgeräumt, es sah aus, als hätte er den Raum für eine Inspektion vorbereitet. Ich trat auf den Balkon und steckte mein Objektiv durch jedes der zweitausendfünfhundert Quadrate des Netzes. Für die oberen holte ich mir bei Claire Wilson eine Leiter.

Es dauerte ein paar Tage, bis die Fotos entwickelt waren, und wieder ein paar Tage mehr, bis ich neue gemacht hatte, bei denen die Belichtung stimmte, weil ich nicht berücksichtigt hatte, wie schnell die Sonne untergeht, wie anders die ersten Fotos im Vergleich zu den letzten aussehen. Dann kostete es mich noch einmal ein paar Tage, bis ich alle Überschneidungen herausgeschnitten hatte, bis jedes Bild einen anderen Ausschnitt zeigte. Als Desh das nächste Mal in der Uni war und ich zu Hause blieb, klebte ich die Abzüge an die Wand, ein Bild neben das andere, Kante an Kante, wie bei einem Puzzle setzte ich das große Ganze in Einzelteilen zusammen. Jetzt konnte er zu jeder Zeit vom Bett aus vom Balkon über die Stadt schauen, ohne sich aus

den Kissen erheben zu müssen, ein permanenter Sonnenuntergang, ein freier Blick nach draußen, eine Welt ohne Fenster, ohne Netz.

Ich war in meinem Zimmer, als ich ihn nach Hause kommen hörte. Ich hörte, wie er sein Zimmer betrat, wie er einen Laut von sich gab, wie er gegen meine Tür klopfte. Ich weiß nicht, was ich erwartet hatte, dass er sich freute, dass er mir um den Hals fiel, aber alles, was er dazu sagte, war: »Was soll das?«

Und als ich es ihm erklärte, hatte ich das Gefühl, dass es ihn in einen noch tieferen Abgrund stieß, weil die Welt eben nicht so war, wie ich sie darstellte. Trotzdem ließ er die Fotos hängen, und später, viel später, kurz vor meiner Abreise, sagte er: »Das ist das Schönste, was ein Mensch je für mich gemacht hat.« Er hatte Tränen in den Augen und umarmte mich, ich dachte, um sich endlich bei mir zu bedanken, aber dann hatte ich seine Hände in meinem Haar und seine Lippen an meinem Hals, und ich stieß ihn von mir.

»Desh, nicht.«

Und er sagte: »Entschuldigung«, und ging in sein Zimmer zurück. Erst da nahm er die Fotos ab. Ich hörte, wie er sie eins nach dem anderen von der Wand zog. Ich weiß nicht, ob er sie verbrannte, zerriss oder irgendwo aufbewahrte, denn von da an verschloss er seine Tür und ich meine.

Ich war schon wieder in Deutschland, da erhielt ich Post von Valentina. Ich hatte ihr die Adresse meiner Eltern gegeben, weil ich nicht wusste, wo ich nach meiner Rück-

kehr sein würde. Ich wollte endlich allein leben und dachte, dass ich mir das nur in Berlin leisten konnte, in einem der heruntergekommenen Viertel im Osten der Stadt. Tatsächlich fand ich sehr schnell eine Wohnung, zwei Zimmer in Prenzlauer Berg, mit hohen Decken und Flügeltüren, aber Kohleofen und Klo auf halber Treppe. Meine Mutter fragte am Telefon, ob sie mir den Brief zuschicken solle, aber ich sagte, das sei nicht nötig, über Ostern komme ich sie ja in Ostfriesland besuchen, es sei bestimmt nichts Wichtiges.

Doch es war wichtig.

Valentina schrieb, dass keiner sich erklären könne, wie Desh das angestellt habe.

»Eure Wohnungstür war ja von innen verschlossen. Und das Netz vorm Balkon war völlig in Ordnung. Claire Wilson meinte zur Polizei, dass er vom Dach gesprungen sein muss. Und das ist auch der Grund, weshalb sie den Zugang nach ganz oben vollkommen abgeriegelt haben. Im Treppenhaus ist jetzt nach dem Vierzehnten Schluss. Niemand kommt da mehr rauf, außer Claire Wilson natürlich und der Nachtwächter. Aber das war ja vorher auch schon so. Wir haben es ja ausprobiert, weißt du noch? Und die Norweger auch. Keine Chance. Der Polizei habe ich das nicht erzählt: Ein paar Tage davor bin ich Desh im Flur begegnet. Dieser komische Thailänder war wohl wieder unterwegs und dein Nachfolger noch nicht da. Desh war jedenfalls allein. Und er bat mich in eure Wohnung. Er wollte mir irgendwelche Fotos zeigen, die du gemacht hast. Weißt du, welche? Er sagte: ›Ich habe sie wieder aufgehängt.‹ Das weiß ich noch. Aber irgendetwas stimmte wohl nicht damit, und er wollte meine Einschätzung hören. Ich habe es nicht ganz begrif-

fen, und ich fand es auch megacreepy, weil er so ungepflegt aussah, völlig fettige Haare und den Hals voller Staub, und deshalb habe ich zu ihm gesagt: ›Du, ich habe gerade überhaupt keine Zeit‹, und dass ich später mal vorbeikommen würde, abends.«

Meine Mutter rief aus der Küche zu mir hoch, dass das Abendbrot fertig sei, aber ich konnte nicht nach unten gehen. Ich hätte ihn nicht alleinlassen dürfen, ich hätte mich mehr um ihn kümmern sollen. Und da fiel mir wieder ein, wie er gelacht hatte, als ich von Kitty Pryde gesprochen hatte, von ihren Superkräften, dem Durch-Wände-Gehen und In-der-Luft-Schweben, dass er meine Leidenschaft für eine Spinnerei gehalten hatte. Dann aber dachte ich an das, was Valentina geschrieben hatte, und ich fragte mich, ob er das hatte ausprobieren wollen: die Gesetze der Physik zu überwinden, im achten Stock durch das Netz zu springen, ohne auf dem Boden aufzuprallen.

»Inga?« Meine Mutter stand in der Tür. »Das Essen wird doch kalt. Ist alles in Ordnung mit dir?« Als sie sah, dass ich geweint hatte, setzte sie sich zu mir und legte einen Arm um mich. »Was ist denn los?«

»Desh ist tot«, sagte ich.

»Wer ist Desh?«

Und dann erzählte ich ihr die ganze Geschichte.

Nachweis

Der Verlag dankt den folgenden Rechteinhabern für die Genehmigung zum Abdruck:

Ali, Monica (* 1967, Dhaka)

Brick Lane. Ausschnitt aus dem gleichnamigen Roman. Copyright © Monica Ali, 2003. Mit freundlicher Genehmigung von Curtis Brown Group Ltd., London, und Anoukh Foerg Literary Agency, München. Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2004 Droemer Verlag. Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München, mit freundlicher Genehmigung. Aus dem Englischen von Anette Grube.

Beard, Richard (* 1967, Borough of Swindon)

Ich kann mich nicht denken hören. Originaltitel *Hearing Myself Think*. Auf Deutsch erstmals erschienen in: A.L. Kennedy (Hrsg.): *Cool Britannia. Junge Literatur aus Großbritannien*. Copyright © 2006 Richard Beard. Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2006 Verlag Klaus Wagenbach, Berlin. Aus dem Englischen von Marcus Endres.

Bennett, Alan (* 1934, Leeds)

The Mall. Aus: ders., *Die souveräne Leserin*. Copyright © 2005, 2009 Verlag Klaus Wagenbach, Berlin. Aus dem Englischen von Ingo Herzke.

Bowen, Elizabeth (1899, Dublin–1973, London)

Was Menschen Übles tun. Originaltitel *The Evil that Men Do*.

- Aus: dies., *Sommernacht*. Copyright © Elizabeth Bowen, 1923. Mit freundlicher Genehmigung von Curtis Brown Group Ltd., London, und Anoukh Foerg Literary Agency, München. Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © Schöffling & Co. Verlagsbuchhandlung GmbH, Frankfurt am Main. Aus dem Englischen von Sigrid Ruschmeier.
- Brandt, Jan (* 1974, Leer)
Welt ohne Netz. Originalbeitrag für diese Anthologie. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors. Copyright © 2020 by Jan Brandt.
- Boyd, William (* 1952, Accra)
Art/Rat. Erschienen im *Süddeutsche Zeitung Magazin* vom 22. 8. 2019. In dieser Anthologie erstmals in Buchform. Copyright © 2019 by William Boyd. Copyright der deutschsprachigen Übersetzung © 2019 by Ulrike Thiesmeyer. Aus dem Englischen von Ulrike Thiesmeyer.
- Dickens, Charles (1812, Landport–1870, Gads Hill Place)
Die vier Schwestern. Aus: Richard Zoozmann (Hrsg.), *Londoner Skizzen. Charles Dickens ausgewählte Werke*. Band III. Max Hesse Verlag, Leipzig, 1909. Aus dem Englischen von Richard Zoozmann.
- Gardam, Jane (* 1928, Coatham)
Lunch mit Ruth Sykes. Aus: dies., *Die Leute von Privilege Hill*. Erzählungen. Copyright © 2017 Hanser Berlin in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München, mit freundlicher Genehmigung. Aus dem Englischen von Isabel Bogdan.
- Kaminer, Wladimir (* 1967, Moskau)
London sehen. Aus: ders., *Meine Mutter, ihre Katze und der Staubsauger*. Copyright © 2016 Manhattan, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH.
- Lessing, Doris (1919, Kermanschäh–2013, London)
Zur Verteidigung der Underground. Aus: dies., *Der Preis der*

Wahrheit. London Stories. Copyright © Doris Lessing. Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1991 by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg. Aus dem Englischen von Anette Grube.

Maugham, W. Somerset (1874, Paris–1965, Nizza)

Das eingehaltene Versprechen. Aus: ders., *Der Rest der Welt. Gesammelte Erzählungen in zwei Bänden.* Band II. Copyright © The Royal Literary Fund. Mit freundlicher Genehmigung von United Agents LLP. Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2005, Diogenes Verlag AG Zürich. Aus dem Englischen von Friedrich Torberg.

McEwan, Ian (*1948, Aldershot)

Um fünf Uhr waren wir ein Liebespaar (Titel von der Herausgeberin). Ausschnitt aus: ders., *Honig.* Copyright © 2012 by Ian McEwan. Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2013, Diogenes Verlag AG Zürich. Aus dem Englischen von Werner Schmitz.

Nooteboom, Cees (*1933, Deen Haag)

Hotel Rembrandt. Aus: ders., *Roter Regen. Leichte Geschichten.* Copyright © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2007. Aus dem Niederländischen von Helga van Beuningen.

Smith, Ali (*1962, Inverness)

So fing es an. Aus: dies., *Die ganze Geschichte und andere Geschichten.* Copyright © 2018 btb Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH. Aus dem Englischen von Silvia Morawetz.

Smith, Zadie (*1975, London)

Die seltsame zweite Heirat des Archie Jones. Ausschnitt aus: dies., *Zähne zeigen.* Copyright © 2010, Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG, Köln. Aus dem Englischen von Ulrike Wasel und Klaus Timmermann.

Stothard, Anna (*1983, London)

Die Bedeutung einer Geschichte (Titel von der Herausgeberin).
Ausschnitt aus: dies., *Die Kunst, Schluss zu machen*. Copyright
© 2013 by Anna Stothard. Copyright der deutschsprachigen
Ausgabe © 2013, Diogenes Verlag AG Zürich. Aus dem Eng-
lischen von Hans M. Herzog.

Swift, Graham (*1949, London)

Schlüssel. Aus: ders., *England und andere Stories*. Copyright
© 2014 by Graham Swift. Mit freundlicher Genehmigung von
United Agents LLP. Copyright der deutschsprachigen Aus-
gabe © dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
2016. Aus dem Englischen von Susanne Höbel.

